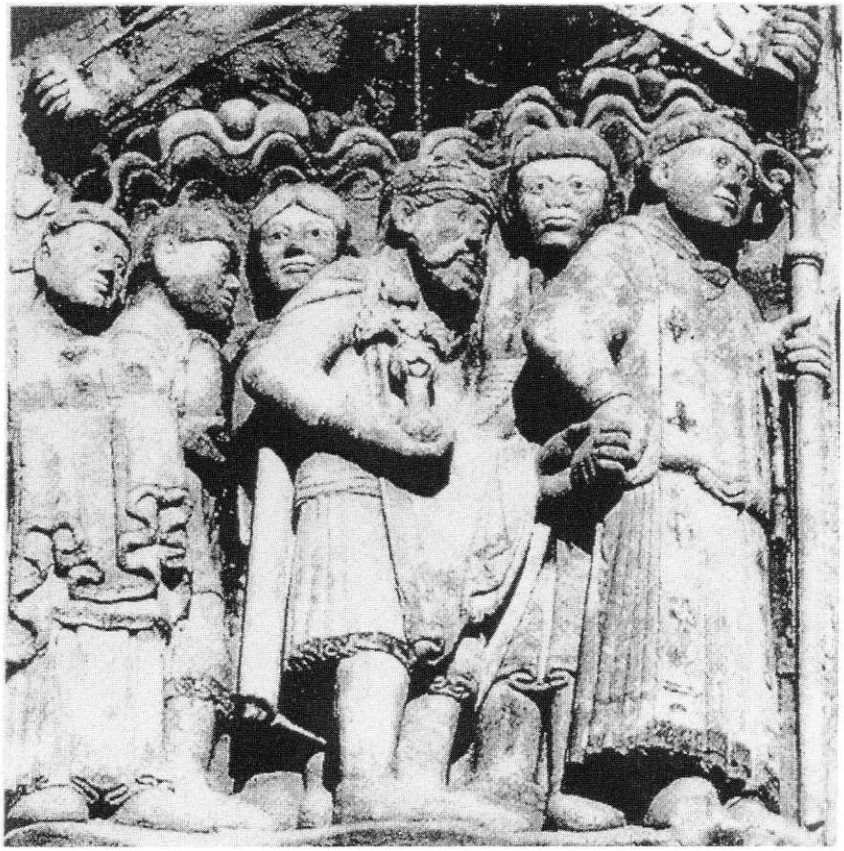
Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2004



Jahrg. 16, Heft 3, Dezember 2004

MANTIS VERLAG

ISSN 0947-7233

Titelbild: Karl d. Gr. auf dem Weg ins Paradies; Tympanon zu Ste-Foy in Conques, Auvergne [Abb. 7 des Aufsatzes von Gerhard Anwander, s. S. 606; Foto: G. Anwander].

Impressum:
Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*
(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a
Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig
Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440
Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de
Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de
dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*
Stichwortverzeichnis: www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von Andreas Otte
Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:
Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2005 verschickt. Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge**: **1989** = 17,50; **1990-1991** je 20,- ; **1992-1994** je 22,50,- ; **1995** = 27,50; **1996** = 30,- ; **1997-1998** = 32,50; **1999-2000** = 35,- ; **2001-2002** = 37,50 ; **2003** = 32,- ; **2004** = 35,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig
Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)
EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin **Jg. 16, Heft 3**
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart') **Dezember 2004**

Editorial

Auf drei Dinge darf hingewiesen werden. Zum Ersten regen sich verschiedenen Ortes *Eigenaktivitäten*. Nach dem selbständigen *Berliner Geschichtssalon* regte es zunächst sich im Raum *Bielefeld* (s. S. 704), dann folgten *Leipzig* und *Wien*. Jeweils besteht Interesse, eine selbst gewählte Thematik individuell weiterzuverfolgen, ob mit Besichtigungsrunden, Kamingesprächen oder Vortragsveranstaltungen. Die angemessene Form wird sich vor Ort finden. Mir erscheint das wertvoll, weil damit ein weiteres Potenzial freigesetzt werden kann, das bislang brachlag. Wenn ich willkürlich auf das frühe Mittelalter fokussiere, dann ist die Situation günstig, nachdem selbst Mediävisten vor den Urkunden fliehen (s. S. 637).

Zum Zweiten liegt Ihnen nun der 16. Jahrgang dieser Zeitschrift abgeschlossen vor; der 17. wird folgen. Deshalb erfolgt der unvermeidbare Hinweis, dass zur **Erneuerung des Abonnements** Ihre Zahlung fällig wird. Es bleibt beim Status quo: **Die *drei Hefte des Jahres 2005***, deren Umfang trotz der Ankündigung von "ca. 650 Seiten" wohl wieder die Zahl 700 übersteigen wird, kosten **35,- €** innerhalb Deutschlands, **40,- €** für Bezieher mit Anschriften außerhalb Deutschlands. Denken Sie bitte daran, dass es kein automatisches Einzugsverfahren für diesen Betrag gibt, ebenso wenig wie eine Kündigungsfrist für das Jahresabonnement.

Zum Dritten steht in unserem jetzt eineinhalbjährigen Turnus zu Himmelfahrt 2005 das nächste **Jahrestreffen** an. In Planung ist diesmal ***Zürich***, die Karlsgründung an der Limmat: Vorabendgespräch am 5.5.05 ("Christi Auffahrt"), die eigentliche Tagung am **6. und 7. Mai**, Brunch und Aufbruch am Sonntag dem 8.5. Die Tagungsunterlagen gehen an die Besucher der letzten beiden Treffen automatisch als Brief; wer die Absicht (noch gar nicht den festen Willen) hat, neu hinzuzustoßen, der möchte sich bitte beim Verlag melden. Diese Informationen werden erst nach diesem Heft bei Ihnen eintreffen. Ihre eigentliche Anmeldung geht wiederum an die im Impressum angegebenen Nummern für Telefon, Fax oder Email.

Lassen wir uns also davon überraschen, was uns das Neue Jahr bringen wird. Mit besten Grüßen

1.12.04 HCA Illig

Kopflaus und Hominiden-Chronologie

Gunnar Heinsohn

I. Stratigraphie und schnelle Übergänge in der Menschenentwicklung

Immer noch werden in den einschlägigen Lehrbüchern die Abstammungslinien von *homo erectus, homo neandertalensis* und Jetztmensch (*homo sapiens* bzw. Cro-Magnon) so gezeichnet, dass sie untereinander ohne Verbindung bleiben [etwa Tattersall 1995, 234; populär auch Latussek 2004, 74]. Die Mehrheitsmeinung glaubt zwar, dass die drei Gruppen sich – liebevoll oder tödlich – begegnet sind, ansonsten aber jede auf ihre eigene mysteriöse Weise von irgendwo aus der Tiefe des Raumes gekommen sei. Bei dieser Einschätzung spielt der stratigraphische Befund bekanntlich keine Rolle [Heinsohn 2000, passim]. Moderne Lehrbücher sind also schon vor Jahrzehnten dazu übergegangen, diese spezifisch archäologischen Ergebnisse schlichtweg zu ignorieren. Das hat sehr viel mit den darwinisierend langen Zeiträumen von Jahrzehntausenden zu tun, die sie für die Evolution des Menschen zu benötigen meinen. Die wirkliche Fundsequenz irritiert da nur, weil sie von Fundmenge und geologischem Zustand her extrem kurze Zeiträume zwischen den Entwicklungsstufen indiziert, also nicht Jahrtausende, sondern Jahrzehnte. Der Altmeister der deutschen Paläoanthropologie, Hermann Müller-Karpe [1966, 293], hat schon vor vierzig Jahren seine Kollegen provoziert, als er am Beispiel von Swanscombe an diesen Umstand erinnerte:

> „Ein Unterschied zwischen den Geräten der oberen [*erectus*-]Schicht und der unteren [*erectus*-]Schicht läßt sich nicht erkennen (vom Geologischen ist ja auch ungewiß, ob zwischen den beiden Schichten Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende liegen)."

Wirft man nun einen Blick in die vielen geschichteten Fundstätten Europas unter Felsüberhängen und in Höhlen, so wird deutlich, dass alle drei Gruppen – Erectus, Neandertaler und Sapiens – auf wenigen Quadratmetern ein und desselben Ortes gelebt haben. Überdies – das weiß man spätestens seit 1927 – verrät die Interstratifikation, dass die Gruppen nicht etwa nur hintereinander, sondern in jeweils einer Übergangsschicht nebeneinander, quasi also im selben Zimmer gewohnt haben:

> „Die Industrie der ‚Graviers supérieurs' ist außerordentlich interessant; es ist kein [*erectus*-]Acheuléen mehr, trotz vieler Anklänge und es ist noch keine [*neandertalensis*-]Moustérien, aber es ist der Übergang der einen Industrie zur anderen" [Bayer 1927, 42].

Interstratifikation europäischer Höhlen (idealtypische Darstellung)

(1) Funde zeigen nur Artefakte von Jetztmensch (mehrere Schichten)

(2) Funde zeigen Nebeneinander von Jetztmensch und Neandertaler

(3) Funde zeigen nur Artefakte des Neandertalers (mehrere Schichten)

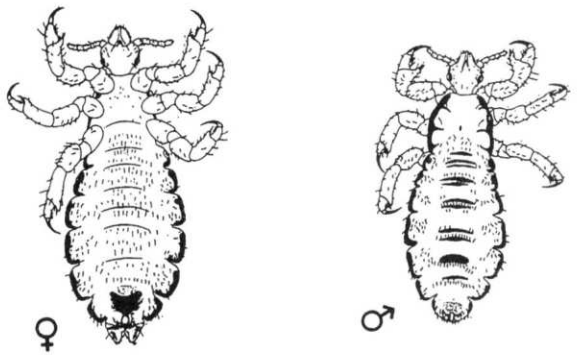
(4) Funde zeigen Nebeneinander von Neandertaler und Erectus

(5) Funde zeigen nur Artefakte von Erectus (mehrere Schichten)

Der Autor hat die Befunde aus (4) und (2) als das Zusammenleben von global mutierten Eltern der früheren Art mit ihren eigenen Kindern der neuen Art gedeutet. Noch immer wird ja gerätselt, was mit dem Neandertaler passiert ist [Rüschemeyer 2004, 53]:

> „Vor gut 30.000 Jahren verliefen sich die Spuren. War es Völkermord durch den von Afrika heranrückenden *Homo sapiens*? Oder ging der Neandertaler friedlich im Genpool des heutigen Menschen auf? [...Oder hat seine] mangelnde Anpassungsfähigkeit an sich wandelnde Umweltbedingungen"

sein Ende gebracht? Er wäre demnach – zu dumm für die Herstellung warmer Kleidung – der Kälte eines Klimasturzes entflohen. Dabei sei er in wärmere, angeblich aber nahrungsärmere Gefilde Südwestfrankreichs und des Schwarzen Meeres gelangt, um dort elendig zu verhungern – oder am Ende doch von tüchtigeren Sapiens-Konkurrenten ausgerottet zu werden? [Andel et al. 2004].



Kopflaus (Pediculus humanus capitis)

Da bisher weder Überreste der Ermordeten noch der Verhungerten gefunden worden sind, bleibt nur der stratigraphische Befund, der das friedliche Versterben der genetisch umkodierten früheren Art belegt. Der europäische Sapiens ist dann aus europäischen Neandertalerinnen „herangerückt". Selbst Svante Pääbo, der eben dies bestritten hat [Heinsohn 2000, 126 f.], kann die Verwandtschaft nicht mehr ausschließen, will ihre Wahrscheinlichkeit aber bei maximal „25 Prozent" ansiedeln [im Gespräch mit Rüschemeyer 2004, 53]. Das mag für einen genetischen Bruch ja nah am erwartbaren Wert liegen.

II. Aktuelle Funde und die irritierende Überlappungen zwischen Erectus, Neandertaler und Sapiens

Im Oktober 2004 hat David Reed [2004] vom *Florida Museum of Natural History* seine Ergebnisse über die Evolution der gewöhnlichen Kopflaus (*Pediculus humanus capitis*) mitgeteilt und dabei Erectus und Sapiens in eine Nähe gebracht, die der stratigraphische Befund schon immer nahe gelegt hatte. Allerdings bleibt auch Reed bei darwinisierenden Zeiträumen. Die Kopflaus hat weltweit nur zwei Varianten, aber in der Alten Welt (Afreurasien) lediglich eine. Die genetische Trennung der beiden Läuse setzt Reed auf 1,2 Millionen Jahre vor heute. Durch mtDNA-geeichte Rückrechnung lässt er in Asien eine der beiden Läusearten vor 25.000 Jahren vom Erectus auf einen aus Afrika heranwandernden Sapiens überspringen, der seine eigene Kopflaus schon mitgebracht habe, die Erectus-Sorte während inniger Reisekontakte hinzugewinne und beide zusammen dann über die Behring-Straße in die Neue Welt trage. Erectus sterbe dann in Asien aus, aber seine Kopflaus lebe in Amerika fort. Hingegen habe der – wiederum aus Afrika – nach Europa gelangte Sapiens nur die afrikanische Kopflaus am Leib getragen und so für die diesbezügliche Einseitigkeit der Alten Welt gesorgt.

Die Sensation besteht nun darin, dass Erectus nach langjährigem Glauben zwischen 700.000 und 125.000 Jahren vor heute gelebt haben soll. Ein etwas aktuellere Überzeugung gibt ihm einen Zeitrahmen von 1,4 Millionen bis 40.000 Jahre vor heute. Wir erinnern hier nur am Rande daran, dass dieser Zugewinn von 40.000 Generationen (à 20 Jahre) für den Erectus mit nicht einmal einer „Schuhschachtel" [Gee 2002, 32] voll Knochen bestritten wird.

Mit einem minimalen Aussterbedatum von -38.000 Jahren für Erectus sind Reed und seine 25.000 Jahre umgehend kritisiert worden – etwa von Mark Stoneking, der am 1997 gegründeten *Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology* in Leipzig arbeitet [Atkinson 2004]. Da aber der älteste Jetztmensch – November 1997 in Herto auf der Halbinsel Bouri/Äthiopien gefunden – mit der Argon-Isotopen-Methode mittlerweile nicht mehr auf 30.000, sondern auf 160.000–154.000 vor heute datiert wird [White et al. 2003; Kastilan

2003, 31], hätte es auch nach bisheriger Datierung eine Überlappung zwischen Erectus und Sapiens von mehr als 90.000 Jahren gegeben. Diese 5.000 Generationen sollten für den Läuseübersprung auch in der Zeit vor -38.000 allemal gereicht haben. Gleichwohl würde dieses mindestens 15.000 Jahre frühere Datum Reeds Berechnungen umwerfen und seine gesamte Methode in Zweifel ziehen.

Da gerät plötzlich ein Fund direkt aus Asien in den Läusestreit, den weder Reed noch Stoneking auf der Rechnung haben. In Liang Bua auf der indonesischen Insel Flores werden seit September 2003 Skelettfunde (fünf bis sieben Individuen) eines extrem kleinen Erectus gemacht. Das Ende dieser ein Meter großen Zwerge datieren die Australier Peter Brown und Mike Morwood *(University of New England/Armidale)* – mit Radiocarbon-, *luminescence-, uranium-series-* und *electron spin resonance* (ESR)-Methoden – auf frühestens 18.000 Jahre vor heute:

> „*H.[omo] floresiensis* stammt aus einer frühen Verbreitung des *Homo erectus*. [...] Er hat sich über einen signifikanten Zeitraum hinweg mit dem *Homo sapiens* in der Region überlappt, aber wir wissen nicht, ob oder wie die beiden Arten interagiert haben" [Morwood et al. 2004, 1087].

Warum nun dieser Überlappungs-Erectus vor seinem Aussterben die von Reed postulierte asiatische Erectus-Kopflaus nicht auch auf den asiatischen Sapiens übertragen hat, sondern nur auf seinen vor 25 000 Jahren nach Alaska wandernden Bruder, vermag niemand zu sagen. Die Konfusion könnte größer nicht sein.

Die Flores-Skelette und Indonesiens Auskommen mit nur einer Kopflaus werden Reed nötigen, über eine rein inneramerikanische genetische Scheidung hin zu zwei Kopflausarten nachzudenken. Die Verwirrung der chronologischen Überlappungen hingegen wird nur durch Rückbindung an den stratigraphischen Befund zu überwinden sein. Dort wird umgehend evident, wie räumlich und chronologisch nah die drei Gruppen sich gewesen sind. Es kann denn auch nicht überraschen, dass keine der streitenden Forschergruppen sich dazu durchringen kann, in die Höhlen zu schauen. Dass dort jedwede Kopflaus von Mama Erectus auf die Neandertaler-Töchter und von diesen auf uns Jetztmenschen problemlos überspringen konnte, versteht sich von selbst.

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Literatur siehe Folgeseite

Literatur

Andel. T. van et al. (2004), „Big Chill Killed off the Neanderthals", in *New Scientist,* 24. Januar 2004

Atkinson, N. (2004), „Lice Tell Mankind's Story", in *New Scientist,* 5. Oktober 2004, www.biomedcentral.com/news/20041005/01

Bayer, J. (1927), *Der Mensch im Eiszeitalter. I. Teil: Der Weg zur relativen Chronologie des Eiszeitalters. II. Teil: Entwurf einer historischen Geologie des Eiszeitalters,* Leipzig · Wien

Gee, H. (2002), „Die Vergangenheit in einer Schuhschachtel; Frühmenschen-Funde sind rar", in *Der Tagesspiegel-Forschen,* 11. Juli 2002, S. 32

Heinsohn, G. (2000), *Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit,* Gräfelfing

Latussek, R.H. (2004), „Parasiten verraten: Moderne und archaische Menschen hatten ein Rendezvous", in *Welt am Sonntag,* 10. Oktober 2004, S. 74

Morwood M. J., et al. (2004), „Archaeology and Age of a New Hominid from Flores in Eastern Indonesia", in *Nature,* Bd. 431, S. 1087-1091

Müller-Karpe, H. (1966), *Handbuch der Vorgeschichte. Band 1: Altsteinzeit,* München

Reed, D.L. et al. (2004), "Genetic Analysis of Lice Supports Direct Contact Between Modern and Archaic Humans", in *PLoS Biology,* 2:e340, DOI:10.1371/journal.pbio.0020340, Oktober 2004.

Rüschemeyer, G. (2004), „Warum der Mensch ein Mensch ist", in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung - Wissenschaft,* 25. Juli 2004, S. 53

Tattersall, I. (1995), *The Fossil Trail: How We Know What We Think We Know about Human Evolution,* New York · Oxford

White, T.D. et al. (2003), „Pleistocene Homo sapiens from Middle Awash, Ethiopia", in *Nature,* Bd. 423, S. 742-747

C14: einmal mehr desavouiert
Causa Reiner Protsch von Zieten

Heribert Illig

Menschliche Unzulänglichkeiten gehören zum Menschen, das bleibt unveränderbar. Immerhin erstaunt, wenn sie dermaßen geballt auftreten, ohne auf erkennbaren Widerstand zu stoßen. Da gibt es zu Frankfurt am Main ein C14-Institut, für dessen Leitung 1973 scheinbar eine Koryphäe gefunden werden konnte: Prof. Dr. Dr. Reiner Protsch von Zieten präsentierte sich als Schüler des Nobelpreisträgers Willard Libby, der die C14-Methode erfunden hat. (Universitärer Tratsch verbreitet, dass die Idee eigentlich von Enrico Fermi stammte, dem Konstrukteur des ersten funktionsfähigen Kernreaktors, 1942 in Chicago.)

Dieser Protsch wurde von Matthias Schulz zweimal im Spiegel vorgeführt: Als Herrenmensch, der seine Regeln selber macht, als kapitaler Unsymphat, Wichtigmacher, Hochstapler – "seine zweite Doktorarbeit eine 'Wissenschaftsfälschung erster Güte'" [Schulz 2004b, 158] –, Adelsprädikaterschleicher, Fachmann für mehr als 30 Fachgebiete, Enfant terrible für den Uni-Präsidenten Hartwig Kelm und vieles andere. Wenig davon ist für uns nachprüfbar, nicht alles ist für unsere Belange von Bedeutung. Immerhin gab es von der Uni Frankfurt noch am 11.11. folgende "Allgemeine Informationen zur Professur" des Herrn Protsch im Internet [www]:

> "Evolution des Menschen; Paläo-Primatologie: Primatenentstehung und -verhalten, Physische Anthropologie, somatologische und osteologische Analysen an Hominiden, Osteogenese und -physiologie; Paläoanthropologie. Paläopathologie: Erkrankungen und Heilkunde historischer Populationen. Morphologie, Entwicklung und Erkrankungen von Zähnen; Evolution des Menschen und seine Migration, fossile Hominiden, Datierungsmethoden, Ausgrabungsmethoden, Präparation und Abgußfertigung, Rekonstruktionen. Paläo-Primatologie: Entstehung und Radiation der Primaten, Ethologie, Morphometrie, Geschlechts- und Altersbestimmung an Skeletten, allgemeine Konstitution, Rekonstruktion historischer Populationen, Anthropometrie; Forensische Osteologie. Knochenentwicklung und -physiologie, ernährungsphysiologische Aspekte, Knochenmorphologie. Methodisches Spektrum: Densitometrie, CT, Röntgen, REM, Dünnschnitte, chemische Analysen, Sammlungsdokumentation; Morphologie und Pathologien der Zähne und des Zahnhalteapparates."

Fakt ist, dass Protsch der Schlüssel für sein Labor entzogen und Hausverbot

erteilt worden ist, weil er möglicherweise 278 institutseigene Schimpansenschädel auf eigene Rechnung verkauft hat. Uns interessiert jedoch die Größe des Schattens, den er zumindest auf die deutsche Paläoanthropologie fallen lässt oder lassen wird.

> "Zahlreiche berühmte Fossilien hat er untersucht. Der Professor prüfte den 600 000 Jahre alten Unterkiefer des Homo heidelbergensis, er taxierte Neandertaler und bestimmte das Alter von ersten modernen Menschen aus Europa. Blickte der Akademiker dabei in sein C-14-Zählrohr, als wäre es eine Wahrsagerkugel? Ganze Halden an prähistorischen Knochen wurden von ihm offenbar in die falschen Jahrtausende eingetütet" [Schulz 2004a, 129].

Der Greifswalder Archäologe Thomas Terberger, Martin Street aus Neuwied und Günter Bräuer von der Uni Hamburg prüften in deutschen Museen jungpaläolithische Skelette, also humane Überreste aus der umstrittenen Übergangszeit zwischen Neandertaler und Cro-Magnon. Denn Terberger hatte 1999 Verdacht bei Protsch geschöpft, worauf die drei Forscher 2001 im *Archäologischen Korrespondenzblatt* klarstellten,

> "dass der vermeintliche 'Neandertaler von Hahnöfersand', in Hamburg museal vermarktet, erstens kein Neandertaler und zweitens statt über 36.000 nur etwa 7.500 Jahre alt sei – ein ganz normaler neuzeitlicher Mensch also" [Sonnenburg].

Terbergers Resümee im *Spiegel:* "Von den wenigen jungpaläolithischen Menschenresten brechen immer mehr weg." Fünf Beispiele werden dort genannt (Alter vor Gegenwart, hier ohne die methodische Unsicherheitsspanne wiedergegeben):

Fund von Hahnöfersand, der nördlichste Neandertaler:	36.300 → 7.500
Schädel von Kelsterbach, ältester Cro-Magnon Deutschlands (fehlt im Panzerschrank von Protsch):	31.200 → ??
Schädel von Paderborn-Sande, "der älteste Westfale":	27.400 → 150
Skelettfunde aus der Osteifel:	27.000 → 1.500
Frauenfund von Binshof-Speyer:	21.300 → 3.300.

Die linken, auch im übertragenen Sinne 'linken' Zahlen stammen von Protsch, die rechten aus Oxford [Schulz 2004a, 129]. Wie viele Messungen oder Pseudo-Messungen Protsch seit 1973 vorgenommen hat, überblickt derzeit niemand. Das ist schlimm genug.

Noch viel schlimmer ist, dass es alle, präziser: offenbar die meisten Kollegen gewusst haben oder haben müssten. Bereits 1984 ist im *Journal of Human Evolution* ein 14-seitiger Bericht des Prähistorikers Michael Mehlmann erschienen, "der Protsch von Verdrehung von Fakten bis zur Schludrig-

keit alle erdenklichen Fahrlässigkeiten vorwarf" [Schulz 2004, 130]. Der Anthropologe Henke lästert heute: "Wenn Protsch datierte, war das wie Schäfchenzählen" [ebd.]. Ganz hartes Geschütz fährt der Leiter des C14-Labors am Kölner Institut, Bernhard Weninger, auf, der früher unter Protsch gearbeitet hat:

> "'Der Mann hat Daten gefälscht. [...] Ende der achtziger Jahre untersuchten wir ein Massengrab aus der Bandkeramik', erzählte er. Weil die aufwendige Messreihe dem Chef zu lange dauerte, habe der sich einfach ein plausibles Alter ausgedacht und an die Archäologen weitergereicht. Weninger: 'Dieses Tricksen nannten wir »mentale Datierung«'" [Schulz 2004a, 130].

Acht Jahre nach Protschs Ernennung zum Institutsleiter kam Weninger – er wurde übrigens in Simmerings Mittelalter-Film *300 Jahre erstunken und erlogen* interviewt – 1981 nach Frankfurt. Erst er

> "machte die Messstelle fit. Die Apparatur war ein 'Potemkinisches Dorf', erinnert sich Weninger: 'Sie sah sehr gut aus, doch das Labor hatte keinerlei Eichparameter, die Eigenschaften des Zählers waren völlig unbekannt, es war niemals in Betrieb gewesen vor meiner Zeit'" [Schulz 2004b].

Drei Jahre später sah es noch schlimmer aus. Weninger führte ein Experiment durch:

> "'Als ich im Dezember 1984 einmal ein paar Tage in Urlaub ging, habe ich ein Ventil am C-14-Zählrohr mit Drähten und einem Münzabdruck in Wachs versiegelt', erzählt Weninger. Kurz darauf bedankten sich Kollegen für Messungen des C-14-Labors an Knochen aus einem Gräberfeld von Wiesbaden-Erbenheim. Weninger, zurück aus seinem Urlaub, war verblüfft. Doch Protsch behauptete, diese Messungen in Weningers Abwesenheit selbst gemacht zu haben. Nur: 'Das Ventil war bei meiner Rückkehr noch versiegelt.' Es konnte also nicht sein. 'Da brach eine Welt für mich zusammen. Das war der Beweis, dass Protsch nicht wirklich misst.'" [Filser].

Ein Kuriosum am Rande. Im Bayernbuch [321, 844] von G. Anwander und mir wird auch der Hl. Nantwein genannt, ein Rompilger, den die Wolfratshausener 1286 kurzerhand verbrannten, weil auch sie einen Heiligen besitzen wollten. Protsch sollte klären, ob der erhaltene Leichenbrand überhaupt aus der fraglichen Zeit stamme. Sein Mitarbeiter Peter Blänkle erinnert sich, dass die Frage nicht mit Hilfe einer Kohlenstoffmessung, sondern eines Kirchenlexikons beantwortet worden ist [Schulz 2004b, 156].

Was nun? Es gibt nach wie vor Verteidiger von Protsch. So wies der *Rheinische Merkur* darauf hin, dass bei C14-Datierungen Abweichungen um 1.000 Jahre ganz normal seien, als wenn damit das Problem erkannt und beseitigt wäre. Seine beiden Journalisten wiesen auch darauf hin, dass die

universitäre Welt desinteressiert und der mögliche Täter zu schützen sei, während die ohnehin viel zu späten Aufdecker attackiert werden müssen:

> "Die zwischen Terberger/Street und Protsch kontroversen, im Extremfall um die 27 000 Jahre auseinander liegenden Datierungen haben in der Fachwelt und der Hochschulszene zunächst keinerlei Aufruhr verursacht. Erst nachdem 'Der Spiegel' das Thema aufgegriffen hatte, schaltete die Frankfurter Unileitung sofort die Kommission für den 'Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten ein'. [...]
> Nur Protsch wird angeklagt – und verdrängt die Rolle seiner vielen Koautoren und Mitarbeiter. Die aber müssen die Sache in Gang gebracht haben. Ohne Intrigen und dunkle Absichten interner Kenner kommt eine so komplex-komplizierte Geschichte nicht unter Laien" [...]
> Protschs Ruf ist kontaminiert, gewiss. Doch eine Anklage wegen wissenschaftlichen Betrugs, wie manche Blätter spekulieren, hat er nicht zu befürchten. Betrug ist nur dann strafbar, wenn neben der Täuschung ein wirtschaftlicher Schaden vorliegt. Und die Gesellschaft für Anthropologie hält die ganze Sache für zweitrangig. Professor Carsten Niemitz (FU Berlin), deren zweiter Vorsitzender, sagt: 'Die Geschichte der Menschheit muss auf keinen Fall umgeschrieben werden', keine Rede von einer 'Katastrophe für die Wissenschaft'." [Horstkotte/Roloff]

Das soll es also für dieses erlauchte Gremium gewesen sein. Allzu lange hat es kein Wissenschaftler gewagt, gegen einen mindestens 20 Jahre lang bekannten Täuscher vorzugehen. Nun, nachdem die Peinlichkeit wider aller Erwartungen doch öffentlich geworden ist, sucht man lieber nach dem, der die Meldung aus dem Campus hinausgetragen hat, als nach dem tatsächlichen Betrüger. Und die zuständigen Wissenschaftler versichern blauäugig, dass kein wissenschaftlicher Betrug ohne wirtschaftlichen Schaden gerichtsnotorisch werden kann und legen – korrekterweise – viel Gewicht auf die Unschuldsvermutung vor Abschluss der Beweisführung [Niemitz]. So gesehen, wird sich an 'der' Universität gar nichts ändern: Es wird unverdrossen niedergehalten, vertuscht, verniedlicht, auf dass vermutlich profitable Ränkespiele und die Reviere der Platzhirsche ungestört bleiben.

Den Kern der Sache hat Dagmar Aversano-Schreiber als Archäologin und Kunsthistorikerin aus Frankfurt getroffen, vermutlich weil sie nicht der *Gesellschaft für Anthropologie* angehört:

> "Hier ist das Vertrauen in die Wissenschaft nachhaltig erschüttert worden, und Protsch reißt im Fallen eine komplette Chronologie inklusive aller darauf aufbauenden Theorien mit in den Abgrund. Handbücher wird man neu schreiben müssen. Bereits in den achtziger Jahren haben Kollegen in Fachblättern und gegenüber der Universitätsleitung auf seine ungewöhnlichen Datierungsmethoden hingewiesen – jedoch ohne Konsequenzen. Die

Universität ist ein eigener Kosmos, der seine Mitarbeiter schützt und gegen Angriffe abschottet. Eine Schande für die Wissenschaft. Und eine Schande für Frankfurt."

Die Zunft der Knochenkenner und die der C14-Datierungen stehen vor einem Scherben- oder Knochenhaufen – und beide haben ihn mitverschuldet, weil niemand den wilden Protsch stoppen wollte oder konnte. Carsten Niemitz hat klargestellt, dass wissenschaftlicher Betrug gar nicht erst verfolgt wird, so lange er nicht auch den Geldbeutel von dritten tangiert.

Da drängt sich unabweisbar eine Namensähnlichkeit auf: Ganz Wien kannte den ebenso umtriebigen Udo Proksch, u.a. Besitzer des legendären Cafés Demel am Kohlmarkt, Freund vieler hochkarätiger Manager, Minister und von weiß Gott wem; er ließ 1977 für einen Versicherungsbetrug sogar die Lucona im Indischen Ozean sprengen und nahm dabei den Tod von sechs Menschen in Kauf. Lange, allzu lange zog er danach noch seine schillernde Spur, bis es dann doch brenzlig wurde und er trotz Gesichtsoperation verhaftet wurde. Während er heute einsitzt, läuft in Wien das Musical *Udo 77*, für das aus der kaltblütig geplanten Schiffshavarie ein lausiger Computervirus wurde.

Wie mag das Drama um Reiner Protsch ausgehen: als Tragödie für Anthropologie und C14-Forscher, als Gaunerkomödie oder als Schlag ins Wasser, der später vertont wird, vielleicht sogar mit dem virilen Urheber in der Hauptrolle? Das wird die Zukunft zeigen. Schon jetzt ist klar, dass C14 für die Wissenschaft ein Verderben bringendes Isotop ist. Mit ihm sind mittlerweile viel zu viele sinnvolle Chronologien von Zeiten und Ländern ruiniert und dafür Traumreiche geschaffen worden, die ihren Erfindern Ruhm und Ehre einbrachten, doch allen Redlichen Ärger und Verdruss.

Literatur

Aversano-Schreiber, Dagmar (2004): Ein eigener Kosmos (Leserbrief); in *Der Spiegel,* 36/2004, S. 14

Filser, Hubert (2004): Vermessen in jeder Hinsicht. Fragliche Datierungen, verschwundene Affenschädel, geknackte Panzerschränke - wie sich die Frankfurter Uni bis auf die Knochen blamiert hat; in *Süddeutsche Zeitung,* vom 19. 10. 2004

Horstkotte, Hermann / Roloff, Eckart Klaus (2004): Zwischen Irrtum und Intrigen; in *Rheinischer Merkur,* Nr. 37 vom 9. 9. 2004

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit; Gräfelfing

Niemitz, Carsten (2004): Leserbrief zur Causa Protsch; in *Der Spiegel,* Nr. 36/2004, S. 14

Schulz, Matthias (2004a): "Die Regeln mache ich". Gestohlene Knochen von Urmenschen, absurd falsch datierte Skelette und Schädel - steht den deutschen Steinzeit-

forschern ein einmaliger Skandal ins Haus? Im Zentrum steht ein schillernder Anthropologieprofessor der Frankfurter Universität. Die Kripo ermittelt; in *Der Spiegel,* 34/2004, 128-131

- (2004b): Mogelei im Knochenkeller. Schock an der Frankfurter Universität: Der Anthropologe Reiner Protsch datierte Steinzeit-Schädel falsch. Kostbare Fossilien sind verschwunden. Schwindelte der Professor auch bei seinem Doktor- und Adelstitel? Nun stellt sich heraus: Auch institutseigene Eugenik-Akten aus der Nazi-Zeit wurden vernichtet; in *Der Spiegel,* 42/2004, 156-160

Sonnenburg, Gisela (2004): Verknöcherte Wissenschaften. Skandal im Skelettgewölbe der Forschung: Ein Frankfurter Anthropologieprofessor wird der Unterschlagung verdächtig. Bewiesen ist indes nur, dass er Schädel falsch datierte – und dass der Lehrbetrieb trotz zahlreicher Hinweise jahrelang schwieg; in *Die Tageszeitung (taz),* Berlin, vom 3.9.2004

www.uni-frankfurt.de/fb15/profs/anthro/protsch.html

Einige Gedanken zu Arbeitsabläufen der Vorzeit und der dazu nötigen Technik

Franz Löhner

Immer wieder fällt auf, dass sich Archäologen und Historiker nicht in die Einfachtechniken und Arbeitsabläufe früher Zeiten und Völker hineindenken können. Weil sie die alten Arbeitsmethoden nie verinnerlicht haben, verwechseln sie oft einfaches, den Gegebenheiten angepasstes Tun mit unbeholfen-primitivem Handeln.

So wollten die Ausgräber eines uralten Tempels in Ostanatolien zeigen, wie der herrlich weiße Kalkstein gebrochen und dabei gleich schön in Form gebracht worden ist. Für eine Terra X-Dokumentation ließen sie deshalb eine Reihe von Arbeitern einen Musterstein bearbeiten. Sie klopften mit kleinen Faustkeilen eine Rinne auf der Oberseite des Steines. Nach zwei Stunden harter Arbeit war die Rinne 1,5 cm tief [Video].

Mein Vorarbeiter hätte mich für eine solche Leistung früher angebrüllt und weggejagt. Dann hätte er zwei Helfer mit großen Hebeln den Stein von unten anheben lassen, sich einen Vorschlaghammer genommen und mit der schmalen Seite genau die Linie entlang wuchtige Schläge geführt. Nach spätestens zwei Minuten wäre der Klotz exakt an der vorgesehenen Stelle so glatt gebrochen, dass man kaum nacharbeiten hätte müssen. Statt des Eisenhammers hätte natürlich auch ein kantiger, härterer Stein an einem passenden Stiel dieselben gute Dienste geleistet.

In der 'beispielhaften' Dokumentation ging es mit einer Demonstration des Steintransportes weiter. Unter Anleitung des Grabungsleiters versuchten etliche Arbeiter im Schweiße ihres Angesichtes, einen anderen Klotz über Holzrollen den steilen und natürlich sehr unebenen Abhang vom Steinbruch zum Tempel hinauf zu wuchten. Trotz aller Anstrengung schaffte die Gruppe binnen zweier Stunden keine fünf Meter.

Rollen kann man verwenden, wenn man einen solch großen Stein einmal um wenige Meter versetzen will und das Gelände halbwegs eben ist. Da aber für den Tempelbau viele große Steine benötigt wurden, musste sich der damalige Bauleiter etwas Besseres einfallen lassen.

Baumstämme in schienenförmiger Anordnung längs auf den Boden gelegt und dort befestigt, die Quader auf eine Art Schlitten mit runden Querriegeln gelegt (also keine rollenden Rundhölzer) und dann quer auf längs über die Baumstämme gerutscht; hinten zwei Mann mit starken Hebeln, vorn eine Zugmannschaft mit Seilen, die Baumstämme eventuell nass gemacht oder

etwas geölt – und man hätte mit demselben Kraftaufwand die 300 m bis zum Tempelbezirk in zwei Stunden schaffen können. Dieser Transportweg wäre bis zur Vollendung des Bauwerks nützlich gewesen – so führen plan- und sinnvolle Vorbereitungen zu unspektakulären, aber effizienten Arbeitshilfen .

Nach diesem schlechten Beispiel einer viel gesehenen Fernsehsendung wollen wir die Technik unserer Vorfahren von Anfang an durchdenken.

Holzbearbeitung mit Stein

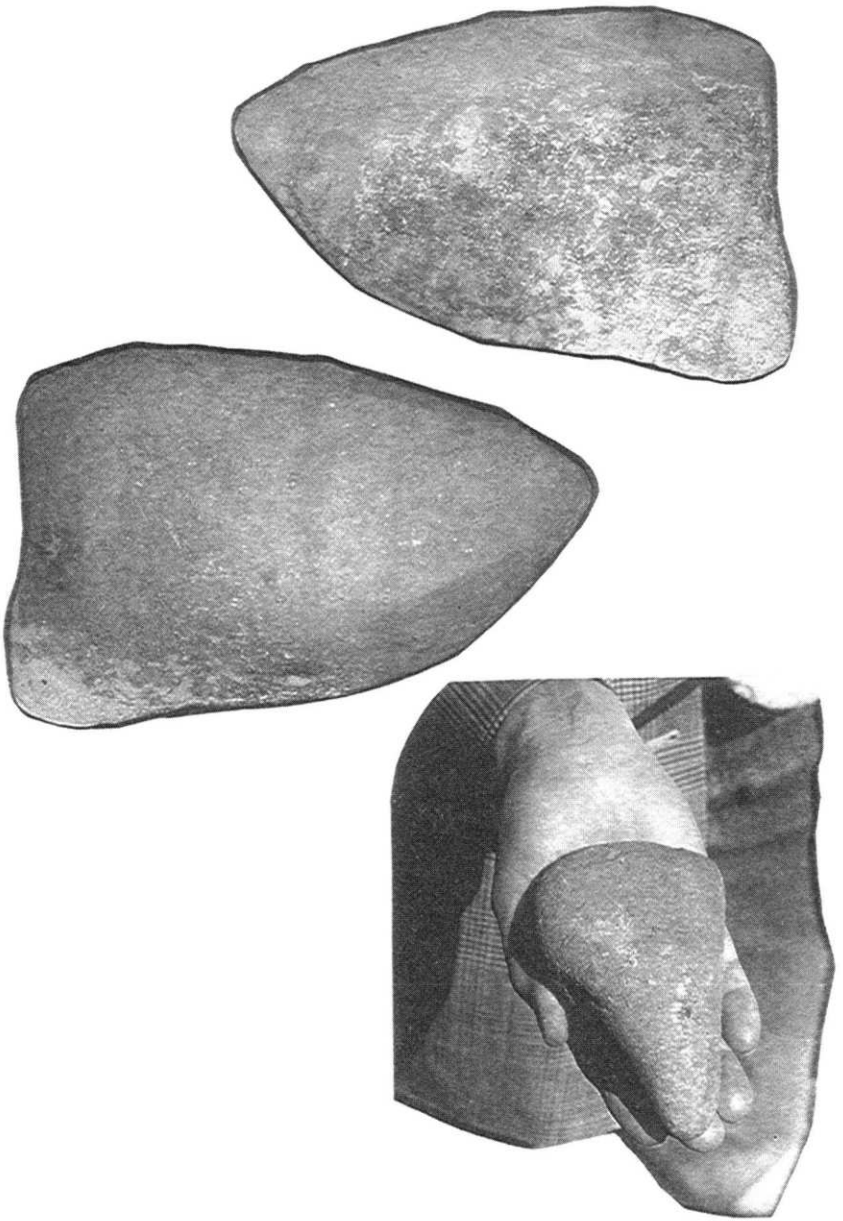
Die Steinzeit war in Wahrheit eine Holzzeit, denn damals wurde – gerade im Verhältnis zur Zahl der Menschen – ungewöhnlich viel Holz verbraucht, mussten überaus viele Bäume gefällt werden. Aufgrund zahlreicher Funde behaupten die Archäologen, die vielen Bäume seien mit Äxten aus Feuerstein umgehackt worden.

Natürlich kann man mit einer Silexaxt einen Baum fällen, besonders einen aus Weichholz. Bei Eiche, Buche oder Sykomore wird die Arbeit bereits schwieriger. Aber hat es die vielen Feuersteinäxte überhaupt gegeben, die man zum Fällen der vielen Bäume gebraucht hätte?

Das geeignete Werkzeug wird ebenso gefunden, aber nicht beachtet, weil seine Verwendbarkeit nicht gesehen wird. Es handelt sich um Klingen aus absandendem Kalkstein oder aus hartem Sandstein. Sie treten häufig auf und sind zum Teil sehr schön geformt; dieses Rohmaterial ist fast überall massenhaft vorhanden. Mit ihm wurde aber nicht geschlagen, sondern gesägt. Die Klingen sind so geformt, dass sie gut in der Hand liegen. Das sägeartige Hin und Her löst die Quarzsplitter und bringt die Sägeleistung (s. S. 505, Oberflächenfunde des Verfassers und seiner Frau).

Wenn der Baum mit Seilen oder Holzstangen noch etwas gebogen wurde, um die Fasern zu straffen, war die Sägeleistung noch höher und erbrachte eine relativ gerade Schnittfläche, ein Vorteil bei der weiteren Verwendung. Neubauer ([Abb. 97] S. 506) zeigt die Ausrüstung assyrischer Holzfäller mit Eisensäge, Beilen und Schubstangen. Sollten die Stämme zum Hausbau oder ähnlichem verwendet werden, fällte man die Bäume bevorzugt an Hängen, weil der relativ gleichmäßig trockene Boden für gleichmäßigen Wuchs, wenig Splint und widerstandsfähiges Ringholz sorgte. Solche Stämme ließ man mit dem Gipfel hangabwärts fallen und entfernte die Äste bis auf ein kleines Büschel an der Spitze, wobei man Aststumpen für Quer- oder Dachstangen zunächst stehen ließ. So ruhte der Baum mindestens den Sommer über. In der Zeit saugte das kleine Laubbüschel den Saft in die Krone; so war der Stamm besser geschützt, enthält doch Baumsaft Stärke, die das Faulen beschleunigt.

War die Zeit z.B. für den Hausbau gekommen, wurde der Stamm auf die erforderliche Länge zuschnitten, seine Rinde entfernt und er über stark qual-



Sägeklingen aus Kalk- oder Sandstein; Oberflächenfunde des Verfassers und seiner Frau aus der Umgebung von Penzberg [Fotos: F. Löhner]

Oberflächenfunde aus der Gegend um Penzberg (Obb.) [Foto: F. Löhner]. Assyrische Holzarbeiter mit Säge, Beilen und Stemmstangen zum Spannen des Baums, deren Funktion Neuburger [Abb. 97] verkannt hat.

mendem Feuer geräuchert (Wacholder oder dergleichen). Beide Enden wurden leicht angekohlt, um das Holz so gut wie möglich gegen Fäulnis und Schädlinge zu schützen.

Die zum Hausbau gefällten Bäume hatten nur etwa 12 bis 15 cm Durchmesser; das reichte für die Standfestigkeit des 'Fachwerks' völlig aus. Dachbalken und Querstangen waren sogar noch dünner. Das Dachmaterial war gebündeltes Schilf oder Stroh; der kaminlose Rauchabzug der offenen Feuerstellen durchs Strohdach hindurch beugte wiederum Schädlingsbefall und Fäulnis vor und hielt ungebetene Mitbewohner wie Mäuse oder Ratten ab.

Steinmauern wurden nicht angestrebt, hatte man doch geeigneteres Material für Wände, Zwischenwände und andere Bauteile. Nasser Lehm, mit kurz gebrochenem Stroh oder Schilf vermischt, wurde etwa eine Woche in einer Erdgrube gelagert. Die beginnende Zersetzung sorgte für schleimige Absonderungen, die nach dem Trocknen dem Lehm zusätzliche Festigkeit verliehen und ihn besser vor Feuchtigkeit schützten. Dieses Material wurde auf Flechtwerk aufgebracht. Noch heute werden die Häuser und Windtürme (das sind natürliche Klimaanlagen) im Osten und Süden des Iran mit diesem Material gebaut. Die uralten Ruinen von z.B. Yadz beweisen seine Langlebigkeit.

Begann die Metallzeit mit dem Gold?

Die Entdeckung, dass sich Metalle erschmelzen lassen, führte zu einem wahren Raubbau an den Wäldern jener Völker, die damals die Spitze des damaligen Fortschritts darstellten.

Das vielleicht am längsten von den Menschen gesuchte und zugleich nutzloseste Metall war das Gold. Es kommt fast nirgends in gediegener Form vor, jedenfalls nicht in nennenswerten Mengen. Meist ist es mit anderen Metallen vermengt; die Trennung ist aufwändig und bedarf großer Erfahrung.

Gold ist in Gesteinsschichten eingesprengselt und muss bergmännisch abgebaut werden. Allerdings werden diese Gesteine mitsamt dem Gold durch Verwitterung gelöst und in Flüsse geschwemmt, wo es durch Wasserkraft zermahlen wird, bis nur noch feinste Flitterchen auf dem Flussgrund weiterbewegt werden. Man spricht dann von Flussgold.

Goldhaltiges Gestein oder der aus den so genannten Goldfallen – das sind Stellen in Flüssen oder Bächen, wo sich das schwere Flussgold gerne absetzt – abgeschöpfte Sand wurde möglichst fein zermahlen und dann mit viel Wasser durch mit Reh- oder Schaffellen ausgekleidete Rinnen geschwemmt. Durch Reiben mit den Händen und immer neuen Güssen wurde erreicht, dass Sand und Gesteinsmehl weggeschwemmt wurden, das weit schwerere Gold aber im Fell hängen blieb und über besonderen Bottichen ausgewaschen werden konnte. Die Methode berichtet uns Agatharchides von Knidos in seinem

Das haupt des herdts A. Der herdt B. Das tůch C. Das gerinlein D. Das vhaß dem herdt vnderworffen E. Das vhaß darein das tůch gewäſchen wirt F.

Etliche an ſtatt des grünen tůchs / vnderlegendt ein tůch mitt roß har eng in einander gflochtē / dem viel knöpfflin ſeindt / ein wenig von der flochtung geſchoren / dieweil aber diſe herauß ghendt / vnd das tůch rauch iſt / hangendt an jm die kleine goldtſchlich / welche auch in dem vhaß mitt waſſer abgewäſchen werden.

Goldwäsche an einem Fluss. Bei Hochwasser werden Flüsse aufgestaut und ihr Wasser in Gräben umgeleitet, um goldhaltige Sande zu gewinnen. Darstellung in Georg Agricola *Vom Bergbau* [1557]

Flusssand wird über ein Tuch aus geflochtenem Rosshaar gewaschen. Die darin hängen gebliebenen Schwerminerale und das Gold, der so genannte "Schlich", werden anschließend in einem Fass gesammelt. Darstellung in Georg Agricola *Vom Bergbau* [1557, Blatt 272]

Periplus Maris Erythraei ("Umsegelung des roten Meeres") [Förster u.a. 114 (5.27a)] genauso wie Georg Agricola im 16. Jh.

Das sich absetzende Gold war aber immer noch mit vielen Metallen 'verunreinigt'. Sie ließen sich nur durch besondere chemische Verfahren trennen. Noch heute wird mit "fire assay" gearbeitet, weil Blei Gold und Silber in sich aufnehmen kann. Anschließend wird das Blei durch so genannte Kuppellation zur Bleiglätte geschmolzen, während sich das Gold in einer kleine Vertiefung, der Kupelle, sammelt. In alter Zeit wurde zur Herstellung der Kupelle Knochenasche verwendet; heute benutzt man Magnesiumoxid.

Die alten Nubier und Ägypter verwendeten noch ein anderes Verfahren: Eine genau bemessene Menge Golderz wurde zusammen mit ebenfalls exakt abgewogenem Blei, Zinn, Salz und Gerstenkleie in ein trichterförmiges Tongefäß mit exakt passendem Deckel gefüllt, dieser dann sorgfältig mit Ton verschmiert und abgedichtet. Dann kam der Topf in den entsprechenden Brennofen und wurde dort ohne Unterbrechung fünf Tage lang so befeuert, dass das Gefäß ständig weißglühend war. Nur dadurch konnte die Temperatur von ca. 1.000 Grad gehalten werden.

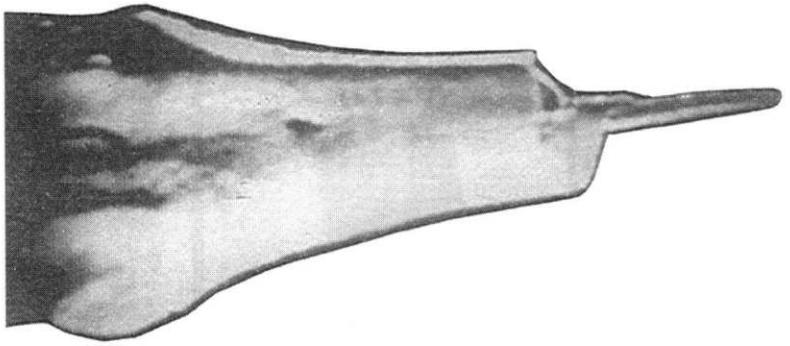
Nach dem Öffnen lag nur mehr das reine Gold darin; die übrigen Zutaten und die Verunreinigungen hatten sich verflüchtigt oder waren vom Material des Topfes aufgenommen worden. Eine Beschreibung des Vorganges haben uns Athenaios aus Naukratis [Förster u.a. 114 (6.233 D)] und Poseidonios hinterlassen. Dieses Verfahren verbreitete sich rasch im ganzen Orient wie im Okzident. Auch der Goldschatz von Bernstorf bei Freising, also nördlich von München, wurde so hergestellt, wahrscheinlich auch die Goldblättchen auf der Nebrascheibe.

Das Kupfer und seine Zeit

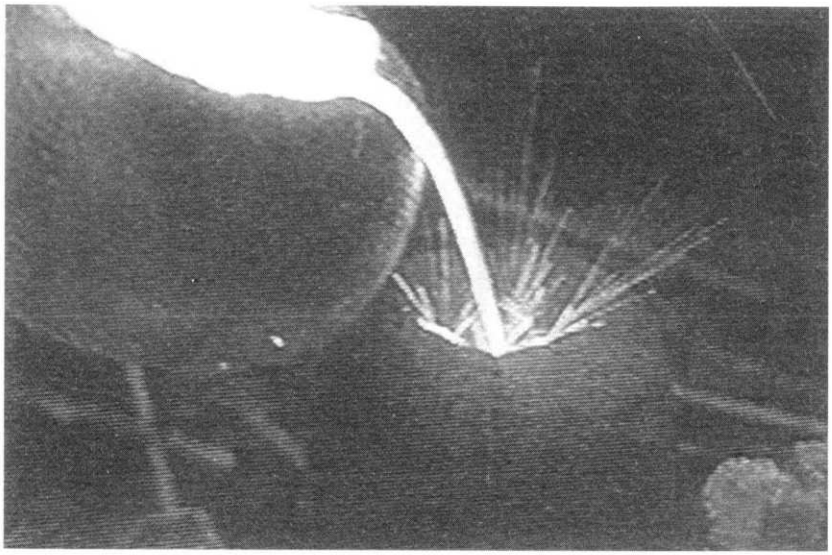
Es ist noch nicht klar, ob zuerst Gold oder Kupfer erzeugt werden konnten. Ähnlich wie Gold kommt auch Kupfer kaum gediegen in der Natur vor, sondern ist meist mit Blei, Zink oder Silber vergesellschaftet und muss aufwändig getrennt werden.

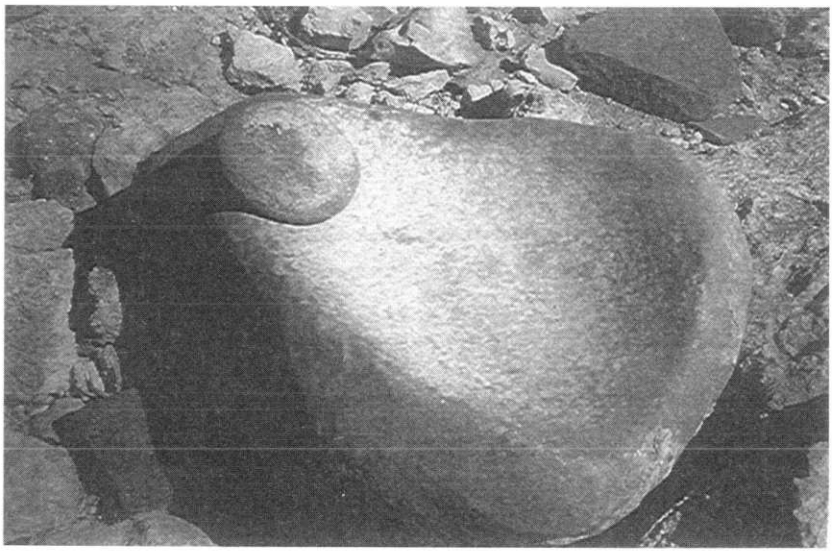
Die oxidischen Kupfererze Malachit (grün) und Azurit (blau) waren wohl diejenigen, die zuerst die Aufmerksamkeit der Menschen erregten. Im Kaukasus will man 40.000 Jahre alte Gussstücke gefunden haben, aber es waren wohl nur ins Feuer geworfene Steine, die wunderschön gefärbte Funken sprühten, wenn die Flammen heiß genug waren.

Bei Tarnovo im heutigen Bulgarien soll die älteste und doch schon fast industriell anmutende Kupferfabrikation – zumindest Europas – stattgefunden haben, deren Produkte bis nach Südrussland und Südpolen gehandelt wurden. Verarbeitet wurden dort nur die oxidischen Erze wie Malachit, weil sie mas-



Ältestes Kupferwerkzeug: Kupfernadel in einem Hühnerknochen aus Tarnovo; Museum Varna / Chalkolithische Grube für sulfidisches Kupfer im ehemaligen Jugoslawien (die Holzaussteifung jüngeren Datums) [Fotos: F. Löhner].





Kupferguss / Erzmühle, Oberflächenfund auf Rhodos [Fotos: F. Löhner]

siert vorkamen und wesentlich leichter zu verhütten sind. Wie beim Gold steht am Anfang des Verhüttungsprozesses das Aussortieren und Zerkleinern des Erzes auf etwa Haselnussgröße, gefolgt vom reduzierenden Schmelzen, In einem kleinen oder mittleren Schachtofen, einer Schmelzgrube oder einem Schmelztiegel erfolgt bei mäßiger Temperatur von ca. 230 – 250° C die Zersetzung des Malachits unter Wasser- und Kohlendioxidabgabe zu CuO, also Kupferoxid. Diese schwarze Verbindung wird dann bei mindestens 800° C zu Rohkupfer Cu_2O geschmolzen. Nach abermaligem Zerkleinern und Schmelzen bei ca. 1150° C wird der Oxidgehalt mit dem Hineinstoßen von oder Umrühren mit feuchten Birkenholzästen auf ein normales Niveau zurückgeführt. Nach dem Entfernen eventueller Schlackenkrusten kann das Kupfer weiterverarbeitet werden.

Das Herstellen von Kupfer aus sulfidischen Erzen, also aus Kupferkies oder Kupfereisenkies ($CuFeS_2$), ist noch weit komplizierter und bedarf weit größerer Erfahrung. Denn hier braucht es weitere Schmelzverfahren mit eventuellen Zuschlägen. Letztlich handelt es sich um eine Sequenz von Röstung und Reduktionsschmelzen.

Bei Zuschlägen wie etwa Quarzmehl dürfte es einmal zu einem folgenschweren Irrtum gekommen sein, der unsere Geschichte noch heute prägt. Wahrscheinlich versehentlich wurde ***Arsen***, ein gräulich-bröckeliges Pulver, das häufig zusammen mit Kupferkies vorkommt, zur Schmelze gebracht, was dem Schmelzmeister schwere gesundheitliche Schäden, vielleicht sogar den Tod eintrug. Aber: Die erste Bronze war erzeugt, ein Metall, das dem Kupfer weit überlegen war. Es war ebenso leicht (oder schwer) herzustellen und zu bearbeiten, war aber wesentlich härter und somit für Waffen und Werkzeuge viel besser geeignet.

Rasch fand die Arsenbronze Verbreitung, aber die Gefahren bei ihrer Herstellung brachte die Hüttenmeister dazu, alle möglichen anderen Legierungsstoffe zu erproben, um das überaus gefährliche Arsen zu vermeiden. Es ist bei Einnahme ein tödliches Gift, seine Dämpfe sind hochgiftig und möglicherweise Ursache des in den frühen Schmiedesagen beschriebenen Hinkens. Denn das Gift wirkt besonders auf die Kapillargefäße und schädigt oder lähmt die Streckmuskulatur des Beines und der Wadenmuskulatur. Es soll hier nicht darüber spekuliert worden, ob diese Lähmung später absichtlich zugefügt worden ist, wie das etwa Mircea Eliade beschrieben hat.

Nach vielen Versuchen fanden die Altvorderen heraus, dass eine Beimischung von 10 % ***Zinn*** eine ebenso gute Bronze ergab, doch mit wesentlich weniger Gefahr für Leib und Leben. Nun setzte ein wahrer Boom in der Herstellung von Bronzegeräten ein, ungeachtet der Tatsache, dass die Lagerstätten von Kupfer und Zinn viele hundert Kilometer auseinander lagen. So

wurde für die 'Bronzezeit' nicht nur das verwendete Metall, sondern zugleich fast so etwas wie 'Welthandel' typisch.

Die Eisen-Revolution

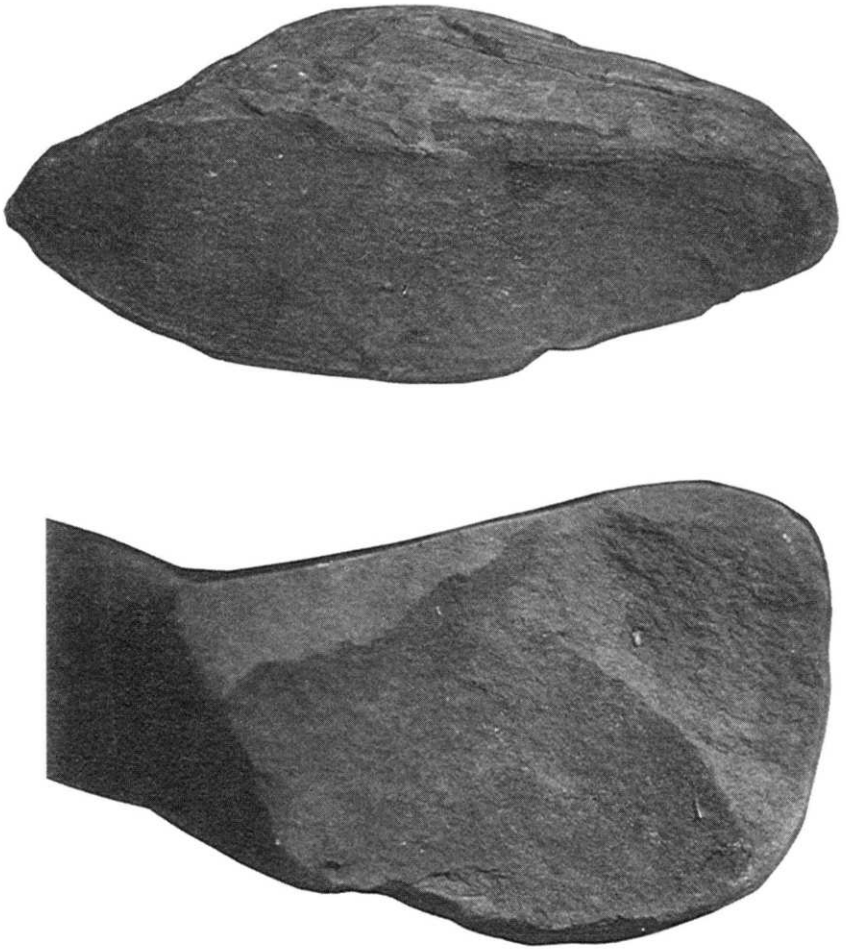
Nach herkömmlicher Zeitrechnung begann im späten -2. Jtsd. die Eisenherstellung. Allerdings war anfangs das Eisen der Bronze weit unterlegen. Je nach Zusammensetzung des Erzes und dem Herstellungsprozess lieferte das so genannte Rennfeuerverfahren (die Bezeichnung kommt von "rinnen") kohlenstoffarmes oder -freies Alphaeisen oder, bei optimalen Bedingungen in den heißesten Zonen des Schmelzofens (ca. 900° und mehr) kohlenstoffreiches, sprödes Gusseisen, das nicht schmiedbar ist.

Es war lange Erfahrung nötig, damit der neue Werkstoff mit der herkömmlichen Bronze konkurrieren konnte. Der Schmelzpunkt von über 1500° war mit den damaligen Öfen nicht erreichbar, so dass lediglich eine Feststoffreaktion stattfinden konnte. Technisch ging das so: Auf einer geeigneten Bergkuppe formte man eine schüsselförmige Mulde von etwa 0,5 m Durchmesser mit mehreren Rinnen als Lufteinlass, schichtete eine dicke Lage Holzkohle und dazwischen dünne Schichten zerkleinertes Erz, ummauerte das Ganze etwa einen Meter hoch dick mit Lehm, mit Luft- und Brennstofföffnungen unten, formte dann einen ebenso hohen Kamin und unten zur besseren Luftzufuhr entsprechende trichterförmige Vorbauten in der Hauptwindrichtung. Denn gute Luftzufuhr war genauso wichtig wie (die unten behandelte) Holzkohle. Die oft behaupteten Blasebälge der damaligen Zeit waren nicht wirksam genug; so kam nur ein Ort mit zuverlässig starkem Wind in Frage (wir denken an "Salomons Hochöfen" oberhalb von Eilat).

Das Gemenge aus Erz und Holzkohle wurde entzündet, von Zeit zu Zeit neues Kohle- und Erzgemisch durch die verschließbare obere Öffnung zugeführt und das Ganze so lange befeuert, bis sich unten Eisenluppe absetzte oder gar durch die vertieften Rinnen abzufließen begann. Dieses Zwischenprodukt war lediglich ein mit Schlacke durchsetzter Eisenschwamm, der durch immer neues Erhitzen und Ausschmieden – bis zu 40 Mal – von der anhaftenden Schlacke befreit werden musste. Die Ausbeute an Roheisen betrug etwa 6 % des gesamten Erzes.

Dieses Roheisen war noch kein für Werkzeuge oder Waffen verwendbares Material; es musste erst durch so genanntes "Aufkohlen", z.B. Einlegen in glühende Holzkohle, zu Stahl veredelt werden, der dann durch vielfältige Weiterbehandlung, Härten, Anlassen, Abschrecken, Verspröden zu Werkzeugstahl für die jeweils beabsichtigte Endverwertung gemacht wurde.

Die Güte des Stahles, also z.B. Härte und Elastizität des Schwertes, war einzig und allein dem Können und der Erfahrung des Schmiedes zu verdan-



Eisenluppe und Schlackenreste, zum Teil mit anhaftendem Eisen. Funde aus der Penzberger Gegend (keltisch) und aus Hagen im Ruhr-Lenne-Gebiet [Fotos: F. Löhner]

ken, denn es gab kein Verfahren, mit dem man den Kohlenstoffgehalt des Stahles, wesentlich für Härte und Elastizität, messen konnte. Dieses mehr dem Gefühl als rationalem Denken entsprungene Wissen baute sich in zahlreichen Jahren und Generationen mühsam auf. Dieser mühselige Zugewinn an Fachwissen ist das beste Argument gegen die oft behauptete Verwendung von zufällig gefundenem Meteoreisen vor der so genannten Eisenzeit.

Eisen nur dank Holzkohle

Die gesamte Metallzeit ist ohne Holzkohle nicht denkbar. Steinkohle musste selbst erst bergmännisch ergraben werden und eignete sich für damalige Schmelzprozesse nicht; z.B. war Steinkohleneinsatz erst mit der so gen. Bessemerbirne bei der Eisenproduktion des 19. Jhs. möglich. Ab da konnte Eisen tonnenweise erzeugt werden, während die Vorzeitöfen maximal 1 bis 1,5 kg verwendbares Eisen erbrachten, meist noch weniger.

Temperaturen über ca. 800° konnten damals nur mit Holzkohle erreicht werden. Diese spezielle Eigenschaft machte sie trotz des mit ihr verbundenen immensen Holzverbrauch unabdingbar. Heute gilt die Faustregel, dass aus 100 kg Holz bis zu 20 kg Holzkohle werden, aus einem Festmeter (ca. 1 cm^3) je nach Holzart 250 bis 270 kg Holzkohle. Ein Richtmaß des 19. Jhs. verlangte 70 Festmeter Holz zur Erzeugung von 1 Tonne Eisen – dies bedeutet ungefähr 100 t Holz für 1 t Eisen [Eisenhüttenmuseum], eine beängstigende Relation, die in früheren Zeiten sicher noch schlechter war.

Bei Kupfer war die Menge an Holzkohle eher noch größer, die Schmelzmengen eher noch kleiner, gerade bei sulfidischen Erzen. Dabei waren bis zu acht Röst- und Schmelzvorgänge nötig.

Gegenüber dem Holzbedarf für das Kohlenbrennen und die Metallverhüttung war aller sonstiger Holzbedarf nachrangig, also Haus- oder Schiffbau, Bergwerkssicherungen und selbst Koch- bzw. Heizungsfeuer. Allerdings bleibt anzumerken, dass die Kohlenmeiler auch mit Knüppelholz auskamen, während Haus- und vor allem Schiffsbau lange, möglichst gerade gewachsene Stämme dringend benötigte.

Allein die nubische Gold- und sonstige Erzgewinnung sorgte für einen Waldverbrauch größten Ausmaßes. Von den einstigen Wäldern zeugen noch die meist nur wenig erforschten Ruinenstädte in heutigen Wüsten. In Ägypten gab es zwischen Delta und erstem Katarakt Gold nur in der Ostwüste, Eisen überhaupt nicht. Insofern war Nubien zum Kahlschlag verurteilt, seitdem Eisen nicht mehr aus dem Norden importiert wurde, etwa von den Hethitern.

Wer auf der Halbinsel Sinai Mosesquelle und Katharinenkloster besucht, sollte vielleicht auch einen Abstecher zu den Türkisminen von Serabit el Khadim mit ihrem kleinen Hathorheiligtum machen. Auf jeden Fall sollte er die

Kupferminen von Bir Ikna und das Wadi Nasib besuchen; dort verraten riesige Kupferschlackehügel aus pharaonischer Zeit, wo die Wälder des Sinai geblieben sind. Es war dabei nicht gleichgültig, welche Holzarten verwendet worden sind. Für Kupfer- und Eisenreduktion eignet sich keine Holzkohle von Eiche oder Buche.

Das große Erdbeben im Südiran (2004) rückte die ehemaligen Kupferminen zwischen Bam und Isfahan wieder ins Licht der Öffentlichkeit, wo die Reste unzähliger vorzeitlicher Schürfstellen, Schmelzöfen und große Schlackenhalden vom Ende der dortigen Wälder künden. Auch die riesigen, hierzulande praktisch unbekannten Ruinenstädte in der heutigen Wüste von Südwestafghanistan sind Zeugen des Waldraubbaus durch Metallerzeugung. Selbst bei uns hat solcher beispielsweise das mittelalterliche 'Ruhrgebiet' an Naab und Regen, nördlich von Regensburg, die Metallgewinnung und -verarbeitung zum Erliegen gebracht, und das, obwohl die Nürnberger Schürfrechtsinhaber versuchten, dem Einhalt zu gebieten.

Literatur

Castiglioni, Alfredo und Angelo (1998): Das Goldland der Pharaonen; Mainz

Eisenmuseum Trippstadt am Pfälzerwald
Www.thrake.de/museum/ms_innenansicht.html

Eliade, Mircea (^{2}1980): Schmiede und Alchemisten; Stuttgart

Förster, Otto / Nägele, Gerhard / Spielvogel, Gernot (1997): Das Gold der Kelten. Ein historisches Abenteuer; Stuttgart

Graichen, Gisela (1999): Schliemanns Erben und die Botschaft der versunkenen Städte; Bergisch Gladbach

Grebe, Anja (Hg., 2003): Gold und Kult der Bronzezeit (Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg); Nürnberg

Jockenhövel, Albrecht / Kubach, Wolf (1994): Bronzezeit in Deutschland; Stuttgart

Kupfer – Zeitschrift des Deutschen Kupfer-Instituts (Ausgaben 1970-1980); Berlin

Neuburger, Albert (1919): Die Technik des Altertums; Leipzig (Reprint 1987 Wiesbaden)

Sachse, Manfred (1989): Damaszener Stahl. Mythos, Geschichte, Technik, Anwendung; Bremerhaven

Schneckenberger, Gudrun (Hg., 2002): Über die Alpen. Menschen, Wege, Waren (Ausstellung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württembergs); Stuttgart

Steuer, Heiko / Zimmermann, Ulrich (1993): Alter Bergbau in Deutschland; Hamburg

Video = Terra X Video: Tempel am Nabelberg - Ostanatolien

Wichtiger als alle Bücher: Praktische Anleitung durch meinen Vater (Zimmermeister und Industriemeister für Metallurgie), meinen Onkel (Kunst- und Kupferschmiedemeister) und durch meinen Großvater (Schmiedemeister und Landwirt); daraus resultierende eigene praktische Tätigkeiten.

Franz Löhner, 82377 Penzberg, An der Freiheit 30

Der beste aller möglichen Kalender?
Eine Rezension zu Anne-Sophie von Bomhard
von Heribert Illig

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft vertreibt jetzt ein opulent aufgemachtes, großformatiges Werk der Chirurgin und Ägyptologin Dr. Anne-Sophie von Bomhard über eines der großen antiken Rätsel: *Der ägyptische Kalender. Ein Werk für die Ewigkeit;* 127 S., zahlreiche farbige und schwarzweiße Abbildungen; erschienen bereits 1999 [= B.]. Die Autorin selbst sieht die Edition als "ein Werk von einer Qualität und Schönheit [...], die ich nicht für möglich gehalten hätte" [Bomhard VII].

Laut dem Vorwort von Prof. Jean Yoyotte wird hier eine neue Theorie vorgelegt [B. XIII]. Da dürften die Ägyptologen und die mit ihnen zusammen arbeitenden Paläoastronomen sehr gespannt gewesen sein, was sie bislang übersehen hätten.

Bereits das erste Kapitel über "Das Streben nach Ewigkeit" bringt eine Überraschung.

> "Für das Verständnis des Kalenders ist es wichtig, daß für die Ägypter seine Gültigkeit über lange Zeiträume ganz klar die erste und wichtigste Erfordernis darstellte. Zudem sind **im ägyptischen Denken Zeit und Ewigkeit keine linearen sondern zyklische Konzepte**: das Monument auf der Titelseite zeigt unten das Zeichen 𓆑 für Jahr auf einer Kaulquappe (der Wert 100.000), die wiederum auf dem Zeichen eines Kreises 𓇳 ruht – das als sog. Kartusche die Namen der Pharaonen umgibt, um ihre Ewigkeit zu verdeutlichen" [B. 4; Hvhg. der Autorin].

Die Kartusche verewigt freilich den Namen des Pharao, weshalb er oft genug aus den Kartuschen herausgekratzt worden ist. Aber die alten Ägypter haben uns nicht mitgeteilt, was sie mit diesem Symbol ausdrücken wollten. Gesehen wird eine Schlaufe, eingeknotet in ein Seil, das nach links und rechts weiterläuft. Von daher wäre sie eher Ausdruck eines linearen, nicht eines zyklischen Konzeptes, spricht demnach auch nicht unbedingt davon, dass hier ein Zeitraum von 100.000 Jahren immer wieder repetiert würde.

Mit einigermaßen geweckter Neugier begegnen wir nun der neuen v. Bomhard-Theorie und sind rasch erleichtert, nichts Neues lernen zu müssen. Sie lautet nämlich: Die alten Ägypter hatten sowohl einen bürgerlichen Kalender mit einer Jahreslänge von 365 Tagen, als auch ein Sothisjahr, das sich in seiner Länge geringfügig vom bürgerlichen Kalender unterscheidet. Davon sind zwar bislang alle Ägyptologen ausgegangen, doch v. Bomhard

gewinnt dem umständlich wirkenden Doppelkalender, der erst nach einer Sothis-Periode von 1.460 Jahren wieder für vier Jahre ineinander geht, etwas überaus Positives ab:

> "**Das Verschieben des Sirius-Frühaufganges im mobilen Jahr um einen Tag alle vier Jahre wäre somit nicht eine einfache Folge – wie dies bislang angenommen wurde – des Unterschiedes zwischen dem Sothisjahr (365¼ Tage) und dem bürgerlichen (365 Tage). Es wäre vielmehr das Mittel – und tatsächlich das einzig mögliche Mittel – den zusätzlichen Tag einzubeziehen, ohne jemals einen Schalttag benützen zu müssen. Sothisjahre von 365¼ Tagen könnten auf diese Weise präzise gezählt und das zivile Jahr von 365 ganzen Tagen weiterhin benutzt werden**. Wenn man akzeptiert, daß das Gleiten des Sirius-Frühaufgangs im bürgerlichen Kalender um einen Tag alle vier Jahre nicht zufälliger Umstand, sondern das Resultat einer fundierten Entscheidung ist, kann weiterhin akzeptiert werden, daß es nicht ein fixes Jahr einerseits und ein bürgerliches Jahr andererseits gibt – wobei jedes unabhängig läuft – sondern einen **gekoppelten Mechanismus**, in dem beide notwendig und unablöslich verbunden sind zu einem **gleitenden Kalender**, dessen letztlicher direkter Ausdruck die Große Siriusperiode von 1460 Jahren ist. **Damit das System funktionieren kann, wird das gleitende Jahr zur absoluten Notwendigkeit**" [B. 29 f.; Hvhg. durch die Autorin].

Also keine Hilflosigkeit, sondern gewollte Komplexität – das ist die "neue" Theorie von A.-S. v. Bomhard.

Ergänzen wir die verschiedenen Jahreslängen: Gesucht wird ein Kalender, dessen Jahreslänge der des Sonnenjahres möglichst nahe kommt. Diese liegt bei 365 d + 5h + 48 m + 46 s (= 365,2422 Tage).

Das bürgerliche Jahr mit genau 365 Tagen ist um nahezu 6 Stunden zu kurz und eilt folglich bereits nach vier Jahren um 1 Tag dem Sonnenlauf voraus. Demnach fiele – außerhalb Ägyptens – Weihnachten samt Eis und Schnee nach 91 x 4 = 364 Jahren in den Frühlingsbeginn, nach 728 Jahren in den Hochsommer. Dieses Wandern durch die Jahreszeiten hat uns Spätere bislang am ägyptischen Festkalender immer gestört – jetzt wird es zum gewollten Übel, um ohne Schaltregel bis in alle Ewigkeit einen gleichmäßig laufenden Kalender zu haben.

Gewissermaßen zur Fixierung wäre zusätzlich das Sothisjahr benutzt worden, das nach aktuellen Rückrechnungen gegen -3231 eine Länge von genau 265,25 Tagen, im -1. Jtsd. eine Länge von 365,2505 Tagen gehabt hätte. Dieser Wert ist uns geläufig: Der Julianische Kalender mit seinem Schalttag hat ebenfalls die Länge von 365,25 Tagen. Seine Länge ist Definition, kann aber durch Beobachtung der Jahreseckpunkte (21.3., 21.6., 23.9. und 21.12) am Himmel kontrolliert werden.

Das Sothis-Jahr definiert sich über die Beobachtung eines der hellsten Sterne, des Sirius. Er ist für Monate unsichtbar, bis er jedes Jahr um den 19. Juli erstmals in der Morgendämmerung aufgeht, um sofort von der ebenfalls aufgehenden Sonne überstrahlt zu werden (der so genannte heliakische oder auch Frühaufgang). Dieses nicht leicht beobachtbare Ereignis war nicht nur wegen der Helligkeit des Sirius von Bedeutung, sondern kündigte auch den Beginn der Nilschwelle an und war deshalb den Ägyptern doppelt wichtig.

So hätten die Ägypter zwei Kalender benutzt, die sich beide mit unterschiedlicher Geschwindigkeit in unserem Sonnenjahr bewegen: einmal mit der groben Abweichung von einem Tag alle vier Jahre, zum anderen aber auch mit derselben minimalen Abweichung, wie sie das Julianische Jahr gegenüber dem Sonnenjahr aufwies. Über seine gregorianische Korrektur von 1582 sind wir dank des Frühmittelalters hinreichend unterrichtet: Weil das Jahr des Julianischen Kalenders um 674 Sekunden zu lang ist, fällt die Tageszählung alle 128,2 Jahre um 1 Tag zurück. Beim gekoppelten System der Ägypter wirkt sich das anders aus: Die berühmte Sothisperiode dauert nicht mehr 1.460 Jahre (aus 365 x 4), sondern 1.507 Jahre [B. 37], was aber selbst die berichtenden Hellenisten und Römer nicht gewusst haben. Demnach war es für die Ägypter schlechterdings unmöglich, über ihre Kalender das wahre Sonnenjahr zu bestimmen oder gar zu fixieren.

Nun kommt es zur Bomhardschen Feuerprobe: Wird der Sothis-Kalender mit seinem Großen Jahr von 1.460 Jahren eigentlich in den altägyptischen Texten überliefert? Das Problem ist den Ägyptologen wie ihren Kritikern hinreichend bekannt (geschildert in *Wann lebten die Pharaonen?* auf den S. 20-29). Hier wird v. Bomhards Text auffällig unscharf. So stellt er die Kenntnis des Großen Jahres unter zwei irreführenden Überschriften vor:

"a) Bevor [sic] Champollion: die frühen Quellen"

"b) Seit Champollion: Daten aus den ägyptischen Texten" [B. 40].

Jedoch: Die hier so genannten "frühen Quellen" sind in Wahrheit die spätesten, nämlich die hellenistischen und römischen. Hier werden Geminus (-1. Jh.) und Censorinus (+2. Jh.) genannt, wobei letzterer als einziger Mensch überhaupt den Beginn einer Sothis-Periode genannt hat: das Jahr +139. Weiter wird das Kanopus-Dekret aus dem -3. Jh. und damit aus hellenistischer Zeit genannt, dazu die Einführung der alexandrinischen Zeitrechnung, die sich auf die Eroberung Alexandrias durch Augustus bezieht (anno -30). Aus altägyptischen Texten nennt v. Bomhard folgende Quellen:

- den Brief von Kahun (Mittleres Reich),
- Papyrus Ebers (Mittleres oder Neues Reich),
- Buto-Stele von Thutmosis III. (ab hier Neues Reich)
- den Stein von Elephantine von Thutmosis III., doch vielleicht unter Bezug

auf einen weit früheren Sirius-Frühaufgang
- den Kalender von Medinet Habu von Ramses III.

Wer nun dächte, aus den in den Texten genannten Frühaufgängen des Sirius ließe sich auch nur ein Datum gewinnen, der wird von der Autorin enttäuscht. Sie schildert diese Quellen zwar auf sechs Seiten, doch eine Datierung wird in keinem Fall genannt, nicht einmal versucht. Statt dessen druckt sie zum Abschluss des Kapitels freimütig ihren Offenbarungseid: Es

> "ist vor allem zu bemerken, daß die Chronologie noch weitgehend unsicher und lückenhaft ist, sogar in den großen Linien. Auch wenn für die letzte Sothisperiode (1321 v. Chr. bis 139 n. Chr.) sich die Daten gegenseitig weitgehend bestätigen, existiert erhebliches Durcheinander in den vorhergehenden. Eine Anzahl von Widersprüchen deuten [sic] daraufhin, daß gewisse Dokumente irrtümlich gedeutet wurden. Nach dem Datum der großen Stele von Buto kann der im Ebers-Kalender erwähnte Herrscher unmöglich Amenophis I sein, der vor Thutmosis III regierte, wohingegen das sothische Datum im Manuskript ihn 260 Jahre nachher datiert. Andererseits jedoch ist die gesamte aktuelle Chronologie der 18. Dynastie auf dem Papyrus Ebers begründet. Wenn die Butostele berücksichtigt wird, so muß eine zusätzlichen [sic] Sothisperiode zwischen dem Mittleren und dem Neuen Reich ins Auge gefaßt werden. Es erscheint in der Tat völlig abwegig, das Ende der 12. Dynastie, die 13.-17. Dynastie, die Hyksoszeit und die Anfänge der 18. Dynastie bis zur Zeit von Thutmosis III in die weniger als 200 Jahre hineinzwängen zu wollen, die dem Datum des Kahunbriefes folgen" [B. 45].

Kalender auf der Rückseite des Papyrus Ebers, hieratisch und in Hieroglyphen-Umschrift [v. Bomhard 32]

Die Autorin zieht also allen Ernstes die Möglichkeit in Erwägung, zwischen Mittlerem Reich (sein Ende wird gern auf -1785 gesetzt) und Neuem Reich (sein konv. Beginn: -1540) volle 1.460 Jahre einzufügen, um einigermaßen mit ihren überaus spärlichen altägyptischen Texten klarzukommen. Das wäre ein Zusammenbruch der altägyptischen Chronologie und ein Rückfall ins 19. Jh., in dem noch mit lockerer Hand Sothis-Perioden verdoppelt und verdreifacht worden sind [vgl. *Wann lebten die Pharaonen?*, 26 f.].

Trotz dieses massiven Eingriffs würde – contra v. Bomhard – in der letzten und einzig überlieferten Sothisperiode (bis +139) keine Deckung zwischen den "frühen", sprich hellenistischen und den altägyptischen Texten erzielt werden: Denn hier kommt einzig und allein der Ramses III.-Text in Frage, doch auch der bleibt durch v. Bomhard undatiert, ist also nicht kompatibel mit den "jüngeren Quellen"!

Die hier wichtigste Frage hat die Autorin schlicht umgangen: Bürgt die Nennung eines Frühaufgangs des Sirius auch für ein von den Ägyptern benutztes Sirius-Jahr? In keinem der wenigen Dokumente wird von einer Sothis-Periode gesprochen, sondern immer nur von einem Frühaufgang des Sirius. Nachdem dieser heliakische Aufgang die Nilflut ankündigte, ist er gelegentlich von den alten Ägyptern notiert worden, dies aber selten genug: In den von den Ägyptologen aufgespannten rund 3.000 Jahren nur sechs Mal, wobei v. Bomhard sogar auf rund 4.460 Jahre verlängern würde.

Aber der jährliche Frühaufgang des Sirius bürgt keinesfalls für einen Sothis-Kalender mit einer Periode von 1.460 Jahren! Von dieser Periode wissen wir ausschließlich durch Censorinus und damit durch einen Zeugen, der bald 500 Jahre nach dem Ende der eigentlichen Pharaonenzeit geschrieben hat. Dass der zeitgleich lebende Claudius Ptolemäus als größter Astronom der Antike das Ende und den Beginn einer Sothis-Periode gar nicht kommentierte, diesen Zyklus also wohl gar nicht kannte, spricht eindeutig dafür, dass Censorinus kein 'klassisches' Wissen preisgab, sondern damals junge astronomische Kenntnis. Wir dürfen also lapidar feststellen, dass die sechs altägyptischen Zeugnisse keinesfalls eine damals beobachtete Sothis-Periode oder einen damals benutzten Sothis-Kalender bezeugen. Beide bleiben Wunschvorstellung der Ägyptologen. Die alten Ägypter haben 'ihren' "gekoppelten Mechanismus" oder 'ihre' "sothisch-mobile Kalenderkupplung" [B. 83] zweier durchs Sonnenjahr wandernden Kalenderjahre entweder nicht gekannt oder nicht verstanden...

Anne-Sophie von Bomhard schließt ihren Text mit einer schönen Wertung ihrer eigenen Theorie:

> "Und schließlich zeigt diese Theorie den ägyptischen Kalender als eine bleibende Schöpfung, als ein wahres Werk für die Ewigkeit"[B. 87].

Ihr Buch ist nicht für die Ewigkeit geschrieben.

Bemerkungen und Fragen zu Troia (I)
Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1 = Hellenica I)

Klaus Weissgerber

Vorbemerkungen (zu allen drei Teilen)

Seit Jahrzehnten versuche ich, aus verschiedenen Gründen (sozialökonomisch-historische Analysen zu meiner Promotionsarbeit; quellenmäßige Grundlegung meines Regentenbuches) die Frühgeschichte Griechenlands und Kleinasiens wissenschaftlich zu analysieren, seit etwa 1990, nachdem ich die Werke von Velikovsky, Heinsohn und Illig kennen lernte, auch unter chronologiekritischen Aspekten.

1957 las ich Stolles beeindruckende Schliemann-Biographie *(Der Traum von Troja);* seitdem bin ich ein 'Troia-Fan'. Auf Grund meiner folgenden Studien bin ich überzeugt, dass Heinrich Schliemann das homerische Troia gefunden und ausgegraben hat, was ernsthaft kaum noch bezweifelt wird. Diese Stadt wurde nicht zufällig unmittelbar an der Ostküste der Dardanellen (altgriechisch: Hellespontos), einer Meerenge zwischen dem europäischen Thrakien und dem asiatischen Anatolien, errichtet. Diese Lage sicherte Troia handelsstrategisch eine besondere Bedeutung, ehe Byzantion/Konstantinopel/Istanbul (dessen Lage am Goldenen Horn, unmittelbar am Bosporus, sich wegen der besonderen Wind- und Strömungsbedingungen als günstiger erwies) diese Rolle übernahm.

Die militärstrategische Bedeutung der Dardanellen und damit Troias blieb trotzdem erhalten. Von hier aus konnte sowohl die Schifffahrt zwischen dem Ägäischem und dem Schwarzem Meer wie auch der Übergang zwischen Europa und Asien kontrolliert (Zollabgaben!) und gegebenenfalls unterbunden werden. Voraussetzung des Angriffes von Xerxes auf Griechenland war der Übergang über den Hellespont; in umgekehrter Richtung musste Alexander der Große erst den Hellespont überwinden, ehe er Vorderasien und Ägypten erobern konnte. Im Ersten Weltkrieg versuchte Winston Churchill als Chef der britischen Admiralität 1915 in der sehr blutigen Gallipoli-Schlacht vergeblich, das auch heute noch strategisch sehr bedeutende Dardanellen-Gebiet zu erobern. Einer seiner Besieger war Mustafa Kemal Pascha, der als "Atatürk" Begründer der modernen Türkei wurde.

Die Schlacht um Gallipoli (türkisch: Gelibalu), in Europa fast unbekannt, war zweifellos die blutigste Schlacht, die je um die Dardanellen stattgefunden hat. Birgit Brandau [1999, 340] hat dies, aus Sicht der Ausgräber von Troia, deutlich zum Ausdruck gebracht:

„Im Heiligtum wie in der Unterstadt haben die Archäologen zahlreiche Spuren davon gefunden: Schützengräben, Uniformknöpfe und Patronen. *Schriftliche Zeugnisse waren nicht darunter.* Doch sein genaues Datum und die Zahl der Toten sind bekannt. Über 200 000 Menschen fanden vom 19. Februar 1915 bis zum 6. Januar 1916 den Tod in dem letzten und schrecklichsten aller troianischen Kriege, die als Schlacht von Gallipoli Teil war jener sinnlosen Metzeleien, die als Erster Weltkrieg in die Geschichte eingegangen sind." [Kursive Hervorhebung durch K. W.]

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass es im "Troianischen Krieg" in erster Linie nicht um die Heimholung der vom Troianer-Prinzen Alexandros Paris geraubten Helena (Herodot [II,113] bezweifelte, dass dieser Raub überhaupt stattgefunden hat), sondern um handfeste ökonomisch-strategische Interessen ging: Die erstmals verbündeten "Achaioi" kämpften um den ungehinderten Zugang ihrer Schiffe zum Schwarzen Meer!

Am 25. September 2004 besuchte ich die Ausgrabungsstätte von Troia. Am Abend dieses für mich unvergesslichen Tages kam es auf Initiative meines Sohnes unmittelbar am Ufer der Dardanellen, im schönen Park des Hotels "Iris", zu einer interessanten Diskussion mit unserem türkischem Reiseführer, einem diplomierten Kunsthistoriker, der allerdings nichts davon ahnte, dass ernsthafte Zweifel an der Richtigkeit der konventionellen Chronologie der griechischen und kleinasiatischen Frühgeschichte (und damit auch der Chronologie Troias) bestehen. Durch mich erfuhr er erstmals sowohl von der Erkenntnis Velikovskys, dass die „dark ages" (die weder durch archäologische Funde noch durch Schriftquellen eindeutig belegbaren Jahrhunderte etwa zwischen -1200 und -750) in Wirklichkeit erfundene Jahrhunderte waren, wie auch von der Erkenntnis Heinsohns und Illigs, dass die stratigraphischen Befunde eine noch weitergehende Chronologie-Kürzung erfordern. Mein Gesprächspartner war interessiert, ließ sich aber, gestützt auf sein 'gesichertes' Wissen, erwartungsgemäß nicht überzeugen. (Den Völkermord an mehr als 1 Million Armenier bestritt er, an der Vertreibung von Millionen Griechen aus der Türkei seien diese selbst schuld gewesen.)

Dieses Gespräch hat mich zu weiteren einschlägigen Studien und Überlegungen und letztlich zu diesem Beitrag veranlasst. Ich stehe grundsätzlich zu der These über Phantomzeiten in der Antike und zur stratigraphischen Methodik Heinsohns und Illigs, wofür von diesen „Berge von Belegmaterial, von Tatsachen angeführt wurden" [Illig 2002, 11]. Ich habe somit keinen Zweifel daran, dass die konventionelle Chronologie der Zeit vor Alexander dem Großen radikal verkürzt werden muss. erlaube mir aber auch, Fragen zu stellen und neue Ideen zur Diskussion zu stellen. Gerade weil es sich um wissenschaftlich begründete Erkenntnisse handelt, bedürfen sie der ständigen wissenschaftlichen Prüfung, Vertiefung und Erweiterung.

Ich beabsichtige hier keine Gesamtdarstellung der Problematik (diese kann nur in Buchform erfolgen), sondern möchte in Thesenform Anregungen für die weitere Forschung geben. Ich habe mich deshalb bewusst auf „Bemerkungen und Fragen" zu m. E. wichtigen Einzelthemen beschränkt. Es ist mir allerdings nicht möglich, diese auf dreißig Druckseiten, wie vom Redakteur gefordert, einigermaßen verständlich und wissenschaftlich begründet, darzustellen, weshalb ich mich zu einer Dreiteilung dieses Beitrages entschlossen habe:

1. Die Griechen und Troia,
2. Die Hethiter und Troia,
3. Die Archäologen und Troia.

Alle drei Teile stehen im engen Zusammenhang, worauf ich bei der Darstellung stets hinweisen werde.

Der vorliegende erste Teil trägt einleitenden Charakter; in ihm werde ich kurz, aber kritisch auf die griechischen Berichte über Troia und die Frühgeschichte Griechenlands eingehen, aber auch – zunächst noch recht allgemein – die Geschichte der einschlägigen Chronologiekritik skizzieren. Ich halte diese einleitenden Bemerkungen für unerlässlich zum Verständnis meiner neuen Ideen, die ich in den folgenden beiden Teilen darlegen möchte, zumal ich auch Lesern ohne umfassende Literaturkenntnisse verständlich bleiben möchte.

Troia liegt in Kleinasien. Um die Troia-Problematik zu verstehen, muss auch die Chronologie des vorhellenistischen Kleinasien allseits analysiert werden. Noch vor einigen Jahrzehnten wurde von anerkannten Historikern, wie Lesky und Brentjes, bezweifelt, ob Hisarlik überhaupt mit dem homerischen Troia identisch war. Die Analyse der hethitischen Texte und ihre Verifizierung durch die Troia-Ausgrabungen unter Korfmann haben diese Zweifel inzwischen widerlegt; die chronologische Problematik wurde aber nicht gelöst. Dies ist erst Velikovsky, Heinsohn und Illig gelungen, die sich konsequent auch auf dem archäologischen Befund in Kleinasien gestützt hatten. Illig [2002, 11] schrieb aber auch:

> „So wie der Althistoriker im Besitz von Wahrheit ist, so ist es auch der Archäologe und der Philologe. Nachdem die oft geprüften Schriftquellen nicht vermehrbar sind, bringt den fachlichen Zugewinn heute vorrangig die Archäologie. Deshalb übernimmt sie von den Althistorikern den Stab, darf aber nicht in deren Fehler verfallen und nur noch aus dem eigenen Grabungsloch heraus den Horizont beschreiben. Erst wenn möglichst alle Disziplinen ihren Beitrag geleistet haben, kann der/die Fähigste – ob nun Archäologe, Historiker oder ein Dritter – das neue Geschichtsbild entwerfen."

Bei meinen Studien bin ich auch auf die Linguistik gestoßen. Nach meiner Überzeugung sind weder die Hethiter noch die Phryger, beides indoeuropäische (indogermanische) Völker, in Kleinasien (Anatolien) eingewandert; es handelte sich um autochthone Völker, was sich aus ihren eigenen Überlieferungen ergibt. Ich stütze mich hierbei auf die genialen Thesen der Linguisten Gamkrelidse und Iwanow, denen zunächst alle Linguisten energisch widersprachen, ohne überzeugende Gegenargumente zu finden. Die beiden waren immerhin keine Dilettanten, sondern Professoren, Spezialisten ihres Faches. Ihren Erkenntnissen haben sich inzwischen einige Linguisten, Archäologen und sogar Genetiker angeschlossen.

Ich werde in Asiatica IV/2 versuchen, die These, dass Kleinasien die "Urheimat" der Indoeuropäer war, mit den chronologischen Erkenntnissen Heinsohns und Illigs in Einklang zu bringen. So bin ich zu der Schlussfolgerung gekommen, dass die Stämme, die sich später "Hellenen" nannten, nicht aus dem Norden (wie ohne jeden Beleg immer wieder behauptet wird), sondern von Kleinasien aus nach Griechenland gekommen sind. Die frühen griechischen Städte an der Westküste Griechenlands (z.B. Milet; hethitisch Mirwalla) wurden nicht von Griechenland aus begründet („Ostkolonisation"), sondern von Griechen, die in Kleinasien, ihrer ursprünglichen Heimat, verblieben waren. Archäologische Funde und zeitgenössische Schriftquellen sprechen dafür, dass die Phryger, die nach konventioneller Geschichtsschreibung erst nach dem Untergang des Hethiterreiches in Kleinasien eindrangen, in Wirklichkeit dessen Nachbarn waren und zur Zeit des Troianischen Krieges östlich von Troia siedelten, was schon Homer gewusst hat. Ich vertrete die These, dass auch die Troier Indoeuropäer waren, auch wenn dies von türkischen Historikern und Fremdenführern energisch bestritten wird.

Heinsohn [2001, 19] hat in einer „editorischen Überlegung" empfohlen, bei allen Analysen stets von den stratigraphischen Grundlagen auszugehen und die Leser nicht auf eine spätere Darstellung zu „vertrösten". Der Text meines dreiteiligen Beitrages steht fest und bildet eine Einheit. Nur wegen der besseren Übersicht habe ich im ersten einleitenden Teil die archäologische Problematik zunächst ausgeklammert. Im zweiten und dritten Teil erfolgen konkrete Analysen des archäologischen Befundes von Kleinasien und Troia auf Grund der objektiven Schichtenabfolge, soweit diese (auch hier muss ich die gebotene Seitenzahl einhalten) nötig sind.

Allerdings wehre ich mich dagegen, stratigraphische Schichten subjektiv (das heißt vor allem: nach den konventionellen Vorgaben) zu benennen. In Asiatica III [Weissgerber 1996b] habe ich meine Meinung hierzu bereits zum Ausdruck gebracht.

Ich schreibe nicht "Troja", sondern "Troia". Diese Schreibung wurde auf der I. Hisarlik-Konferenz 1988 für Wissenschaftler als international verbindlich festgelegt.

Das türkische Alphabet ist zwar lateinisch, enthält aber auch diakritische Zeichen und Abweichungen, die ich aus drucktechnischen Gründen weglassen muss. Das letzte "i" des Troia-Hügels "Hisarlik" wird z. B. ohne Punkt geschrieben; dieser Buchstabe wird wie ein unbetontes deutsches "e" ("Sage") ausgesprochen. Das türkische Wort „hisarlik" ist übrigens ein Attribut und ist mit „tepe" (Hügel) zu ergänzen: Beide Wörter zusammen bedeuten „Mit Burg versehener Hügel".

Obwohl ich Anhänger der bewährten deutschen Rechtschreibung bin, schreibe ich auf Wunsch des Redakteurs nach den neuen Regeln, allerdings mit den Freiheiten, die die 23. Auflage des *Duden* [2004] gestattet.

Altgriechische Sagen und Schriftquellen

Wie bei allen anderen Völkern trugen auch bei den Griechen die ersten historischen Erinnerungen sagenhaften Charakter. Jede Stadt (ursprünglich Stammeszentrum mit „Palast") leitete die Herkunft ihrer Herrscherdynastie von einem Gott ab; über die meisten Herrscher (und ihre Frauen und Töchter) gab es Sagen, die durch spätere literarische Bearbeitungen (Epen, Dramen und Tragödien) in die Weltliteratur eingingen. Solche Sagengestalten waren zum Beispiel:

Argos und Tiryns: Iason („Argonauten"), Perseus, Amphitryon, Alkmene, Herakles

Athenai/Athen: Kekrops, Erechtheus, Theseus, Menestheos

Mykenai/Mykene: Pelops, Atreus, Agamemnon, Klytaimnestra, Orestes, Elektra

Sparta: Menelaos, Helena, Hermione

Thebai/Theben: Kadmos, Oidipus, Kreon, Antigone, Eteokles.

Specht K. Heidrich [2004] hat aufgezeigt, dass jede der städtischen Dynastien vor dem „Troianischen Krieg" nur höchstens sieben Generationen umfasste; als Ausgangspunkt der griechischen Geschichte betrachtete er katastrophentheoretisch die „Deukalionische Flut". Ich möchte eine realistischere These vertreten: Etwa sieben Generationen vor dem Troianischen Krieg drangen die indoeuropäischen Stämme, die sich später Hellenen nannten (Homer kannte diesen Gesamtbegriff noch nicht), von Osten aus in das heutige Griechenland ein und begründeten die frühen griechischen Städte! Dafür spricht, dass nach den Sagen der jeweilige Begründer der Dynastie (stets der Sohn einer Gottheit) in der Regel aus dem „Osten" kam, z. B. Pelops, der erste Herrscher von Mykene und Ahnherr der Pelopiden, aus Kleinasien [Thukydides I,9] Keiner

kam aus dem Norden! (Wenn mitunter „Phönikien" als Herkunftsland genannt wird, kann damit durchaus auch das südliche Kleinasien gemeint gewesen sein; Indoeuropäer siedelten auch in Syrien.) Lediglich Kekrops, der erste Herrscher von Athen, soll autochthon gewesen sein; anscheinend erfolgte eine „Hellenisierung" des ursprünglich „pelasgischen" Athen. Dies wurde von Herodot [VIII, 44] und Thukydides [II, 36 ff.] ausdrücklich betont.

Zur Zeit des Troianischen Krieges wurde Troia von König Priamos, dem Vater von Hektor und Paris, beherrscht. Auch über dessen Vorfahren gab es Sagen [*Ilias* XX, 215, 219, 230, 462]. Danach war Urvater der troianischen Dynastie Gottvater Zeus selbst, der Elektra schwängerte. Beider Sohn war Dardanos, dem (jeweils von Vater zu Sohn) Erichthonios, Tros, Ilos, Laomedon und Priamos folgten. Ilos soll die Stadt gegründet haben, die nach ihm „Ilios" genannt wurde. (Homer sprach nur von „Ilios"; erst später wurde der Name „Ilion" üblich.) Die Landschaft, deren Zentrum Ilios wurde, hieß bei Homer „Troas", die Stammesangehörigen hießen „Troes" (Troer), benannt nach Tros, dem Vater des Ilos.

Die ältesten erhalten gebliebenen Schriftquellen über den Troianischen Krieg sind zwei Epen, *Ilias* und *Odyssee,* als deren Verfasser Homer (Homeros) gilt. (Letztere stammt nach meiner Überzeugung von einem späteren Autor; dies soll jedoch nicht Gegenstand dieses Beitrages sein.) Beide Epen wurden in kunstvollem Hexametern gedichtet; dieses Versmaß wurde, wie viele griechische Autoren bezeugen, erst relativ spät geschaffen. Als „Erfinderin" gilt die Delphi-Priesterin Phemenoe [Schoell I, 39]. Die alten Sagen wurden zunächst in balladenhaften Liedern von Sängern, „Rhapsoden", vorgetragen, die später von „Homer" (und anderen Epikern) zusammengefasst und in die Hexameter-Form gebracht wurden.

Mitunter wird die Meinung vertreten, dass nur in den beiden „homerischen" Epen über die Zeit des Troianischen Krieges berichtet wurde. Die *Ilias* berichtete aber nur über 51 Tage des Kriegsgeschehens, die *Odyssee* nur in Rückblicken über einige Geschehnisse während des Krieges. (Die Sage vom „trojanischen Pferd" wurde nicht in der *Ilias,* wohl aber in der *Odyssee* [VIII, 74, 266, 499] dargestellt.) Aus späteren Geschichtswerken geht jedoch hervor, dass es noch weitere, in Hexametern verfasste Epen gab, die jedoch nur als Fragmente (Zitate) erhalten blieben. Es gab Epen über die frühe griechische Geschichte (z.B. die *Oichalias,* die *Thebais,* die *Oidipodeia* und die *Epigonoi),* über den Troianischen Krieg und über die Rückkehr der „Helden". Über den Troianischen Krieg berichteten in chronologischer Reihenfolge:

- die *Kipria* über die Vorgeschichte und die ersten Jahre des Krieges (vgl. Herodot [II.117]; mehrere Zitate bei Strabo und anderen);
- die *Ilias* über die Zeitspanne zwischen dem Streit Achilles-Agamemnon bis zum Tod des Hektor;

- die *Aithiopis* über den Kampf des Achilles mit den Amazonen (unter Penthesilea);
- die *Ilias mikra* (kleine Ilias) über die Zeitspanne zwischen dem Tod des Achilles und der Zeit nach der Eroberung Troias;
- die *Iliupersis* noch ausführlicher über die Eroberung und Zerstörung Troias (mit der Sage über das „troianische Pferd" und über die Flucht des Aeneas, des Schwiegersohnes von Priamos).

Über die Heimkehr der „Helden" berichtete nicht nur die *Odyssee,* sondern vor allem die *Nostoi.* In diesem Epos wurde die Ermordung des Agamemnon beschrieben.

Es gibt viele Belege dafür, dass die 'nichthomerischen' Epen sowohl im klassischen wie auch im hellenistischen Griechenland gut bekannt waren. Die Sagen, die z.B. Gustav Schwab sammelte, sind offensichtlich antike Nacherzählungen des Inhalts dieser Epen; die Autoren der klassischen griechischen Tragödien schöpften vorwiegend aus ihnen, weniger aus *Ilias* und *Odyssee.* Dies brachte Aristoteles in seiner *Poetik* [*peri poietikes;* Kap. 23], nachdem er Homer gelobt hatte, deutlich zum Ausdruck:

> „Daher hat man denn auch aus der Ilias und der Odyssee nur eine Tragödie oder höchstens zwei geschaffen, aus der Kipria viele und aus der Ilias mikra mehr als acht."

(In dem mir vorliegenden Text werden diese acht Tragödien im einzelnen genannt; es soll sich um eine spätere Interpolation handeln.)

Die Überlieferungen aus den nichthomerischen Epen machen deutlich, dass der "Troianische Krieg" keine Erfindung Homers war, wie immer wieder behauptet wird. Diese Epen gingen, wenn man den Philologen glaubt, während des Römischen Reiches verloren (d.h. wurden nicht mehr abgeschrieben), weil sie nicht mehr Gegenstand des Schulunterrichtes waren, der sich auf „stilistische" Standardwerke beschränkte [so Kranz 5 f.]. In dem berühmten Katalog des byzantinischen Bibliothekars Photios (den ich in meinen Schriften schon öfters erwähnt hatte, weil er Schriften verzeichnete, die von der Schule des Konstantin VII., vernichtet wurden), wurde jedoch noch, neben einer *Argonautika* und einer *Herakleis*, auch eine *Kyklos* genannt, die nichthomerische Texte enthielt, außerdem der verschollene Text des Hekataios [Schoell III.,216 ff.].

Bestimmt wurde in den nachhomerischen Bearbeitungen des Troia-Themas viel übertrieben. Thukydides [I,11], der zweite geniale griechische Historiker (nach Herodot), schrieb recht trocken:

> „Und selbst dieser über alle früheren Kriege berühmt gewordene Troianische Krieg ist bei Licht besehen doch lange nicht das gewesen, wozu ihn Sage und Dichtung bis jetzt bei uns gemacht haben."

Anscheinend enthält der uns jetzt vorliegende Text der *Ilias* Interpolationen aus anderen Epen. Eine solche dürfte der „Schiffskatalog" [*Ilias* II,494-759] sein. Es handelt sich um eine in Hexametern geformte Aufstellung der Schiffe, die gegen Troia fuhren, mit sehr ausführlichen Angaben über die jeweiligen Führer und die Herkunft der Mannschaften, wobei sehr viele Orte genannt wurden, die späteren Geographen unbekannt waren, aber in mykenischen und thebanischen Tontäfelchen (Linearschrift B) erwähnt wurden. Dieser Katalog passt nicht so richtig in den Aufbau des Epos, der ansonsten aktionsbestimmt ist; einige konkrete Angaben des Kataloges widersprechen sogar denen des Epos. Latacz [2004, 262-273] ging umfassend auf diese Problematik ein, allerdings recht einseitig, weil er auf dem Boden der konventionellen Chronologie geblieben ist.

Die *Ilias* [II,816-887] enthält auch eine Aufstellung der Völker, die den Troianern im Krieg gegen die Griechen halfen. Auch dieser Text steht im Widerspruch zu einigen Passagen des Haupttextes und muss als Interpolation bezeichnet werden, wie Denys Page [1959] überzeugend bewiesen hat. Anscheinend handelt es sich um einen alten Heldengesang; die Phryger fehlen in der Aufstellung. Es wurde aber ein Asion, hier allerdings als Sohn des Hyrtakos, erwähnt, aber auch Völkerschaften (Myser, Paionen), die Zeitgenossen Herodots waren! [Ausführlich: Krawczuk 1990, 196-198]

In der *Ilias* [III,184; XVI,717, XIII,291; XXIV,546] selbst ist aber mehrfach, in verschiedenen Zusammenhängen, von „Phrygien" und „Phrygern" die Rede. Danach lebten die Phryger schon lange vor dem Troianischen Krieg östlich von Troia, am Fluss Sangarios. König Priamos rühmte sich, in seiner Jugendzeit gegen Phryger, die von Otreus geführt wurden, Krieg geführt zu haben [III,186]. Der Name Otreus entspricht anscheinend dem aiolischen (also griechischen) Namen Atreus [Thompson 344]. Die Frau des Priamos, Hekabe, war die Tochter des phrygischen Königs Dymas [XVI,716 ff.]. Dessen Nachfolger Asios, der Bruder der Hekabe, kam den Troianern im Krieg gegen die Griechen zu Hilfe [XVI,715 ff.]. Diese vielen Passagen stehen in krassem Gegensatz zu der konventionellen Auffassung, dass die Phryger erst lange nach der Zerstörung des Hethiterreiches (konv. um -1200) nach Kleinasien eingewandert seien. Sie können beim besten Willen nicht als spätere Interpolationen betrachtet werden, bestenfalls als Beleg dafür, dass Homer zur Phrygerzeit gelebt haben muss. Da aber dies in Widerspruch zur konventionellen Homer-Datierung steht, werden die bezeichneten Phryger-Passagen durchweg totgeschwiegen, bezeichnenderweise auch von dem „Phryger-Spezialisten" Günter Neumann in seinem „Troia"-Beitrag [2001].

Wer datierte zuerst den Fall Troias?

Als Jahr des Falles von Troia gilt das Jahr -1184. Die konventionelle Wissenschaft lässt keine Zweifel an diesem Datum zu, obwohl gewichtige Zweifel an der Richtigkeit dieser Datierung bestehen. In Veröffentlichungen wird zumeist verschwiegen, wie diese entstanden ist. Sie entstammt dem Werk eines hellenistischen Autors, Eratosthenes aus Kyrene, das nur in Fragmenten erhalten blieb. Dieser Polyhistor (Astronom, Mathematiker, Geograph) wurde -230 vom ägyptischen König Ptolemaios III. Euergetes zum Vorsteher der berühmten Bibliothek von Alexandria ernannt; diese Funktion behielt er bis kurz vor seinem Tod (-194). Seine Troia-Datierung kennen wir nur aus späteren Zitaten:

- in den *Stromateis* („Bunte Bilder") des Clemens von Alexandria [I,138 ff.] um +200;
- in der Kirchengeschichte des Eusebios (um +330), die nur in der lateinischen Übersetzung des Kirchenvaters Hieronymus [I,290], der 331–420 gelebt hat, überliefert ist.

In diesen Fragmenten wurde der Fall Troias wie folgt datiert:

- 871 Jahre vor der Gründung des Seleukidenreiches: -312 – 871 = -1183;
- 408 Jahre vor der I. Olympiade: -776 – 408 = -1184;
- 432 Jahre vor der Gründung Roms; -753 – 432 = -1185

[Thompson 312 ff.; Velikovsky 1983b, 229; Heidrich 1987, 177 ff.].

Als „Mitteldatierung" hat sich die konventionelle Wissenschaft auf das Jahr -1184 geeinigt; diese ist schon deshalb sehr fragwürdig, weil weder die Datierung der Gründung Roms noch die der I. Olympiade feststeht. Beide Datierungen müssen nach den letzten wissenschaftlichen Forschungen als widerlegt gelten. Wie kam aber Eratosthenes zu der Feststellung, dass Troia genau 871 Jahre vor der Gründung des Seleukidenreiches erobert worden ist? Heidrich [1987, 179f.], der trotz seiner Olympiade-Kritik zeitlebens für die Richtigkeit der Jahreszahl -1183 eintrat, schrieb:

> „So übernahm Eratosthenes das Intervall vom Fall Troias bis zum Zug der Herakliden mit achtzig Jahren, fügte dann sechzig Jahre bis zur Ionischen-Kolonisation, weitere einhundertneunundfünfzig bis zur Vorherrschaft Lykurgs, die der Olympiade des Iphitos gleichkommt, und bis zum Jahr, das der ersten Olympiade vorausging, noch einhundertacht Jahre, und kommt auf insgesamt vierhundertundsieben Jahre, wozu das eine bis zur Abhaltung der ersten Olympiade noch hinzuzurechnen ist." (Stichjahre sind somit –1183,-1103,-1043,-884,-776; K.W.; vgl. Thompson [312], dessen Datierungen um ein Jahr differieren).

Wie kam Eratosthenes zu diesen Jahreszahlen? Die übliche konventionelle Antwort lautet: „durch Generationenrechnungen" [so z.B. Ziegler 1979, 980]. Es

gibt aber nur wenige Listen von Herrschern, die nach dem Troianischen Krieg geherrscht haben sollen. Mir sind nur Listen der beiden Königshäuser von Sparta bekannt, die konvent. -866/65 beginnen, sich aber, bis auf den sagenhaften Gesetzgeber Lykurgos, auf Namensnennungen beschränken [Heidrich 1987, 119]. Herodot [VIII,131] gab an, dass Leotydides, der spartanische Admiral zur Zeit der Perserkriege, behauptete, 20 Vorfahren gehabt zu haben, deren erster Herakles, bekanntlich der Sohn von Zeus und Alkmene, gewesen sein soll. Es handelt sich auch hier nur um eine Aufzählung von Namen, auch deckt die Herrscherliste nicht 900 Jahre Geschichte ab (Herakles soll ja zwei Generationen vor dem Troianischen Krieg gelebt haben.) Außerdem sind die spartanischen Listen so unklar und widersprüchlich, dass sie von Thompson [312] und Finley [1967, 205] m.E. zu Recht als späte Fälschungen bezeichnet worden sind.

Herodot [II,142 ff.] hat dargelegt, mit welcher Arroganz die Ägypter seiner Zeit über ihre angeblich jahrtausendelange Vergangenheit sprachen. Noch in hellenistischer Zeit wirkte der ägyptische Priester Manetho in diesem Sinn, indem er 30 scheinbar aufeinander folgende Dynastien erfand. Velikovsky [1983b, 229] hat überzeugend aufgezeigt, dass es im Staatsinteresse der (makedonisch-griechischen) Ptolemaier lag, ein Gegengewicht zu schaffen. In ihrem Auftrag erdichtete der aus Athen geholte Grieche Eratosthenes eine jahrtausendlange Geschichte Griechenlands, wobei er natürlich auch tatsächliche Geschehnisse berücksichtigte, aber vordatierte. Möglicherweise stammt auch die Datierung der I. Olympiade von ihm [Illig in H/I 21]. Es ist bezeichnend für das Niveau der konventionellen Geschichtsschreiber, dass sie noch jetzt unbeirrt an der Troia-Datierung -1184 festhalten, obwohl ihnen die Fragwürdigkeit ihrer Entstehung klar sein dürfte.

Die Festschreibung der „Dark ages" im frühen 20. Jahrhundert

Bis in das späte 19. Jh. glaubte kein Historiker ernsthaft daran, dass Troia tatsächlich existiert hat. Das änderte sich, als 1871 Heinrich Schliemann, Anregungen von Frank Calvert folgend, mit seinen Ausgrabungen auf dem Hisarlik-Hügel begann, denen ab 1874 weitere in Mykene folgten. Da Schliemann ein „Dilettant" war, wurden, wie in solchen Fällen üblich, seine genialen Erkenntnisse belacht, er selbst wurde, mangels überzeugender sachlicher Argumente, persönlich diffamiert. Selbst angesehene Archäologen wie die Olympia-Ausgräber Ernst Curtius (1877: „Pfuscher und Schwindler") und Adolf Furtwängler (1888: „Spekulant und Geschäftsmann") bildeten hier keine Ausnahme [Martina Müller 27].

> „Gelehrte sind ein unglaublich zähes Volk, das mit unglaubhafter Standhaftigkeit an seinen Theorien festhält, und das um so mehr, je falscher sie

sind. Um sie zu erschüttern, braucht man die gleiche Zähigkeit" [Stoll 1957, 231].

Schliemann hatte diese Zähigkeit. So wurde er unsterblich. Er war Homer-Fundamentalist und betrachtete jeden Satz der *Ilias* als absolute Wahrheit. Allerdings enthält die *Ilias* keine Datierungen. Deshalb datierte er das Ende des Troianischen Krieges möglichst weit in die Vergangenheit, z. B. Anno 1868 auf das Jahr -1467 [Ceram 1978, 46].

Seit 1882 nahm Wilhelm Dörpfeld an den Ausgrabungen in Troia, Mykene und anderen Orten teil; er wurde später Schliemanns Nachfolger. Von ihm stammt die heute noch übliche Bezifferung der troianischen Schichten: I – IX, von unten gezählt. Hinzu kam später die Schicht X, das byzantinische Troia. Schliemann glaubte, das Troia des Priamos in der Schicht II gefunden zu haben, Dörpfeld verlegte es in die Schicht VI, Blegen in die Schicht VII. Schliemann bezeichnete die Schicht VI noch als „lydisch", Dörpfeld später als „mykenisch". Letzterer und alle seine Nachfolger betrachteten unbeirrt das Jahr -1184 als Jahr der Eroberung Troias durch die Achaier.

Inzwischen hatte der Schliemann-Gegner Adolf Furtwängler in Olympia gegraben und war zu dem Ergebnis gekommen, dass die älteste Olympia-Schicht, die er „archaische" nannte, ins -8. Jh. zu datieren ist. Dieser folgte, nur durch eine dünne Sandschicht getrennt, die klassische Schicht, die Schicht der Olympiaden. Dörpfeld widersprach energisch diesen Auffassungen; er argumentierte genauso dogmatisch wie einst die Schliemann-Gegner gegen Schliemann. Inzwischen hatte eine neue Generation von „Kapazitäten" die mykenische (bisher nur relative) Chronologie in Einklang mit der Manetho-geprägten ägyptischen Chronologie, die als Dogma galt, gebracht. Die mykenischen Schichten wurden nunmehr „absolut" auf die Jahrhunderte vor -1200 datiert. Furtwängler musste 1900 schließlich nachgeben und die „archaische" Olympia-Schicht ebenfalls auf die Zeit vor -1200 datieren [Peiser 1993, 70-105]

Wissenschaftlich konnte sich Furtwängler halten, indem er ein „griechisches Mittelalter" erfand, das in Olympia keine Spuren hinterlassen hätte [ebd., 88]. Diese Idee wurde von anderen Historikern und Archäologen aufgegriffen, da auf diese Weise das konventionelle Dogma vom hohen Alter der mykenischen Zeit gehalten werden konnte. Dafür wurden die dadurch entstehenden archäologischen „dark ages" in Kauf genommen.

Um es kurz zu sagen: Durch diesen Kompromiss wurden sie erst geschaffen, da ihnen keine Fundobjekte zugeordnet werden konnten. Das ägyptologisch geprägte Dogma siegte über die archäologische Wirklichkeit! Zwar gab es noch vernünftig denkende Wissenschaftler, die widersprachen, wie Erwin Rohde [1881], Sir William Mitchell Ramsay [1889/90], Percy Gardner [1892] und Cecil Torr [1896]. Deren Werke wurden bestenfalls belächelt, zumeist aber totgeschwiegen. (Erst in den letzten Jahren erfolgten im anglo-amerika-

nischen Raum durch Velikovsky-Anhänger Neuauflagen.) Zum wissenschaftlichen Eklat kam es, als 1896 Alexander Stuart Murray die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Enkomi/Cypern veröffentlichte und sich, sehr vorsichtig, gegen das neue Dogma wandte. Sir Arthur Evans, seit 1900 Ausgräber von Knossos (Kreta) und Entdecker der „minoischeb Kultur", musste seine ganze Autorität aufwenden, um Murray zum Schweigen zu bringen. Evans scheute sich 1900 nicht, dem anerkannten Archäologen „subversive Ansichten" zu unterstellen und ihn persönlich zu diffamieren [vgl. Illig in H/I, 199]. Velikovsky hat 1974 über den „Scandal of Enkomi" geschrieben; dieser Text wurde in Kap. II, Abschnitt 4 des posthumen Velikovsky-Textes *Dark ages* neu publiziert. Leider überschreitet es meine Kräfte, ein notwendiges *Schwarzbuch der Archäologie* zu schreiben.

Die Ausgrabungen in Troia werden seit 1988 von Manfred Korfmann geleitet; er gilt als Ausgräber der „Unterstadt", deren Existenz vorher geleugnet wurde. Eberhard Zangger [1994, 281-289] wirft Korfmann vor, er habe zunächst auch deren Existenz geleugnet, dann aber entsprechende Ideen Zanggers verwirklicht, ohne diesen zu nennen. Ich kann nicht beurteilen, ob dies stimmt. Recht hat Zangger aber mit seiner Feststellung, dass Korfmann keinerlei Kritik an seinen Ideen duldet. Dies gilt sowohl für die *Studia Troica* wie auch den Prachtband *Troia – Traum und Wirklichkeit*. Korfmann gestattet auch keinerlei Kritik an dem dogmatischen Datum -1184; in den bezeichneten Publikationen gibt es nicht einmal eine Andeutung, dass Zweifel an dieser Datierung bestehen können. Aber auch Zangger hatte, jedenfalls 1994, diesbezüglich keine Zweifel.

Immanuel Velikovsky

Die Grundlagen der modernen Chronologiekritik legte Velikovsky, ein Arzt und Psychoanalytiker. Er wurde zunächst bekannt durch seine Katastrophen-Theorie, die von Wissenschaftlern stets belächelt wurde. Im allgemeinen Verständnis gilt er deshalb als zweiter Däniken, ohne dessen Popularität zu erreichen. Nur langsam setzt sich in der Öffentlichkeit die Erkenntnis durch, dass seine Chronologiekritik, die er gleichzeitig entwickelte, eine wissenschaftliche Großtat war, auch wenn sie jetzt, vor allem nach den weitergehenden Entdeckungen Heinsohns und Illigs, teilweise überholt ist.

Velikovsky veröffentlichte 1945 seine unter Anhängern inzwischen legendären 284 Thesen. In diesen vertrat er entschieden die Auffassung, dass die konventionelle Chronologie des Alten Orients – Ägypten, Mesopotamien, Kleinasien, Griechenland – nicht stimmen kann. In der Folgezeit schrieb er hierzu vier Bücher, in denen er u.a. die Amarna-Epoche (Echnaton), nicht ins -14., sondern in das -9. Jh. datierte. Er identifizierte, auch mit archäologi-

schen Argumenten, Ramses II. (komv. 1290–1224) mit Necho II. (konv. 610 –595), die Schlacht von Kadesch (konv. -1278) mit der von Karkemisch (konv. -605) und andererseits den „hethitischen" König Chattuschili III. (konv. 1283–1260) mit Nebukadnezar II. (konv. 605–562). Velikovskys diesbezügliche Argumente erschienen mir so überzeugend, dass ich mich ihnen angeschlossen habe [Weissgerber 1996, 257 ff.].

Anderen Identifikationen Velikovskys habe ich allerdings widersprochen. In meinen weiteren Beiträgen wandte ich mich auch gegen die Auffassung Velikovskys, dass zwischen Echnaton und Ramses II./Necho II. ca. 200 Jahre anzusetzen sind. Nach meinen Recherchen sind für diese Zwischenzeit höchstens 50 Jahre anzusetzen [Weissgerber 1997b, 212 ff.; 1997c, 476]. Ich kam somit, allerdings auf einem anderen Weg, zu der Auffassung, die Heinsohn und Illig lange vor mir vertreten hatten, dass Velikovsky trotz seiner kühnen Neudatierung Echnaton noch zu früh datiert hat. Auch auf Grund meiner These, dass die Achämenidenzeit um 75 Jahre zu verkürzen ist, datierte ich letztlich die Regierungszeit Echnatons auf 565–545 [Weissgerber 1997d, 595], also noch später, als Heinsohn und Illig ursprünglich angenommen hatten.

Einige Thesen Velikovskys aus dem Jahr 1945 befassten sich auch mit der griechischen Frühgeschichte. Ich zitiere sie wörtlich [nach Illig 1988, 64] :

„106. Die Chronologie der minoischen und mykenischen Kultur ist um beinahe sechshundert Jahre verzerrt, weil sie von der falschen ägyptischen Chronologie abhängig ist.

107. Kein 'Dunkles Jahrhundert' von sechshundert Jahren steht in Griechenland zwischen dem mykenischen und dem ionischem Zeitalter des siebten Jahrhunderts.

108. Die großen Bauten und Befestigungen von Mykene und Tiryns in der argivischen Ebene datieren aus der Zeit der Argivischen Tyrannen, die im achten Jahrhundert lebten.

112. Die gesamte Archäologie des östlichen Mittelmeerraumes, gegründet auf der Annahme, daß die mykenische Kultur in das fünfzehnte bis dreizehnte Jahrhundert gehört, folgt einem irreführenden Prinzip."

Beiläufig ist Velikovsky in seinen Büchern öfters auf die griechische Thematik zu sprechen gekommen und arbeitete in den Jahren vor seinem Tod (1979) an einem Buch über die Frühgeschichte Griechenlands. Dieser Text wurde posthum von Edwin Schorr und Jan Sammer im Internet unter dem Titel *The Dark Age of Greece* veröffentlicht. Diese Publikation ist insofern problematisch, weil nicht eindeutig zu erkennen ist, welche Texte noch von Velikovsky und welche von Schorr und Sammer stammen. Trotzdem werde ich mir bedeutsam erscheinende Argumente hieraus bei den folgenden Analysen berücksichtigen.

Gunnar Heinsohn und Heribert Illig

Von 1984 bis 1988 erschien das Bulletin der *Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte (GRMNG),* die sich das Ziel gesetzt hatte, die Ideen Velikovskys in Deutschland zu verbreiten und zu diskutieren. Erst vor kurzem erhielt ich vom Mantis-Verlag Kopien aller Bulletins; hätte ich sie eher gehabt, wäre ich in meinen Beiträgen auch auf diese eingegangen. Wie ich erwartet habe, enthalten die Bulletins viele An- und Bemerkungen von Heribert Illig, aber auch umfangreichere interessante Beiträge von ihm und Gunnar Heinsohn. Letzterer sprach sich schon 1987 in zwei grundlegenden Beiträgen gegen Velikovskys Amarna-Datierung (-9. Jh.) aus und trug überzeugende Argumente dafür vor, dass Echnaton viel später, in das Ende des -7. Jhs., zu datieren ist.

Heinsohn und Illig veröffentlichten 1988 im Frankfurter Eichborn-Verlag zwei grundlegende Bücher: *Die Sumerer gab es nicht* und *Die veraltete Vorzeit.* Diese Bücher sind weder im Buchhandel noch antiquarisch mehr erhältlich, so dass ich davon ausgehen muss, dass nicht viele Leser der *Zeitensprünge* sie kennen oder gar besitzen. Ich werde deshalb etwas ausführlicher (vor allem in den folgenden Teilen meines Beitrages) auf ihren Inhalt eingehen. Beide Bücher erschienen gleichzeitig; sie ergänzen sich gegenseitig und nehmen aufeinander Bezug.

Heinsohn ging in seinem Werk *Die Sumerer gab es nicht* konsequent von der „stratigraphischen Evidenz" aus und kam nach allseitigen Analysen zu der genialen Erkenntnis, dass die Lehrbuchmeinungen über die mesopotamische Geschichte nicht der tatsächlichen Schichtenabfolge entsprechen. Er vertrat in diesem Buch die Auffassung, dass es nur vier vorhellenistische Schichten gab, die er wie folgt einzelnen Dynastien zuordnete:

Ca. 1050 – ca. 750: Erste Chaldäer- (Kaldu-/Kasdim-/Kassiten-)Dynastien
Ca. 750 – ca. 625: Herrschaft der (frühen) Assyrer über die Chaldäer
Ca. 625 – ca. 539; Letztes Chaldäerreich
Ca. 531 – ca. 331: Perserreich [Heinsohn 1988, VIII, 131].

Die Frühdatierung der mesopotamischen Geschichte, die angeblich ca. -3000 mit den Sumerern begonnen haben soll, führte er auf die Abraham-Gläubigkeit der Ausgräber zurück. Er bewies, dass die Dynastien I – III der frühen „Sumerer" mit den „ersten Chaldäern", die „Akkader" mit den frühen „Assyrern" und die „Neubabylonier" mit den „letzten Chaldäern" identisch waren. Die Mitanni identifizierte er mit den Persern; ihre Überreste ordnete er der vorpersischen Schicht zu. (Zu dieser Stufenfolge, die vor dem „Sargonidenirrtum" entwickelt wurde, stehe ich, etwas modifiziert, heute noch. Allerdings sind die konkreten Datierungen zu überdenken, weil ich von einer kürzeren Perserzeit ausgehe.) Zu Velikovsky schrieb Heinsohn [39]:

„Es wird weiter unten mitunter angedeutet werden, – B3(5) –, daß selbst bezüglich Ägypten Velikovsky zwar näher an der Wirklichkeit ist als die Lehrbuchposition, die Chronologie aber immer noch nicht radikal mit dem materiellen Befund zu verknüpfen vermag. Dadurch gerät er in Ungereimtheiten, deren Haltlosigkeit wiederum die herrschende Lehre mit allem Recht hervorgehoben hat."

Bemerkenswerte Gedanken hat Heinsohn in seinem Buch [125 ff.] zur Hethiter-Problematik vorgetragen, die er in seinem Folgebuch *Assyrerkönige gleich Perserherrscher* [1996a, 50 ff., 222] weiter vertieft hat und auf die ich in Asiativa IV/2 dankbar zurückgreifen werde.

Heribert Illig hat in seinem Werk *Die veraltete Vorzeit* bewiesen, dass die europäischen Megalith-Kulturen nicht so alt sind, wie von konventionellen Wissenschaftlern behauptet wird. Leider wurden diese Thesen in den *Zeitensprüngen* nicht aufgegriffen; sie sind auch bedeutsam, um die Theorie, dass Kleinasien die Urheimat der Indoeuropäer ist, zu erhärten. Illig bewies, dass in Westeuropa die Kultur der eindringenden Kelten unmittelbar der der Megalith-Völker folgte, erstere war noch stark von letzterer geprägt [1988, 118 ff.]. Obwohl es Illig nicht direkt aussprach, gehe ich davon aus, dass die „Keltisierung" mit der „Indoeuropäisierung" Westeuropas identisch war. Diese ist also relativ spät erfolgt, was für eine Auswanderung der Indoeuropäer aus Kleinasien erst in althethitischer Zeit spricht.

Illig [1988, 65 ff.] ist auch auf die mykenisch-troianische [1988, 65 ff.] und die kretische [1988, 132 ff.] Problematik, Heinsohn [1988, 183-185] auf die Schichtenfolge Troias eingegangen. (Näheres hierzu in Asiatica IV/3).

1990 veröffentlichten Heinsohn und Illig gemeinsam das Buch *Wann lebten die Pharaonen?*, das sich im wesentlichen auf Ägypten beschränkt, aber auch bedeutsame Bemerkungen zur richtigen Datierung der ägyptisch-griechischen Beziehungen enthält. Zur Troia-Datierung schrieben sie:

„In vorliegendem Buch wird diese Umbruchszeit, die den Fall Troias wie den Untergang von Mykene und Tiryns und das Aufkommen des Eisens umfaßt, tentativ auf →600 datiert" [H/I 41].

Auch in weiteren Beiträgen haben Illig und Heinsohn zur troianischen Problematik Stellung genommen (siehe Literaturverzeichnis); auch auf diese werde ich im jeweiligen Sachzusammenhang eingehen.

Zu den Diskussionen in den *Zeitensprüngen*

Ich bin seinerzeit von einigen Autoren der *Zeitensprünge* angegriffen worden, weil ich aus Gründen, die ich ausführlich dargelegt habe [Weissgerber 1997c, 482 ff.] und die niemals sachlich widerlegt wurden, mich mit Heinsohns neuer

These „Assyrerkönige gleich Perserherrscher" nicht anfreunden konnte. Da ich davon ausgehe, dass wir keine religiöse Sekte sind, halte ich es für legitim, in Einzelfragen andere Auffassungen als ein Herausgeber unserer Zeitschrift zu haben. Manfred Zeller z.B. hat sich nie gescheut, solche zu vertreten. Er war zunächst der schärfste Kritiker meiner neuen Überlegungen. In einem seiner Hethiterbeiträge [Zeller 1999, 198] ließ er jedoch schon eine gewisse Toleranz erkennen, unlängst [Zeller 2003, 253] schrieb er sogar Sätze, die voll meinen Thesen entsprechen:

> „Ich möchte hier anfügen, dass ich es nicht für bewiesen halte, dass Ramses II. in der ersten Perserzeit regiert hat, z. B. als Satrap Arsames (Rshama), Ich wüsste auch nicht, wie man die Kriege zwischen Ramses II. und den Hethitern in der Zeit Artaterxes' unterbringen sollte. Mir scheint, dass Chronologierevision süchtig machen kann."

Wir kommen nur mit sachlichen, nicht aber mit rechthaberischen Diskussionen weiter. Entscheidend sind die besseren Argumente; jeder kann sich irren. Als Jurist weiß ich, dass die Wahrheit of in der Mitte liegt, als Historiker bin ich aber gegen 'faule' Kompromisse. Wissenschaftlicher Meinungsstreit ist aber fruchtbar, wenn er zur besseren Erkenntnis der Wirklichkeit führt. Als vordringlich sehe ich an, dass wir, selbstverständlich auf stratigraphischer Grundlage, unsere Kräfte bündeln, um endlich wissenschaftlich überzeugend, möglichst in einem neuen aktuellen Buch, die Dogmen der konventionellen Historiographie zu überwinden.

Frühgriechische Zeitrechnungen

Konventionelle Geschichtsdarstellungen erwecken den Eindruck, dass wenigstens seit dem -8. Jh. die griechische Chronologie gesichert ist, einmal durch die Liste der Athener Archonten (Singular: Archon), vor allem aber durch die konventionell seit -776 bestehende Olympia-Zeitrechnung.

Die Archonten sollen ursprünglich Clanchefs gewesen sein; später sollen sie als oberste Kontrollmacht der freien Bürger Athens gegen das Königtum eingesetzt worden sein, zuerst lebenslang, dann für 10 Jahre, schließlich jährlich. Zunächst sollen drei, dann neun Archonten gleichzeitig amtiert haben. Nach dem führenden Archonten, dem „Eponymos", wurden die Jahre benannt. Die überlieferten jährlichen Archonten-Listen beginnen -684 mit Kreon [Heidrich 1987]. Sieht man sich diese Listen näher an, fällt zunächst auf, dass nur die Namen, nicht aber die Taten der frühen Archonten genannt werden. Ihre Entstehung liegt im Dunkeln. Herodot kannte noch nicht den Begriff des Archon. Dieses Amt wurde, soweit ich die einschlägige Literatur überblicke, zuerst von Aristoteles in seinem Werk *Staat der Athener* [*athenaion politeia;* Kap. 3, 57] mit dem Hinweis erwähnt, dass es sich um ein sehr junges Amt han-

delt. Archontenlisten erwähnte Aristoteles nicht [vgl. Thompson 306-308; Mannzmann 518]. Aristoteles war bekanntlich der Lehrer Alexander des Großen und starb -322, lebte also zur Zeit der Entstehung des Hellenismus und war somit ein sehr später Zeuge. Andererseits betrachte ich seine Schrift als sehr glaubwürdig, weil sie nicht auf dem üblichen Abschreibweg überliefert wurde. Sie galt als verschollen und wurde erst 1891 in Ägypten auf einem Papyrus entdeckt. Anscheinend hat Eratosthenes, der Erfinder der Troia-Datierung, auch die Archontenlisten erfunden, die in hellenistischer und römischer Zeit vervollständigt wurden. Sie wurden erstmals von Eusebios/Hieronymus überliefert.

Wie dargelegt, war Eratosthenes anscheinend auch derjenige, der den Beginn der Olympiaden-Zeitrechnung auf -776 „errechnete". Letztere wurde 1987 von Specht K. Heidrich analysiert, wobei er zu dem Ergebnis kam, dass die Olympischen Spiele ca. 50 Jahre später begannen, als konventionell angenommen. Er blieb aber inkonsequent und beharrte auf der konventionellen Troia-Datierung, so auch in seinem 2004 posthum herausgegebener Mykene-Buch. Er lehnte es auch ausdrücklich ab, „beim Verfolgen der historischen Spuren" archäologische Befunde zu Hilfe zu nehmen [Heidrich 1987, 239]

Es ist das Verdienst von Benny Peiser, zunächst in VFG-Veröffentlichungen und dann in seiner Dissertationsschrift [1993] auf Grund einer umfassenden Analyse des archäologischen Befundes und der Schriftquellen überzeugend nachgewiesen zu haben, dass zumindest vor etwa -600 keine Olympiaden stattgefunden haben können.

Er stützte sich hierbei bereits auf die Erkenntnisse von Velikovsky, Heinsohn und Illig. Da nicht die Olympischen Spiele, wohl aber die Olympiaden nunmehr als Zeitrechnung anrüchig geworden sind, neige ich der These zu, dass diese als solche erst in hellenistischer Zeit, offensichtlich von Eratosthenes, erfunden worden sind. Leider ist es nicht möglich, hier diese These weiter auszubauen. Ich möchte nur daran erinnern, dass ich auf Grund meiner These, dass die Achämenidenzeit um etwa 75 Jahre zu verkürzen ist, auch für eine Umdatierung der klassischen griechischen Geschichte eingetreten bin, wobei ich mich auch auf Forschungen von Illig, Martin und Völker gestützt hatte [Weissgerber 1997d, 572]. Wenn meine These richtig ist, starb Herodot etwa -415, kurz vor dem Tod des Xerxes I. [ebd., 576, 595]. Diese Späterdatierung ist m. E. geeignet, viele Widersprüche der Überlieferung zu klären.

Heinsohn und Illig haben in ihren Schriften bewiesen, dass Herodot ein glaubhafter Schriftsteller war, und ihn gewissermaßen „rehabilitiert". Es hat mich befremdet, dass Peiser [1993, 106-162] Herodot vorgeworfen hat, durch die „Aufteilung von Mythos und Geschichte" die literarischen Voraussetzungen für die Entstehung der „dark ages" geschaffen zu haben. Ich muss dieser Behauptung widersprechen und beabsichtige, in einem besonderen Beitrag

auf Herodot einzugehen. Hier möchte ich nur bemerken, dass Herodot sich eindeutig auf die Beschreibung seiner Zeit beschränkte und für die alten Mythen wenig Interesse zeigte. Heinsohn [1992, 10-17] hatte sich schon frühzeitig entschieden gegen die Konzeption Peisers, die dieser schon vor seiner Dissertationsschrift vertrat, nach Auswertung seiner Argumente gewandt:

> „Herodots Unkenntnis über ein 'Dunkles Zeitalter Griechenlands' resultiert mithin daraus, daß es ein solches nicht gab und deshalb kein Grieche ihm davon berichten konnte" [ebd., 16].

In der Literatur wird immer wieder auf zwei Passagen Herodots verwiesen, die dem entgegen zu stehen scheinen:

> „Dagegen liegen zwischen dem hellenischen Dionysos, der ein Sohn von Kadmos' Tochter Semele gewesen sein soll, und dem heutigen Tage nur etwa 1.600 Jahre, und von dem hellenischen Herakles, dem Sohn der Alkmene, bis heute nur 900 Jahre, und von Pan, dem Sohn der Penelope [...], nur 800 Jahre, noch weniger als vom troischen Kriege bis heute." [II,145]
>
> „Hesiod und Homer nämlich haben nach meiner Meinung *höchstens* 400 Jahre vor mir gelebt." [II,53; Hervorhebung durch K.W.]

Diese langen Zeitangaben entsprechen auffallend denjenigen des Eratosthenes; ich gehe wohl kaum fehl in der Annahme, dass es sich um Interpolationen aus hellenistischer Zeit handelt. Sie stehen nämlich in krassem Gegensatz zu anderen Angaben des Herodot. Dieser gab z. B. an, dass der ägyptische König Proteus zur Zeit des Troianischen Krieges lebte [II,12 ff.]. Proteus lebte aber nur einige Generationen vor König Psammetich [II,151 ff.]. Psammetich I. regierte nach konventioneller Zeitrechnung bis -610, nach meinen Thesen 75 Jahre später! [Zu den Herodot-Königen vgl. Illig 1987, Weissgerber 1996]

Ich lese immer wieder gern in Homers *Ilias*. Zu meiner Überraschung fand ich jetzt Hinweise auf einen mächtigen König „Proitos", der Argos eroberte und gleichzeitig gute Beziehungen zu Lykien unterhielt, wohlgemerkt zur Zeit des Troianischen Krieges [*Ilias* VI, 157 ff.]. Meines Wissens hat bis jetzt kein Historiker darüber nachgedacht, ob Proteus und Proitos identisch sein können. In Aegyptiaca I [1996, 253] hatte ich vorgeschlagen, Proteus mit Thutmosis IV. zu identifizieren. Hierfür sprechen auch die überlieferten Feldzugsberichte des Thutmosis IV., des Vorvorgängers Echnatons. Wenn mein „vorläufiges Zeitschema" [1997d, 595] richtig ist, dann ergeben sich innerhalb der 18. Dynastie folgende Regierungszeiten:

560–545: Echnaton (= Cheops)
598–560: Amenophis III. (= Rhampsinitos)
608–598: Thutmosis IV. (= Proteos)

Auch diese Berechnung spricht dafür, dass der Troianische Krieg um -600 stattgefunden hat!

Thutmoses IV. hieß auch Mencheprurê. Möglicherweise ist Proteus/Proitos die gräzisierte Form des zweiten Teiles dieses Namens.

Zeitgenössische Tontafeln (Linearschrift B)

Sir Arthur Evans, der seit 1900 Knossos/Kreta ausgrub, vertrat mit Nachdruck die These, dass die Träger der „minoischen Kultur", die er zeitlich Jahrhunderte vor der „mykenischen Kultur" einordnete, keine Griechen waren. Diese Ansicht wurde erst nach seinem Tod (1941) widerlegt.

In Knossos, Mykene, Pylos, Theben und anderen Ausgrabungsstätten wurden viele gebrannte Tontäfelchen mit Inschriften gefunden: in Hieroglyphenschrift (Linear A) und in Keilschrift (Linear B). Die Linearschrift B wurde erst 1953 von einem genialen Außenseiter, dem Architekten Michael Ventris, entschlüsselt. Er bewies, dass diese Texte durchweg in griechischer Sprache geschrieben wurden. Allerdings handelte es sich um eine Silbenschrift; die Silben enthielten nur Vokale oder die Verbindung Konsonant plus Vokal, niemals aber Endkonsonanten; die Laute r und l wurden nicht voneinander unterschieden. Insofern erscheinen die nunmehr lesbaren Texte für einen Kenner des Altgriechischen etwas seltsam; sie sind aber trotz einiger Unklarheiten (Möglichkeit verschiedener Lesung einzelner Wörter) durchaus verständlich.

Wie zu erwarten, wurde diese Leistung eines „Dilettanten" von wissenschaftlichen „Kapazitäten", wie A.J. Beatty, W. Eilers und E. Grumach, energisch bestritten: außerdem wurde versucht Ventris zu diskreditieren. Dieser konnte sich jedoch durchsetzen, vor allem, weil ihn mit John Chadwick ein anerkannter Wissenschaftler tatkräftig unterstützte und weil die neuen Erkenntnisse sich bei allen Lesungen als richtig erwiesen. Zudem wurde Sir Arthur Evans, der seinerzeit Alexander Stuart Murray wissenschaftlich 'fertigmachte', posthum nachgewiesen, Fundumstände gefälscht zu haben:

> „Für eine Überraschung im Bereich der kretischen Archäologie sorgte Prof. Palmer aus Oxford, der 1960 die Gleichaltrigkeit der in Pylos, Theben und Mykene gefundenen Täfelchen mit denen von Knossos überzeugend nachwies. Palmer machte darauf aufmerksam, daß in den zusammenfassenden Veröffentlichungen von Evans über die Grabungen in Knossos die Angaben über den Fundort der Linear-B-Täfelchen im Widerspruch zu dem von seinem Assistenten geführten Grabungstagebuch standen. Das war für einen Wissenschaftler im Range von Evans ein schwerer Vorwurf." [Kehnscherper 123]

Die bis jetzt gefundenen und entzifferten Tontäfelchen enthielten nur Abrechnungen, wie sie für den Betrieb einer Palastwirtschaft nötig waren, aber keine politischen und historischen Dokumente. Bedeutsam ist aber, dass in den Texten viele Personennamen (ich gebe hier nur die griechischen Lesungen

wieder) genannt wurden, z.B.: Achi(l)eus, Agamemnon, Eteokles, Hektor, Nestor und Theseus, also Namen, die auch in der *Ilias* genannt wurden. Es braucht sich hierbei nicht um die homerischen Helden gehandelt zu haben; es waren offensichtlich in mykenischer Zeit übliche Namen. Die Nennung des Namens Hektor lässt darauf schließen, dass auch die Troianer entweder Griechen oder mit ihnen verwandt waren, was viele Altphilologen schon vermutet hatten.

Gefunden wurden nur durch Zufall (Feuerbrunst) gebrannte Tontäfelchen. Kein ernsthafter Wissenschaftler bezweifelt jedoch, dass für den alltäglichen Schriftverkehr ungebrannte Tontäfelchen, Papyri und Wachstäfelchen benutzt wurden, die verloren gegangen sind. So wurden in dem Wrack eines mykenischen Schiffes, das in den achtziger Jahren bei Ulu Burun gefunden wurde, zwei Diptycha gefunden: Hölzerne Klapptafeln mit Elfenbeinscharnieren, zwischen deren Deckeln sich ursprünglich eine Wachsschicht befunden hat, die man mit einem Griffel beschriftete. Auch eine Substanz, die zum Wachshärten benutzt wurde, befand sich in der Ladung [Brandau 286]. Solche Materialien können natürlich Brände nicht überstehen und wurden deshalb weder in Mykene noch in Troia gefunden..

Obwohl in Troia bis jetzt keine Inschriften aus vorhellenistischer Zeit gefunden wurden, habe ich keine Zweifel, dass die gebildeten homerischen Troianer lesen und schreiben konnten. Das beweist eine Passage in der *Ilias* [VI,168], in dem von einem Schreiben („graphas") des bereits genannten Königs Proitos die Rede ist.

Homer brauchte auch nicht seine langen Epen mühsam auswendig zu lernen; anscheinend beherrschte auch er die Schreibkunst, worauf u.a. Zangger [52] hingewiesen hat.

Auf die heiß umstrittene Frage, wann Homer gelebt hat, werde ich im Abschnitt „Das Homer-Problem" in Asiatica IV/3 eingehen. Diese Frage ist eng mit der Problematik des Übergangs von der Bronze- zur Eisenzeit verbunden.

Nachbemerkung

In Asiatica IV/3 werde ich auch auf die Datierung der Mykene-Kultur eingehen. Über die Gründe ihres Unterganges wurde viel gerätselt; nach herrschender Auffassung wurden die „vorklassischen" Städte durch die einwandernden Dorer zerstört. Diese eroberten aber nur den Peleponnes, nicht aber Theben, Athen und Korinth.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Zerstörung der mykenischen Palastwirtschaft die Voraussetzung für die Entstehung der griechischen Poleis war. Karl Marx, dessen diesbezügliche Bemerkungen in mehreren

Schriften von den Dogmatikern des „Marxismus-Leninismus" totgeschwiegen wurden, hatte sich über die Ursachen des Überganges von der „asiatischen" (frühfeudalen) Produktionsweise zur „antiken Produktionsweise", die auf Privateigentum und Polis-Demokratie, aber auch auf Sklaverei beruhte, viele Gedanken gemacht. Ich selbst kann mir nicht vorstellen, dass ausgerechnet die Dorer, unter deren Herrschaft (Sparta!) frühfeudale Produktionsverhältnisse fortbestanden,, die Grundlagen der antiken Polis-Wirtschaft geschaffen haben sollen.

Bei Durchsicht der GRMNG-*Bulletins* bin ich auf einen hochinteressanten Beitrag von Heinsohn [1986] gestoßen, in dem dieser die Zerstörung der mykenischen Palastwirtschaften auf einen Aufstand der feudalabhängigen Bevölkerung zurückgeführt hat. Obwohl dieses Thema nicht unmittelbar mit der Troia-Problematik zusammenhängt, möchte ich an dieser Stelle zum Ausdruck bringen, dass mich Heinsohns Gedanken in diesem Beitrag sehr beeindruckt haben.

Ausgewählte Literatur für den ersten Teil

Aristoteles (1972): Poetik. (Hg.: Ernst Günther Schmidt). Leipzig

Askin, Nustafa (1988): Führer durch Troja (Ilion). Ausführlicher Führer zu der Ruinenstätte und Umgebung. Fakten und Legenden. Istanbul

Brandau, Birgit (1999): Troia. Eine Stadt und ihr Mythos. Die neuesten Entdeckungen (Vorwort: Manfred Korfmann). Bergisch Gladbach

Brentjes, Burchard (1974): „Fand der trojanische Krieg statt?"; in: Weltbühne (Berlin). 10. IX. 1974

- (1980): „War die Ilias ein Kriegsbericht? Das historische Troja – unter der Lupe genommen" in: Thüringer Tageblatt (Weimar). 20. IX. 1980

Ceram, C.W. (1978): Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie. Berlin/DDR ([1]1949)

Chadwick, John (1959): Linear B. Die Entzifferung der mykenischen Schrift. Göttingen

De Meester, E.J. (o.J.): The „Dark Age" in Greece [De Meester ist Vorsitzender von ISIS (Institute for the Study of Interdisciplinary Sciences), einer internationalen chronologiekritischen Gesellschaft.] //home-3.tiscali.nl/~meester7/engdark.html

Eusebius (1956): Die Chronik des Hieronymus (Hg.: Rudolf Helm). Berlin/DDR

Fehling, Detlev (1985): Die sieben Weisen und die frühgriechische Chronologie. Eine traditionsgeschichtliche Studie. Berlin · Frankfurt · New York

Finley, Moses I. (1967): „Die Griechen"; in: Fischer Weltgeschichte. Bd. 4. 230-304

- ([3]1982): Die frühe griechische Welt. München ([1]1970)

Friedrich, Johannes (2003): Kampf um Troia. Der Kampf der Griechen und Archäologen. Sonderheft des Geschichtsmagazins „G-Geschichte" (München) 8/2003

Gamer-Wallert, Ingrid (Hg.;1992): Troia. Brücke zwischen Orient und Okzident. Tübingen

Gamkrelidse, Tamas (Gamkrelidze, Thomas; 1981): „Das Alte Vorderasien und die

Wanderungen der Indoeuropäer"; in: Gesellschaftswissenschaften (Moskau), Heft 1/1981. 141-151
- (1984 a): Indoewropeskij jasyk i indoewropejzy. Rekonstrukzija i istoriko-tipologitscheskij analis prajasyka i protokultury. I-II. Tbilissi/Georgien
- (1984b): Indo-European and the Indo-Europeans. A Reconstruction and Historical Analysis of a Proto-Language and a Proto-Culture. I-II. Tbilissi (Englische Fassung von 1984a; Neuausgabe Berlin-New York 1995)
- (2000): „Die Frühgeschichte der indoeuropäischen Sprachen"; in: Spektrum der Wissenschaft (Heidelberg). Heft 1/2000 (Die Evolution der Sprachen). 50-57

Gardner, Percy (1892): New Chapters in Greek History. New York

GRMNG-Bulletin = Bulletin der „Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte" (Bonn; 1984-1988; von H. Illig und G. Heinsohn)

Heidrich, Specht K. (1987): Olympias Uhren gingen falsch. Die revidierte Geschichte der griechisch-archaischen Zeit. Berlin/West
- (2004): Mykenische Geschichte/n. Von Pharaonen bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand. (Hg.: Illig). Gräfelfing

Heinsohn, Gunnar (1986): „Das Rätsel der Entstehung der abendländischen Zivilisation und 'das dunkle Zeitalter Griechenlands'"; in: GRMNG-Bulletin 4/1986
- (1987a); „Withdrawal of Support for Velikovsky's Date of the Amarna period"; in: GRMNG-Bulletin 4/1987
- (1987b): „Appendix zum Amarna-Datum"; in: GRMNG-Bulletin 6/1987
- (1988): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der „Zivilisationswiege" Südmesopotamien. Frankfurt/Main (Darin: 183-185: „Troja und Griechenland: Ist das Ahhijawa-Problem wirklich unlösbar?")
- (1992): „Helena und Theseus. Gibt schon Herodot überzeugende Hinweise gegen ein 'Dunkles Zeitalter Griechenlands'?"; in VFG 4 (3) 10-17
- (1996a): Assyrerkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich. Gräfelfing
- (1996b): „Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens"; in: Zeitensprünge. 8 (1) 38-68
- (1997): „Mitanni und sargonidische Spätassyrer"; in: Zeitensprünge. 9 (4) 599 (Kritische Notiz zu Weissgerber 1997c; meine Antwort: 1998b)
- (2001): „Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte"; in: Zeitensprünge 13 (1) 14-19

Heinsohn, Gunnar/ Illig, Heribert (1990): Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt. Frankfurt/Main. (Neuauflage 1997 Gräfelfing; hier H/I)

Helck, Wolfgang (^{2}1995): Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis ins 7. Jahrhundert v.Chr. Darmstadt

Herodot (1955): Historien (Hg.: H.W. Haussig). Stuttgart

Herrmann, Joachim (1974): Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissenschaft. Mit Auszügen aus Biographie und Briefwechsel. Berlin/DDR

„Hethiter" (2002) = Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter. Begleitband zur Hethiter-Ausstellung Bonn 2002. Stuttgart

Heubeck, Alfred (1974): Die homerische Frage. Ein Bericht über die Forschung der

letzten Jahrzehnte. Darmstadt
H/I s. Heinsohn, G. / Illig, H.
Högemann, Peter (2001): „Troias Untergang – was dann? Alte Dynastien, neue Reiche und die 'Ionische Kolonisation' (12. – 6. Jh. v. Chr."; in: „Troia". 58-63
Homer (1964): Ilias (Übers.: Johann Heinrich Voss). Leipzig
- (1966): Odyssee (Übers.: Johann Heinrich Voss). Leipzig
Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. Von Altamira, Alt-Europa, Atlantis über Malta, Menhire, Mykene bis Stelen, Stonehenge, Zypern. Frankfurt/Main
- (1990): Beiträge in „Wann lebten die Pharaonen?" (siehe: H/I)
- (1997): „Etrusker – Ägäis – Chalder – Sumerer. Querbezüge im -13./12./7./6. Jahrhundert"; in: Zeitensprünge 9 (4) 602-620
- (2002); „K(r)ämpfe um Troia."; in: Zeitensprünge 14 (1) 5-12 (Dort auch Literaturangaben zum „Kolb-Kofmann-Duell")
- (2004): „Editorisches Nachwort"; in: Heidrich 2004, 373-380
Isler-Kerény, Cornelia (1994): „Archäologie im Zerrbild. Eberhard Zanggers fragwürdiger Kampf um Troja". Neue Zürcher Zeitung. 7. XI. 1994
Jähne, Armin (2001): „Heinrich Schliemann. Troia-Ausgräber wider Willen"; in: „Troia". 330-337
Kehnscherper, Günther ([4]1980): Kreta, Mykene, Santorin. Leipzig · Jena · Berlin
Kolb, Frank (2002): „Vor Troia sinken alle Fiktionen in den Staub. Weshalb der Archäologe Manfred Korfmann gegen die Regeln der heutigen Wissenschaft verstößt"; Süddeutsche Zeitung (München). 8. I. 2002.
Korfmann, Manfred / Mannsperger, Dietrich (1998): Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang. Stuttgart
Kranz, Walter ([2]1949): Geschichte der griechischen Literatur. Leipzig
Krawczuk, Aleksander (1990): Der Trojanische Krieg. Mythos und Geschichte. Leipzig · Jena · Berlin
Latacz, Joachim (2001a): Troia und Homer. München
- (2001b): Beiträge in „Troia":
„Homers Troia/Ilios: Erfindung oder bewahrte Erinnerung?" 26-31
„Der große Nachbar im Westen: die Griechen. Was wussten sie von Troia?" 54-57
- ([2]2004): Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels. München
Lesky, Albin (1968): „Homeros"; in: Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Suppliment-Band XI. Stuttgart. 687-846
- (1979): „Homeros"; in: Der kleine Pauly, II.1202-08
Lübker, Friedrich ([6]1882): Reallexikon des classischen Althertums. Leipzig
Mannzmann, Anneliese (1979); „Archontes"; in: Der kleine Pauly. I. 517-520
Mattschoß, Marion (2003): „Die Neider. Der erste Archäologen-Krieg um Troia"; in: „G-Geschichte", 32f.
Müller, Martina (2003): „Der Sucher. Heinrich Schliemanns Weg nach Troia". In: „G-Geschichte", 26-28
Murray, Alexander Stuart (1892): A Handbook of Greek Archaeology. New York
Murray, A.S ./ Sith, A.H./ Walters, H.B. (1900): Excavations in Cyprus. Oxford
Neumann, Günter (1979): „Phryger"; in: Der kleine Pauly. IV.822-825
- (2001): „Der große Nachbar in Anatolien. Die Hethiter"; in: „Troia", 46-50

Page, Denys L. (1959): History and the Homeric „Iliad". Berkeley · Los Angeles
Pauly, Der kleine (1979): Lexikon der Antike. I-V. München
Peiser, Benny Josef (1990a): „Der Streit um Olympia. Die Kontroverse zum Beginn der Olympischen Spiele und deren Bedeutung für die griechische Chronologie"; in VFG 1 (1) 4-11
- (1990b): „Der Thales-Mythos"; in: VFG 1 (2) 85-89
- (1990c): „Archilochos und Olympia"; in: VFG 1 (5) 20-37
- (1991): „Die Ilias des –5./4. Jahrtausends oder Wann entstanden eigentlich die Homer-Epen?"; in: VFG 2 (3) 25-30
- (1993): Das Dunkle Zeitalter Olympias. Kritische Untersuchung der historischen, archäologischen und naturgeschichtlichen Probleme der griechischen Achsenzeit am Beispiel der antiken Olympischen Spiele. (Dissertationsschrift). Frankfurt/Main
„PM-History" (2003): Der Kampf um Troia. Sonderheft des Geschichtsmagazins PM-History (München), Heft 1/2003
Prinz, Friedrich (1976): Gründungsmythen und Sagenchronologie. München
Ramsay, Sir William Mitchell (1890: Historical Geography of Asia Minor. London (Neuausgabe: London 2002)
Reinert, Jochen (2002): „Trojas König Priamos war kein Grieche"; in: Neues Deutschland (Berlin). 5./6. I. 2002
Rohde, Erwin (1881): „Studien zur Chronologie der griechischen Literaturgeschichte"; in: Museum für Philologie (Frankfurt/Main), Jg. 36, 381-580
Sammer, Jan (o.J.): New Light on the Dark Age of Greece. www.varchive.org/nldag/index/htm
Schachermeyr, Fritz (1979): „Linearschriften"; in: Der kleine Pauly. III.671-675
- (1984): Griechische Frühgeschichte. Ein Versuch, frühe Geschichte wenigstens in Umrissen verständlich zu machen. Wien
Schlerath, Bernfried (1997): „Die Griechen kamen aus Kleinasien. Neue Erkenntnisse über die Proto-Sprache und die Proto-Kultur der Indogermanen."; in FAZ 4. VI. 97
Schoell, M.S. Friedrich (1828): Geschichte der Griechischen Litteratur. I. Berlin
Schorr, Edwin (A; o.J.): Greek History in the Shadow of Egyptian Chronology. Metal Ages and Pottery Schemes. www.specialtyinterests.net/pottery.html
- (B; o.J.): Applying the Revised Chronology. www.varchive.org/schorr/index/htm
Schwab, Gustav (1925): Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Gütersloh
Sevinc, Nurten (2002): Troia. Istanbul
Siebler, Michael (2001a): Troia. Mythos und Wirklichkeit. Stuttgart
Stoll, Heinrich Alexander (1957): Der Traum von Troja. Der Lebenstraum des Heinrich Schliemann. Berlin/DDR
- (Hg.;1974): Auf den Spuren der Antike. Heinrich Schliemanns Berichte über seine Entdeckungen in der griechischen Welt. Berlin/DDR
Studia Troica (1991-2003): Studia Troica. Troia und Troas – Archäologische Ausgrabungen und Umfeld. Jahrgänge I-XIV (Mainz)
Thompson, George (1960): Frühgeschichte Griechenlands und der Ägäis. Berlin/DDR (Orig.: Studies in Ancient Greek Society. The Prehistoric Aegean. London 1954)
Thukydides (1964): Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Leipzig
Trenscény-Waldapfel, Imre (1966): Die Töchter der Erinnerung. Götter- und Heldensagen der Griechen und Römer mit einem Ausblick auf die vergleichende Mytholo-

gie. Berlin/DDR
Torr, Cecil (1896): Memphis and Mycenae. London ([2]1998 durch ISIS (s. De Meesters) London, „With Supplementary Material on the Great Chronology Debate"
„Troia" (2001): Troia - Traum und Wirklichkeit. Begleitband zur Troia-Ausstellung. Stuttgart
Velikovsky, Immanuel (1945): „Theses für the Reconstruction of Ancient History". New York (deutsch: Thesen zur Rekonstruktion der Alten Geschichte. Basel 1978)
- (1962): Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zu König Echnaton. Zürich ([1]1953)
- (1974): „The Scandal of Enkomi"; in: Pensée (Portland), IV (5)
- (1983b): Die Seevölker. Frankfurt · Berlin · Wien ([1]1977)
- Dark Age of Greece. www.varchive.org/dag/ (Aus dem Nachlass)
Ventris, Michael/ Chadwick, John (1956): Documents in Mycenaean Greece. Oxford
VFG = Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart. (Gräfelfing; Erster Titel der „Zeitensprünge")
Wachter, Rudolf (2001): „Die Troia-Geschichte wird schriftlich. Homers Ilias wird zum Buch"; in: „Troia". 77-80
Weissgerber, Klaus (1996): „Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte (Aegyptiaca I)"; in: Zeitensprünge 8 (3) 248-268
- (1997a): „Zur Königstafel von Karnak (Aegyptiaca II)"; in: Zeitensprünge. 9 (1) 50-79
- (1997b): „Fremde Herrscher über Ägypten (I). Hyksos, Äthiopier und Libyer (Aegyptiaca III)"; in: Zeitensprünge 9 (2) 205-223
- (1997c): „Fremde Herrscher über Ägypten (II). Die Assyrer. (Aegyptiaca IV/Asiatica I)"; in Zeitensprünge 9 (3) 466-501
- (1997d): „Fremde Herrscher über Ägypten (III). Die Achämeniden (Aegyptiaca V/ Asiatica II)"; in: Zeitensprünge 9 (4) 569-598
- (1998a): Die Vorsargoniden. Asiatica III. (Ein – bis auf Kapitel I – bislang ungedrucktes Manuskript, von dem ich allerdings Kopien vielen Autoren der „Zeitensprünge" zugesandt habe.)
- (1998b): „Die Vorsargoniden I (Asiatica III)"; in: Zeitensprünge 10 (2) 198-202 (Erstes Kapitel von 1998a)
Zangger, Eberhard (1994): Ein neuer Kampf um Troia. Archäologie in der Krise. München
Zeller, Manfred (1989): „Zur frühen Perserzeit in Mesopotamien und Hatti"; in: VFG 1 (5) 32-35
- (1997): „Herrscher und ihre Schichten. Ein Zwischenruf"; in: Zeitensprünge 9 (4) 599-601". (Kritischer Leserbrief gegen K.W. , 1997c. Meine Antwort: 1998 b)
- (1998): „Assyrica V"; in: Zeitensprünge 10 (2) 203-225
- (1999): „Neues von den Hethitern"; in: Zeitensprünge 11 (2) 190-199
- (2003): „Alles immer jünger. Teil 2"; in: Zeitensprünge 15 (2) 252-281
Ziegler, Konrat (1979): „Troia"; in: Der kleine Pauly. V. 977-983

Dr. Klaus Weissgerber
klaus_weissgerber@yahoo.de

Ein Impakt in historischer Zeit ?
Chiemgau-Einschlag und frühere Ereignisse

Heribert Illig

Tübingen als Tsunami-Opfer

Der Schwabe staunt. Ausgerechnet das beschauliche Tübingen steht plötzlich für ein Himmelsereignis von gigantischem Ausmaß. Allerdings nicht die heutige Stadt, sondern Tübingens Gebiet am Übergang von Trias zum Jura, also in der früheren Saurierzeit vor konvent. 200 Millionen Jahren. Damals gab es keine Universität, sondern ein flaches Meer und tropisches Klima. Die Idylle wurde kurzerhand weggefegt: Ein mächtiger Brocken aus dem All löste einen Tsunami von 1.000 bis 1.200 m Höhe aus, der das friedvolle Binnenmeer überrollte, nachdem er bereits bis zu 1.000 km über den damaligen Kontinent hinweggelaufen war.

So lautet die Schlussfolgerung des örtlichen Geologen Michael Montenari. Sie stellt den Versuch dar, eine etwa 20 cm dicke, fast schwarze Schicht im Steinwerk des nahen Pfrondorf zu erklären. Sie enthält, von ungestörten Sedimenten eingefasst, kompakt verbacken die Spuren eines Tohuwabohus. Auffällig sind extrem viele Schalenbruchstücke von Muscheln, die allesamt mit ihrer Wölbung nach oben zeigen. Das Phänomen lässt sich durch eine hohe Strömungsenergie erklären [Becker]. Nun hat Michael J. Simms vom *Ulster Museum* (Belfast) in Nordirland Gesteinsabfolgen gleichen Alters entdeckt; dort ist die 'Chaos-Schicht' zwischen ruhigen Sedimentschichten bis zu 2,5 m dick [Koch]. Die Berechnungen britischer Spezialisten erachteten ein Seebeben oder einen Vulkanausbruch als zu schwächlich und brachten den berghohen Tsunami ins Spiel. Denn sie hatten Vergleiche mit der Ablagerungsschicht angestellt, die der Krakatau-Ausbruch vom Ende des 19. Jhs. hinterlassen hat: Sie ist nur 7 cm dünn. Montenari erklärt den Tübinger Befund so:

> "Wenn man bedenkt, dass diese Schichten in den Jahrmillionen zusammengepresst worden sind, müssen sie zur Zeit ihrer Entstehung mindestens drei Mal mächtiger gewesen sein, in Pfrondorf also vielleicht einen Meter hoch. [...] Vor 200 Millionen Jahren hätte das Seebeben eine angenommene Stärke von 20 haben müssen" [ebd.].

See- oder Erdbeben treten heute bis zur einer Stärke von 9 auf. Eine Stärke von 20 lässt sich allein mit einem extraterrestrischen Geschehen motivieren. Aus Gesteinsschichtungen in anderen Teilen der Welt schließt Montenari auf einen Impakt zwischen Island und Nordamerika.

"Wahrscheinlich war der Meteorit aber nicht der Alleinschuldige für das Massensterben, sondern ein Zusammentreffen aus starker vulkanischer Aktivität und kosmischen Einschlägen. Das war am Ende zu viel des Guten" [ebd.].

Bienen im Angriff auf den Sauriertod-Impakt

Seit in Wissenschaftskreisen über Impakttheorien gesprochen werden darf, blühen die Interpretationen auf und sind teils für, teils gegen die Folgen des Einschlags. So hat nun Jacqueline Kozisek von der *University of New Orleans* vor der *Geological Society of America* gefordert, den Bienen mehr Aufmerksamkeit zu widmen [Gesang]. Wir kennen unsere heutigen tropischen Bienen und kennen ihre kreidezeitlichen Ahnen. Derartige Bienen benötigen aber hohe Temperaturen, die während eines kosmischen Winters natürlich nicht gegeben waren. Dasselbe gilt für die nahrungsgebenden Blütenpflanzen. Insofern sieht Kozisek die Bienen als Kronzeugen gegen einen impaktbedingten Temperatursturz (auch wenn wir stutzen, dass die späten Saurier nicht nur zwischen Schachtelhalmen wandelten, sondern auch an Blüten schnuppern konnten). Gerhard Plodowski vom Frankfurter Senckenberg-Institut sieht dieselbe Problematik bei Vögeln und Krokodilen; die Schildkröten ließen sich direkt anschließen.

Nun ist die Theorie von Alvarez zum Sauriertod-Impakt durch den Yucatan-Impakt von Chicxulub erst 26 Jahre alt und frühestens ein Jahrzehnt später von vielen Wissenschaftler geteilt worden. Trotzdem schreibt Gesang:

"Der wichtigsten Theorie über das Aussterben der Dinosaurier droht nun selbst der Garaus. [...] Allerdings sind etablierte Theorien widerstandsfähig. Den Honigbienen dürfte es daher schwer fallen, die alten Erklärungsgewohnheiten zu verändern."

Insofern darf man sich wohl bei 200 bis 300 Jahre alten Denkverhärtungen – wie im Fall mittelalterlicher Urkunden – nicht über das zähe Beharrungsvermögen wundern.

Himmelsgrüße für Bayern

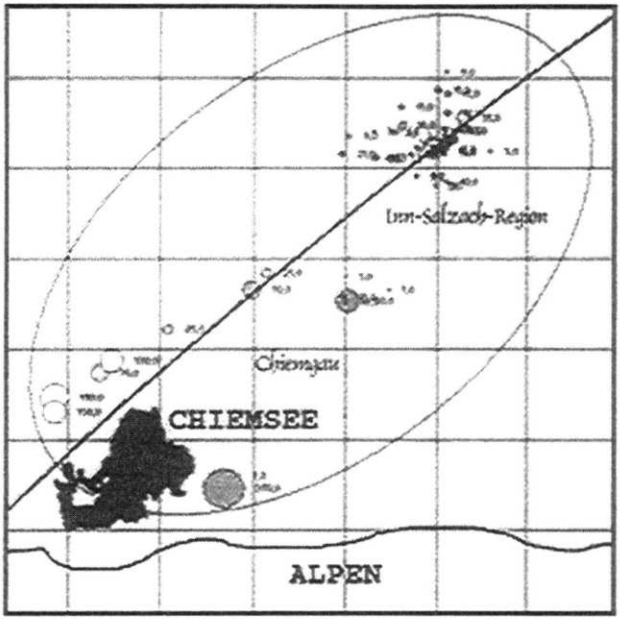
Irgendwie haben wir Baiern einen speziellen Draht zum Himmel. Das bestätigt nicht nur der Brandner Kaspar mit seinem Blick ins Paradies, sondern auch der eine oder andere 'Einfall' prominenten Ortes. Wir sprechen nicht vom bayerischen Bierhimmel zu ***Andechs***, denn dort ging am 5. 3. 1995 kein Meteorit nieder, sondern die Sprengung eines Biotops hoch [ZS 2/95, 202; 2/99, 354]. Aber ***Neuschwanstein:*** Am 6. 4. 2004 endigte eine überaus helle, 91 km lange Feuerspur nur 6 km von 'unserem' edelsten Kini-Schloss entfernt mit einem winzigen Impakt. Gefunden wurde ein 1.705 g schweres Fragment,

später zwei weitere. Sie liegen heute im Nördlinger *Rieskrater-Museum*. Diese mittelfränkische Stadt ist der rechte Ort für eine derartige Sammlung, hat doch ein mächtiger Einschlag vor konv. 15 Millionen Jahren das ***Nördlinger Ries*** geformt, diese fast kreisrunde Einstanzung von 20 bis 24 km Durchmesser zwischen Schwäbischer und Fränkischer Alb. Sie stammt von einem Asteroiden mit 1 km Durchmesser und der Einschlagsenergie von 250.000 Hiroshima-Bomben [Kratzer]. Begleitet vom ***Steinheimer Becken*** (3,5 km Durchmesser, bei Heidenheim an der Brenz) ist hier der zweite Impakt zu bestaunen, den die Wissenschaft nach dem Meteor-Krater von Arizona als extraterrestrisch verursacht akzeptiert hat. Bis 1960 wollte man die Kraterlandschaft des Ries als kryptovulkanisch geformt sehen – das hätte heißen sollen: vulkanische Kräfte ohne erkennbaren Magma- oder Lavafluss, also ein Krater ohne Ergussgestein, möglicherweise Folge einer Flatulenz des Erdmantels, pardon: "Sprengtrichter vulkanischer Gase" [Brockhaus]. Beim Steinheimer Becken berichtete der *Brockhaus* noch 1973 die Einschlagstheorie durchaus zurückhaltend – ein weiteres Beispiel für die 'rapide' Wandelbarkeit wissenschaftlicher Lehren [vgl. Illig 1992, 232, 237]

Heuer ist ***Altötting*** in den erlauchten Kreis jener Orte eingetreten, denen einmal der Himmel auf den Kopf gefallen ist – möglicher Grund dafür, dass bei den Indoeuropäern die Vorstellung eines aus Stein bestehenden Himmels kurant war [Eliade 19, 197]. Wo die Herzen der Wittelsbacher Landesherren in der nicht agilolfingischen, sondern – Schmach genug – frühromanischen Wallfahrtskapelle ruhen, dort beginnt ein Einschlagsoval, das in Nordost-Südwest-Richtung bis hin zum Chiemsee bislang 81 gefundene Krater umschließt (in einer Ellipse von 58 bzw. 27 km Achslänge). Was gerade noch als runde Vertiefung von 3 m im Luftbild erkennbar ist oder als still ruhender Tüttensee einen Ringwall von etwa 500 m Durchmesser aufweist, das wurde dank einer Gruppe aufmerksamer Hobbyforscher als wohl bislang größtes dieser raren Meteoritenfelder auf unserer Erde erkannt [Szymanski].

Aufgespürt wurde es von Sondensuchern wegen magnetischer Anomalien und metallischer Verseuchung; Bienenforscher beobachteten eine unerklärlich hohe Konzentration an Mangan, Nickel und Silizium im dort gesammelten Honig [Schulz, 200].

Der Spiegel spricht von drei aktiven, aber verfeindeten Forschergruppen: primär um den Würzburger Geophysiker Kord Ernstson, dann um den Tübinger Geowissenschaftler Viktor Hoffmann und um den Mineralogen Thomas Fehr, alle angeblich behindert von den als ersten fündigen Sondengängern. In der Internetseite der Gruppe um Ernstson [*The Chiemgau impact event*] wird hierzu einiges richtig gestellt; darüber hinaus sind in dieser Gruppe die eigentlichen Entdecker vereint. Ihrer Darstellung wird hier im weiteren gefolgt.



[www.uni-wuerzburg.de/presse/mitteilungen/p04-079w.html]

Im Vergleich mit den bislang bekannt gewordenen Meteoritenfeldern liegt Altötting vorn: Das *russische Streufeld* in den Sikhote Alin-Bergen misst lediglich 2 km, das *estländische* Streufeld bei Kaalijarvi nur 1 km; das *polnische* von Morasko (nahe Poznan) ist noch kleiner. Nicht angegeben ist die Fläche des *australischen* Feldes (Henbury) im Nordterritorium. Größer als die nordosteuropäischen Felder ist auf jeden Fall das im *argentinischen* Gran Chaco, misst es doch 17,5 km. Genannt werden weiter At Wabar in *Saudi-Arabien* und Jilin in *China,* das ein Oval von 67 auf 10 km bedeckt. Viel größer als alle anderen wäre das Streufeld von *Namibia,* doch konnten auf seiner Fläche von 390 zu 120 km keine Krater entdeckt werden. (Das von Otto Muck [217-223] vorgestellte "Trichterfeld" in *Carolina* mit seinen 165.000 km^2 wird wohl deshalb nicht genannt, weil hier kein Meteorit, sondern ein Asteroid niedergegangen ist.)

Zurück zum Chiemgau. Getroffen wurden pleistozäne und holozäne Moränensedimente. Es gibt eigenartige Vorkommen von metallischem und

nichtmetallischem Material, Spurenelemente lassen auf einen Komet mit Gehalten an präsolarer Materie schließen; Ferrosilikate decken über die Ellipse hinaus ein Gebiet von 3.000 km² ab, das bis in die Alpen hineinreicht. Dem Laien leichter zugänglich als ihm unbekannte Mineralien sind makroskopische Zerstörungen, beispielsweise zertrümmerter Sandstein oder Quarzit. Hier ist die Vehemenz der Schockwellen, die Wucht rapider Deformation buchstäblich mit der Hand zu greifen. Auch die Verglasung von Sandsteinen ist gut zu erkennen. Noch ist die Diskussion der Befunde nicht abgeschlossen, noch gibt es Gegner eines Impaktes, aber er hat hohe Plausibilität.

Weitgehend offen ist die Datierung dieses Ereignisses. DER SPIEGEL nennt eine Zeitspanne von -9000 bis +1000, eingegrenzt durch die Bildung der betroffenen Sedimente einerseits und durch C14-Daten andererseits. Die Forschergruppe um Ernstson engt das Intervall ein, hält aber noch 1.400 Jahre für möglich: -5. Jh. bis +9. Jh. Obwohl sie Mike Baillies Einschlagthese für das Jahr +536 kennt, präferiert sie nicht zuletzt wegen römischer Steinschlagberichte aus den Jahren -205/04 die keltische Zeit, genauer die um -200.

Nachdem hier noch beliebig spekuliert werden kann, würde der Autor sekundär an die Zeit nach +400, primär an die Zeit um -60 denken. Damals bekämpfte Caesar in Gallien die Helvetier, die aus unbekannten Gründen nach Westen ziehen wollten, während ihr Gebiet vom Rhein bis zum späteren Regensburg gereicht hatte. Möglicherweise wurden sie von anderen keltischen Völkern wie den Boiern geschoben, die aus dem böhmischen Becken nach Westen aufbrachen. Bald darauf muss nach Erkenntnis der Archäologen mit Manching das größte keltische Oppidum (nahe Ingolstadt) aufgegeben worden sein (wurde früher die Zeit von 80–70 präferiert, sprechen sich Forscher heute eher für 50–30 aus, ohne Klarheit zu haben [Sievers 149]. Als die Römer -15 in das nördliche Alpenvorland bis zur Donau einmarschieren, besetzen sie offenbar weitgehend unbewohntes Land. Warum hier äußerst fruchtbares Land – etwa der Straubinger Gäuboden – brach liegen gelassen wurde, ist bislang unverstanden.

Ein Impakt in keltischem Siedlungsgebiet würde dieses Rätsel lösen. Ein derart mächtiger Wink vom Himmel könnte von den naturnahen Kelten als Aufforderung verstanden worden sein, die eigentlich günstige Lebenssituation drastisch zu ändern. Möglicherweise fiele sogar Licht auf die nach wie vor rätselhaften "Keltenschanzen", die mit ihrer Umwallung einem aufgeworfenen Krater gleichen, allerdings die katastrophische Kreis- oder Ovalform vermeiden. Im Falle des Tüttensees sind die Wälle heute noch 8 m hoch; bei den kleineren Kratern entsprechend niedriger.

Gleichgültig, wann genau der Einschlag erfolgt ist – wir wollen korrekterweise daran erinnern, dass er noch nicht ohne Wenn und Aber als Impakt

gesehen wird –, er wird in jedem Fall Zeiten des Menschen zugeschrieben, also historischen Zeiten. Damit diskutiert die Wissenschaft ***erstmals*** seit Velikovsky einen extraterrestrischen Einfluss auf den Geschichtsverlauf. Auch andere Meteoritenfelder werden in geologisch gesehen allerjüngste Zeiten datiert, können aber mangels 'Geschichte' im jeweiligen Gebiet nichts Wesentliches verändert haben.

	Ca.-Altersangaben in Jahren
Morasko (Polen)	< 10.000
Henbury (Australien)	5.000
Campo del Cielo (Argentinien)	4.000
At Wabar (Saudi-Arabien)	135 – 450 [The Chiemgau impact event].

Im Chiemgau geht es nun um die bekannte Geschichtsschreibung, gleichgültig, ob das Ereignis bei -200, bei -60, nach +400 oder um +536 stattgefunden hat. Ein großes Tabu fällt, zum Nutzen und Frommen unvoreingenommener Wissenschaft.

Literatur

Becker, Markus (2004): Todeswelle über Tübingen; in: *Spiegel Online,* vom 16. 9. 04 Http:www-spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518druck318210,00.html

Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden ([17]1973); Wiesbaden

Eliade, Mircea ([2]1980): Schmiede und Alchemisten; Stuttgart

Gesang, Bernward (2004): Biene mit Beweiskraft. Die etablierte Theorie über das Ende der Dinosaurier wankt; in *Süddeutsche Zeitung* vom 9. 11. 04

Illig, Heribert (1992): Chronologie und Katastrophismus; Gräfelfing

Koch, Klaus C. (2004): Die schwäbische Monsterwelle. Vor 200 Millionen Jahren hat möglicherweise ein 1000 Meter hoher Tsunami Europa überrollt; in *Süddeutsche Zeitung* vom 22. 9. 04

Kratzer, Hans (2004): Brösel und Brocken aus dem All. Das Nördlinger Rieskrater-Museum zählt sogar Marsgestein zu seinen Schätzen; in *Süddeutsche Zeitung,* 5. 11.

Muck, Otto (1980): Geburt der Kontinente; München

Rappenglück, M.A. / Ernstson, K. / Mayer, W. / Beer, R. / Benske, G. / Siegl, Chr. / Sporn, R. / Bliemetsrieder, Th. / Schüssler, U. (2004): The Chiemgau impact event www.chiemgau-impact.com/index.html

Schulz, Matthias (2004): Wald der Feuermurmeln. Ging über Bayern vor 2200 Jahren ein riesenhafter Komet nieder? in *Der Spiegel* 44/2004, 200-202

Sievers, Susanne (2003): Manching. Die Keltenstadt; Darmstadt

Szymanski, Mike (2004): Apokalypse am Tüttensee. Vor 2200 Jahren soll im Chiemgau ein gigantischer Meteorit eingeschlagen haben; in *Süddeutsche Zeitung,* 25.10.

The Chiemgau impact event www.chiemgau-impact.com/index.html

Universität Würzburg: Pressemitteilung vom 25. 10. 2004 www.uni-wuerzburg.de/presse/mitteilungen/p04-079w.html

Lukas und kein Ende (Redatierungen IV)

von Peter Winzeler

Zu den gewiss erstaunlichsten Tatsachen des lukanischen Doppelwerkes gehört, dass Jesus als verheißener Messias im Judentum des zweiten Tempels der „augustäischen" Kaiserzeit auftritt und von ihm – auch nachösterlich – die Wiederherstellung des Davidsreiches [Lk 24,21/ Apg 1,6], die endzeitliche Einlösung von Thora und Propheten [Lk 24,44/ Apg 3,21] bzw. die Wiederbringung des zerstreuten „Zwölfstämmevolkes" mittels der zwölf Apostel und der paulinischen Völkermission erwartet wird [Apg 26,7; 28,20/ Röm 11,25f], was deutlich essenische Parallelen hat. Als Markion hingegen die Ablösung der Heidenkirche vom Judentum empfahl, suchte er ein gereinigtes Lukas-"Evangelion" mit einem ebenso purgierten „Apostolikon" von 10 Paulusbriefen zu verbinden, die teilweise schon vorlagen [s. Lexikon für Theologe und Kirche/LThK, Markion]. Aus der Abwehr Markions dürfte aber der schon von den Kirchenvätern für sekundär gehaltene Lukasprolog (Mitte des 2. Jhs.) stammen, dessen ergreifendes Marienbild dem byzantinischen Ikonenmaler „Lukas" vor Augen stand [s. LThK, Lukas].

Der im NT kanonisierte Lukas gilt aber eher als Pauli Reisebegleiter, Rechtsanwalt und Arzt [Kol 4,14; Philem. 24; 2Tim 4,1], der hervorragende Kenntnisse römischer Jurisprudenz besitzt [Apg 21-28]. Als Historiker scheint er sich weder um die christologischen Dogmen der alten Konzilien zu kümmern, welche die Kirche als das wahre Israel ansahen, noch um die – seit Konstantin – getrennten Feste der Juden und Christen und die theokratischen Repressionen, welche die verfolgte christliche Minderheit seit Justinian dem Judentum auferlegte (seit Theodosius). Im lukanischen Schema kann an der jüdischen Existenz Jesu nicht der geringste Zweifel bestehen, und das griechische Alte Testament (der 70 Jünger Alexandrias) wird als gemeinsamer Grundbestand der Kirchen in Ost und West bis heute bewahrt.

So gesehen muss die lukanische Kirchentradition bis auf Edessa und die Qumranrollen hinabreichen – was Albert Schweitzer als die „geschichtliche Lösung" des Lebens Jesu favorisierte. Im harten Kern sei der ungeliebte Lukas nämlich unfreiwilliger Kronzeuge von zwei (!) historisch "enttäuschten" Naherwartungen, erstens des Juden Jesus (der ältesten Q-Tradition), wie der "zweiten" paulinisch erwarteten Parusie – was beides an Qumran erhärtet werden kann. Die lukanische Konstruktion der apostolischen Zeit hätte diese doppelte "Parusieverzögerung" durch Ostern und Pfingsten kompensiert, somit eine dritte Parusie statuiert, was auch kurz nach Ableben des Paulus geschehen sein kann (vgl. meinen biografischen Lösungsversuch). Die radikal

literarischen Lösungen müssen den umgekehrten Weg gehen, sofern sie die jüdische Existenz Jesu (wie überhaupt seine Geschichtlichkeit) bestreiten, vielmehr antike Astralmythen zur Erklärung heranziehen und so auch die Kirchenvätertraditionen auf reine literarische Fälschungen zurück führen müssen (eines Christentums, das von den störenden jüdischen Anfängen nichts mehr weiß). Durch Albert Schweitzer war die „literarische Lösung" Bruno Bauers darum so stark diskreditiert, dass Rudolf Bultmann sich notgedrungen zu einem soziologischen bzw „formgeschichtlichen" Ansatz bekannte, der mit mündlichen Vorstufen der israelitischen Urgemeinde und der sogenannten Q-Quelle rechnete, noch bevor der erste Evangelist (sei es Johannes oder Markus) zum romanhaften Leben Jesu fortschreiten konnte.

Nachdem aber die Bultmann-Schule vergeblich nach dem „historischen Jesus" fahndete (apart von Qumran), erlebte die literarische Lösung bei verschiedensten Autoren (wie Detering, Carotta u.a) ein grandioses Comeback. Im Mailwechsel mit Jan Beaufort habe auch ich erwogen, wie das lukanische Problem radikal zu lösen wäre – „nach einem Vorschlag von Jan Beaufort". Dieser Vorschlag hatte einiges Bestechende. Er setzte eine politisch unabhängige und theologisch kongeniale mystische Persönlichkeit des Pseudo-Areopagiten voraus, die die tiefen Gegensätze von Rom (Petrus) und Byzanz (Johannes), Ägypten (Markus) und Syrien (Matthäus) dialektisch zu übergreifen und mit Paulus zu versöhnen wüsste. Als protolukanische Urkirche würde nur ein vor- oder frühchristliches Essenertum bestanden haben (bzw. eine gnostisch-mandäische oder koptische Täufersekte) und es bliebe zu klären, wie dieses Schema mit David Flussers jüdischer Schichtung der Jesus-Schriften zu verbinden wäre (1. Jesus 2. Qumran 3. Paulus 4. Lukas und Frühmittelalter). Weder wollte ich insinuieren, dies sei der einzige Vorschlag Jan Beauforts geblieben, noch dass seine byzantinische Theorie hier einen Ausweg anböte, die jenes Überzeugende für mich nicht mehr besaß und die ich als eine „verbesserte Hypothese" – wie jetzt in Form seiner „Richtigstellung" angemahnt [in Heft 2/2004, 432] – auch gar nicht hätte zur Diskussion stellen wollen.

So mag wohl der (inkorrekte) Eindruck entstanden sein, als habe Jan Beaufort solche geschichtlichen Vorstufen gar nicht erwogen. Aber sobald man die spätantike, altrömische und griechische Kirchentradition bemüht – im Vorfeld des von Niemitz, Illig und Topper besprochenen Zivilisationsbruches und Städtesterbens der Phantomzeit – wird die literarische Lösung „im Kern" so geschwächt, dass sie kaum noch zu halten sein wird. Es ist an sich gleichgültig, ob man sich auf Julius Cäsar (Carotta), auf Seneca und Nero (Bauer) berufe, um das unerklärlich Jüdische der Existenz Jesu auszutilgen – oder nun auf Justinians cäsaropapistische Reform rekurriere (Beaufort), der sich die lukanische Auftragsarbeit zu verdanken habe. Genausogut und -sowe-

nig ließe sich der jüdische Weinstock Jesu durch eingepropfte lateinische oder griechische Zweige erklären, die sich wider ihren Wurzelstock „rühmen" [Röm 11,18; vgl. Lk 1].

Dass es sich bei dem „genialen Streich" des byzantinischen Ikonenmalers „um die Einführung des uns heute als katholische Orthodoxie bekannten Christentums" gehandelt haben solle (Beaufort), hat an Evidenz nichts hinzu gewonnen, da Topper sie konsequenterweise doch erst nach dem abendländischen Schisma (1014/1054) ansetzt, wonach der Heilige Geist von Vater „und Sohn" (filioque) ausgehe.

Selbst wenn Theodosius nur ein "Märchenkaiser" gewesen wäre, muss eine nicäanisch-konstantinopolitanische Vorlage bestanden haben, und Beaufort kann sich auf Arius kaum berufen und von Athanasius schweigen. Beaufort müsste erklären, warum Paulus in Byzanz zum lukanischen Helden geworden sein sollte, der die „dogmata" einer essenischen Urkirche zu verkündigen hätte, die er doch so tränenreich bekämpft [vgl. Red III]. Für den Rabbiner Michael Hilton – um nur die interessanteste neue Publikation zum Thema zu nennen – ist das lukanische Urchristentum älter als das normative rabbinische Judentum (nach 70), denn die Apostelgeschichte sei der „älteste Text", der den leidenden Gottesknecht der Jesaiarolle mit Jesus, dem „Messias" identifiziere (was den nazoräischen Qumranrollen entspricht), noch bevor frühmittelalterliche Rabbinen daran gehen, diese messianische Vorstellung auf die Gesamtleiden Israels in den Kreuzzügen zu übertragen [Js 53/Apg 8,32f; s. Hilton 122].

Genau so polemisieren Rabbinen gegen die Verjungfräulichung Marias nach Jesaiazitaten von Matthäus [Js 7,14/ Mt 1,22f] oder Lukas [Js 9,5/Lk 1,31], die aus dem Masoretentext der Hebräischen Bibel ausgeschieden werden (nicht aber aus alten Midraschim!) [Hilton 115-119]. Dasselbe gilt für jüdische Feste der Zeit Jesu (inkl. Pfingsten), die Lukas originaler als das Judentum nach 70 bewahre. Das umstürzende Werk Hiltons hat den Mangel – oder sollte man es einen Vorzug nennen? –, dass es zwischen Urchristen und Qumranessenern gar nicht unterscheidet. Damit geht der (essenische) Grundbestand des lukanischen Doppelwerkes vor das jüdisch-christliche Schisma des 2. bis 4. Jhs. zurück, das erst Justinian zur fatalen Endgültigkeit erhebt.

Es bleiben offene Fragen, da der adoptianische Geist des Lukas auch die gesamten Geschichtswerke der römischen Epoche durchzieht, wo Divus Julius Cäsar von lauter Adoptivsöhnen (wie Augustus, Tiberius und den Severern) beerbt wird, so dass das athanasische Dogma sich erst später durchsetzen kann. Zur vermeintlichen Verbesserung seiner Hypothese rekurriert nun auch Jan Beaufort auf Carotta, der die Biografie des Julius Cäsar als eine „historische" ansieht (als ob sie nicht genauso literarisch sein könne), obwohl doch markinische Belege des Gallischen Krieges Cäsars fehlen und nicht ein-

mal feststeht, an welchem Ort der Cäsar sein Martyrium erlitt (warum ausgerechnet der „öde Ort" in der Wüste, an den Jesus entfloh, einen Hinweis auf Rom – statt Qumran – entbergen sollte [erämos topos Mk 6,31], bleibt Carottas Geheimnis). Hier beißt sich die Katze der „literarischen Radikalkritik" in den eigenen Schwanz, sind die NT-Schriften doch textgeschichtlich weit besser belegt.

Wenn Carotta letztendlich auch den historischen Cäsar nur auf den auferstandenen Christus des Paulus gründen kann (oder die vita Cäsaris auf seinen verschollenen Urmarkus), bricht der Boden für Beauforts vermeintliche Ergänzungshypothese weg (die nicht tragfähiger ist als Bultmanns Quelle Q). Zugunsten einer byzantinischen Endredaktion spräche die relativ späte Beurkundung der Apostelgeschichte (5./6. Jh.), mit Ausnahme zweier älterer Papyri (wohl aus der 2. Julianischen Dynastie). Sie wird aber kontrastiert durch eine stark abweichende „westliche" Version, welche die Rolle des Petrus hervorhebt und eine lukanische Grundschrift vermuten lässt (worauf ich im Folgebeitrag eingehen will). Vorerst sehe ich nur ungelöste Fragen, die in einer byzantinischen Lösung nicht aufgehen wollen. Sobald man sich mit Jan Beaufort zur johanneischen Täufertradition und zum waschechten „Jesus" von Edessa bekennt, wird man auskunftspflichtig gegenüber Qumran. Beaufort müsste darlegen, wie auch Qumran (inkl. Cäsar und Markus?) in eine jüngere Epoche gebracht werden könnte, aber damit auch dem gut-informierten Historiker Lukas wieder näher gebracht würde.

Ergänzende Literatur

Hilton, Michael (2000) „Wie es sich christelt, so jüdelt es sich". 2000 Jahre christlicher Einfluss auf das jüdische Leben. Mit einem Vorwort von Rabbiner Arthur Herzberg, Jüd. Verlagsanstalt Berlin.

PD Dr Peter Winzeler, CH-2502 Biel, Blumenrain 22

Slawen = Ostgermanen ?
Eine Buchbesprechung
Andreas Birken

Helmut Schröcke: *Germanen – Slawen. Vor- und Frühgeschichte des ostgermanischen Raumes,* Wiesbaden 1999, 466 S. (14 Seiten Literaturverzeichnis – fast 600 Titel)

Der 1922 in Zwickau geborene, emeritierte Professor für Mineralogie ist kein Mensch, mit dem ich mich zum Bier treffen wollte. Ohne geradezu ein Neonazi zu sein, bewegt er sich als Anhänger völkischer Ideologien in einer rechtsradikalen Grauzone. Ein 1997 gegen ihn als Mitunterzeichner eines ausländerfeindlichen Aufrufs eingeleitetes Verfahren wegen Volksverhetzung wurde 1999 eingestellt. Wie dem auch sei, der Mann ist trotz allem ein ernst zu nehmender Wissenschaftler.

In seinem 1999 erschienenen Buch *Germanen – Slawen* will er den Nachweis führen, dass es sich bei den Slawen nicht um ein den Germanen fremdes Volkstum handelt, sondern um die Nachfahren der Ostgermanen. Im Klappentext heißt es:

> „Professor Heinrich Helmut Schröcke kommt das große Verdienst zu, ein wissenschaftliches Standardwerk von revolutionärer Bedeutung geschaffen zu haben, das auf einem gründlichen Studium der Originalquellen fußt und die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiet der germanischen Vor- und Frühgeschichte vermittelt. In umfassender Weise, mit den Mitteln der Chronistik, Archäologie, Anthropologie, Religions- und Sprachwissenschaft führt der Autor den Beweis, daß die ‚Slawen' nicht als fremde Völker anzusehen sind, sondern aus den Ostgermanen der frühen Völkerwanderungszeit hervorgegangen sind."

Hier ist gleich einzuschränken, dass Schröcke sich als Naturwissenschaftler an die Sprachfrage nicht recht herangetraut hat, so dass der entscheidende Punkt, die Entstehung der slawischen Sprachen, kaum behandelt und das Hauptargument für seine These gar nicht ausgeführt wird. Er sieht die Entstehung der slawischen Sprachen um das Jahr 1000, weswegen das frühe Mittelalter in seiner Untersuchung einen großen Raum einnimmt. Aus diesem Grunde ist seine Arbeit für die Phantomzeitthese von großem Wert, denn Schröcke war ungeheuer fleißig und ist ein genauer Beobachter. Manche Unstimmigkeit ist ihm aufgefallen. Aber ganz bestimmt wäre er nicht gewillt, auf einen großen germanischen Helden wie Karl zu verzichten. Mit seiner völkischen Grundthese, dass jede Vermischung zu negativen Ergebnissen

führe und das deutsche Volk deshalb so wertvoll sei, weil es von allen europäischen Völkern das am wenigsten vermischte sei, kann ich nichts anfangen und will hier darauf auch nicht eingehen. Statt dessen werde ich einige seiner interessantesten Funde vorstellen.

Sein Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass das spätantike und mittellateinische Wort sclavi keineswegs die Slawen bezeichnet hat, sondern die heidnischen Ostgermanen, insbesondere die Vandalen. Erst Herder habe sclavi = Slawen gesetzt, und noch bei der Edition der Chronik des Helmold von Bosau († 1170) in den *Monumenta Germaniae Historica* habe man 1937 das c „als zu störend" weggelassen.

/ Zur Quellenlage bezüglich der frühen Slawen siehe Heinsohn/Sidorczak 2002. /

Gleich zu Beginn des Buches geht Schröcke auf Zeitskala und Zeitmessung ein [Kap. 3.1, S. 39]:

„Die bis nach dem 2. Weltkrieg gültige Zeitskala in Mittel- und Nordeuropa zeigt die untenstehende Tabelle (W. Matthes 1936).

Die erhoffte Verbesserung der Datierungsmöglichkeiten blieben zunächst aus, als sich herausstellte, daß die von Libby ausgearbeitete Methode der radioaktiven Altersbestimmung mit ^{14}C überraschende und zunächst unbekannte systematische Fehler besaß. Bei der eingehenden Beprobung z.B. von bandkeramischen Siedlungen ergaben diese Altersbestimmungen mit ihren sowieso schon recht großen systematischen experimentellen Fehlern keinen zeitlichen Gang, sondern ein fast rein statistisches Schwanken (P. Breuning 1985). Nachdem die Ursache im Schwanken der Erzeugung von radioaktivem ^{14}C durch die Höhenstrahlung erkannt war, wurden revidierte ^{14}C-Zeitskalen aufgestellt, nach denen der Beginn der jüngeren Steinzeit z.B. in Nordeuropa auf 5500 v.d.Ztr. zurückdatiert wurde.

Von der kürzlich gefundenen linearbandkeramischen Siedlung Hilzingen-Forsterbahn im Hegau liegen ^{14}C-Bestimmungen neuester Methodik vor, deren Alter von 6270 bis 5800, im Mittel 6104 Jahre v.d.Ztr. schwanken mit dem arithmetischen Mittel der Fehler ± 90 Jahren (B. Dieckmann u.a. 1990).

Eine absolute Methode wurde mit der Dendrochronologie gefunden, die den Gang im jährlichen Zuwachs der Dicke von Bäumen benutzt. Inzwischen sind hiermit sowohl für Nord- und Mitteleuropa wie für Nordamerika Zeitskalen bis etwa 8000 v.d.Ztr. erstellt worden. Damit wurden z.B. für Hessen die Anfänge folgender Kulturen festgelegt (Ch. Willms 1982) zu:

	alte Skala	neue Skala
Bandkeramik	3200 v.d.Ztr.	5800 v.d.Ztr.
Schnurkeramik	1900 v.d.Ztr.	2800 v.d.Ztr.
Broncezeit	1800 v.d.Ztr.	2300 v.d.Ztr."

Damit wäre also bewiesen (?),

> „daß die These ‚ex oriente lux', daß also alle vorgeschichtlichen kulturellen Fortschritte aus dem Orient stammen, hinfällig ist. Die Megalithgräber der Bretagne sind jetzt 6000 Jahre alt und damit 1000 Jahre älter als vergleichbare Großsteingräber im östlichen Mittelmeergebiet."

Dabei übersieht Schröcke offenbar, dass man mit der gleichen famosen Methode auch den Orient leicht um 2000–3000 Jahre älter machen könnte. Im Übrigen darf man sich von seinen Abkürzungen v. d. Ztr. (= vor der Zeitrechnung) und n. d. Ztr. (= nach der Zeitrechnung) nicht verwirren lassen. Diese sind abgeleitet von den in DDR üblich gewesenen Abkürzungen v .u. Z. (vor unserer Zeitrechnung) und u. Z. (unserer Zeitrechnung). Immerhin bleibt gewöhnungsbedürftig, dass wir nun nach unserer Zeitrechnung leben. Vielleicht sollten wir statt dessen das Jahr 1000 als Epoche nehmen und „vor der Zeitumrechnung" und „nach der Zeitumrechnung" datieren, dann hätten wir jetzt das Jahr 1004 n. d. Ztumr.

/ Grundsätzliche Kritik an C14-Messungen und Dendrochronologie siehe Blöss/Niemitz 1997; zur tatsächlich vorgenommenen, sinnlosen Aufblähung der Vorzeit siehe Illig [1998, 13-24, 132-138]. /

Nun einige Zitate betreffend die Illigsche Phantomzeit:

Reich des Samo (623–660) [S. 178]:

> „Es ist bemerkenswert, daß das Reich des Samo nicht in der Sagenwelt der böhmischen Ostvandalen aufscheint, die erst von dem etwa 200 Jahre später von außen geholten Primizl berichtet."

Großmährisches Reich [S. 183]:

> „Die erste Phase von Siedlungshinterlassenschaften von Mikulčice stammt aus der Zeit nach dem Abzug der Langobarden von 550 bis 650. Nur vereinzelt kam Keramik vom Prager Typ vor, massenhaft dagegen dünnwandige schwarze, scheibengedrehte Keramik, wie sie aus gleichzeitigen Gräbern der Gepiden und aus völkerwanderungszeitlichen germanischen Gräbern bekannt ist. Sie gleicht der Keramik aus der Burgwallzeit Böhmens nach 800. *‚Das Vorkommen so vollkommen entwickelter burgwallzeitlicher Keramik in einem Fundkomplex dieses Alters ist zumindest ungewohnt und führt erneut zur Herkunftsfrage'*, sowohl für die Hersteller der Keramik der vorgroßmährischen wie der Burgwallzeit" [Hervorhebung durch Schröcke].

Und [S. 220]:

„Aus ungarischen Quellen wird nichts darüber berichtet, daß bei der ungarischen Landnahme im Karpatenbecken dort etwa zu suchende Herrschaftszentren des Großmährischen Reiches (M. Eggers 1985), die dabei vernichtet worden wären, angetroffen wurden. Dort wurden bisher keine Hinterlassenschaften von Herrschaftszentren, wie z.B. an der March, die dem Großmährischen Reich oder wie bei Klausenburg (Apahida), die den Gepiden zugeschrieben werden, gefunden."

/ Kein Wunder, denn 895 findet dasselbe statt wie 598, so Zeller [1996]. /

Zur Entstehung des Baiernvolkes [S. 219]:

„Mit dem Beginn der durch Angehörige anderer germanischer Stämme erweiterten Stammesbildung der Baiern südlich der Donau ab 400, den Agilolfingern vor Garibaldi und ihren langobardischen Beziehungen bis zur Herkunft aus dem Lande Baia in Norwegen liegen bedeutende Unterschiede vor zur fränkischen Chronistik. Es besteht daher der begründete Verdacht von fränkischen Geschichtsfälschungen, denen alle Historiker bis heute gefolgt sind."

Reihengräber in Nordostbayern [S. 235]:

„In Baiern erlosch die Reihengräbersitte mit Beigaben um 700. Nordostbaiern wurde ab 700 von Ostvandalen besiedelt, die sofort mit der Bestattung in Reihengräbern begannen. Diese Sitte wurde auch nach Ausdehnung des Frankenreiches über Nordostbaiern bis in das 9. Jahrhundert beibehalten."

/ Das Baiernvolk entstand wohl erst im 6. Jahrhundert. Hierzu und den Agilolfingern jetzt Illig/Anwander 2002, S. 17 ff. Die Autoren [557] sehen das Ende der Reihengräberbestattung östlich des Rheins kurz nach 600. /

Über langobardische Baumeister und ihre heidnischen Figuren [S. 272 ff.]:

„Diese langobardischen Steinmetzschulen und Bauhütten waren neben den Künstlern der Stabkirchen die letzten, die Zeugnisse der großen germanischen Kunst schufen, die ihre heidnischen Inhalte kannten und sie weit in die christliche Zeit hineintrugen.

An den von den langobardischen Baumeistern und Bauhütten errichteten Gebäuden wendeten diese die von König Liutprand (712–744) im Nachtrag zu König Rotharis Gesetzen festgelegten Längeneinheiten von 28,5 cm und 1,5 x 28,5 = 42,75 cm an, so nördlich der Alpen in der Torhalle von Lorsch (nach 774), der Justinusbasilika in Höchst (vor 847), der Einhartsbasilika zu Seligenstadt a.M. (ab 834), der ersten Pfarrkirche von Unterregenbach a.d. Jagst (um 800), in Hirsau, Quedlinburg und im Palas der Burg Tyrol. [...]

Auch in der 1129 geweihten Stiftskirche St. Servatius zu Quedlinburg finden sich in den Pfeiler-Säulen-Abständen der Mitten der Pfeiler und Säulen im Langhaus die Maße 318-315-318 cm = 11,1 x 28,5; 11,0 x 28,4; 11,1 x 28,5 cm. Die Einheitlichkeit der Ornamentik bis unter die Turmspitze läßt den Schluß zu, daß die Kirche von einer langobardischen Bauhütte in einem Stück entworfen und gebaut wurde. Das ist deshalb so bedeutsam, weil hier gegen Ende der langobardischen Bauhütten überhaupt und daher mit dem Ende des Wissens von der germanischen Mystik ein daran besonders reichhaltiger Bau erhalten ist und zugleich das Geschlecht Heinrichs I. noch einmal seine germanischen Traditionen bezeugte. Heinrich I. wurde ohne kirchliche Mitwirkung nach germanischem Ritus zum König erhoben. Seine Frau Mathilde war die Ururenkelin Widukinds. Heinrich und Mathilde gründeten das Stift Quedlinburg.
Diese reiche Darstellung germanischer Mystik reicht von vielfältiger Ausbildung von Flechtbändern besonders an Kapitälen, Darstellung von Fenriswölfen, von Adoranten mit erhobenen Händen, bis zu Odin. Ein Kapitäl im Langhaus zeigt, wie Schlangenleiber aus Odins Mund quellen. Aus ihren Mäulern entspringen die Flechtbänder, der Lebensatem Odins. Das ist die bisher einzige Darstellung der inhaltlichen Verknüpfung der schlangenartigen Tiere der Tierstile mit den Flechtbändern und Odin selbst. Auf der Westempore findet sich im Wandfries eine weitere Darstellung von Bändern, die aus Odins Mund kommen und in Schlangenleibern mit Dämonenköpfen enden (H. Wäscher 1959)."

/ Bei der Lektüre solcher Sätze fragt sich der Aachenkenner natürlich, warum denn Karls notorische langobardische Baumeister so ganz anders gebaut haben. Quedlinburg liegt immerhin 300 Jahre später. /

Flechtwerksteine [S. 275]:

„An den dalmatinischen Küsten und im Inneren Dalmatiens gibt es eine große Zahl überkommener Flechtwerksteine, die sich heute in den Museen von Agram, Zadar, Knin, Nin und Split, aber auch in alten Kirchen finden (J. Strzygowski 1929). Das zeigt, wie sehr die altkroatische Kunst von Angehörigen der langobardischen Bauhütten ab etwa 800 beeinflußt war und daß diese Kunst von kroatischen Künstlern, die in diesem mythischen Wissen geschult waren, im Auftrag kroatischer Fürsten weiter gepflegt wurde, wie z.B. der flechtbandverschlingende Fenriswolf von Split zeigt. Das führte bald zu einer einheimischen Tradition und erlebte im 11. Jahrhundert eine Blüte (J. Höfler 1989)."

/ Zum dalmatinischen Flechtwerk zuletzt Illig 2003. Zu Flechtwerk im allgemeinen jetzt ausführlich Illig/Anwander [2002, S. 227 ff.]/

Siedlungslücken [S. 399]:

„Anfang des 7. Jahrhunderts entstand auf dem benachbarten Bochelt die erste Siedlung mit Burg A. Diese lag genau im Gebiet des Dorfes der um 300 abgezogenen Burgunder. Auch hier wurden ebenerdige Pfostenbauten – ganz im Widerspruch zur sonstigen bäuerlichen Bauweise der Ostvandalen – verwendet und in einer Bauweise, die sich bis auf die großen Stallanbauten am sozial hervorragenden Bau Nr. 51 nicht von der letzten germanischen Bebauung des gleichen Platzes ca. 300 Jahre früher unterschied. Ob noch sichtbare Pfosten- und Wandreste dieser Siedlung der Anlaß zur Verwendung dieser Bauweise war, kann vermutet werden."

Arabische Münzen [S. 421]:

„Im Stammesgebiet der Ranen auf Rügen wurde bei *Ralswiek* um 750 eine Siedlung mit Hafenanlagen auf einer Halbinsel angelegt, die im Jasmunder Bodden sowohl nach Westen wie nach Osten schiffbare Verbindungen und damit in der Ostsee eine sehr verkehrsgünstige Lage hatte [...]

In einem der Häuser wurde neben dem Ofen ein vergrabener Schatz aus 2200 arabischen Silbermünzen gefunden. Die jüngste der Münzen stammte aus dem Jahre 842. Dieser Münzfund ist der größte Fund arabischer Münzen zwischen Schweden und dem Schwarzen Meer jener Zeit. Die Siedlung dürfte nach kalibrierten ^{14}C-Altersbestimmungen 890 zerstört worden sein. Die Münzen zeugen von der Benutzung des Handels- und Schiffahrtsweges über Staraja Ladoga und die Wolga zum Schwarzen Meer und weiter nach Osten."

/ Wie die frühen Jahrhunderte des Islam in die Illigsche These einzupassen sind, ist noch nicht völlig klar. Da der Islam nach der 'Phantomzeit' in voller Blüte stand, muss er vor ihr entstanden sein.

Langes Gedächtnis der Vandalen [S. 426]:

„Noch nach dem Ende des Mittelalters war es deutschen Chronisten bekannt, daß die Westvandalen mit den Ostvandalen ursprünglich einen Volksstamm gebildet hatten.

In der östlichen Abgeschiedenheit empfingen diese die Nachricht von ihres Volkes Heldentaten unter Geiserich in Nordafrika. Noch beim großen Wendenaufstand im Jahre 983, rund 550 Jahre nach Geiserich und 600 Jahre nach der Trennung von den Westvandalen, waren diese Ereignisse bei ihnen lebendig."

/ Kein Wunder: Wenn man die 297 Jahre Phantomzeit abzieht, lag das Ende des afrikanischen Vandalenreichs zur Zeit des Wendenaufstandes erst 152 Jahre zurück. /

Als Abschluss sei hier einer der von Schröcke als Zeugen aufgerufenen Chronisten etwas ausführlicher zitiert. Adam von Bremen berichtete in seiner Bischofsgeschichte der Hamburger Kirche *(Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificum)*, die Ende des 11. Jhs. entstanden sein soll, über die Sclavi. Ich zitiere nach der Übersetzung von Walter Trillmich und setze, wo nötig, das lateinische Original kursiv in Klammern [Adam II, 22–23]:

„21. Das Slawenland *(Sclavania)*, Germaniens weiträumigste Landschaft, wird von Winilern bewohnt, die früher Wandalen hießen. Es soll zehnmal so groß sein wie unser Sachsen, zumal wenn man Böhmen und die Polen jenseits der Oder mit zum Slawenlande rechnet, die weder in ihrem Äußeren noch in ihrer Sprache anders sind. Dieses Land nun ist sehr reich an Waffen, Männern und Früchten; ringsum schließen es schützende Bergwald- und Flußgrenzen ein. In der Breite erstreckt es sich von Süden nach Norden von der Elbe bis ans Skythenmeer. Seine Länge aber erweist sich als so groß, daß es sich von unserem Hamburger Sprengel an ostwärts in endlosen Räumen ausweitet und bis nach Baiern, Ungarn und ans Byzantinische Reich *(Beguariam, Ungriam et Greciam)* erstreckt. Die Zahl der Slawenstämme (populi Sclavorum) ist beträchtlich; von Westen her kommen zunächst die den nordelbischen Sachsen benachbarten Wagrier; ihr Vorort ist der Seehafen Oldenburg. Dann folgen die Obodriten, die heute auch Rereger heißen, mit ihrem Vorort Mecklenburg. Weiter sitzen auf uns zu die Polaben; ihr Vorort ist Ratzeburg. Hinter ihnen siedeln die Linonen und Warnaben. Dann kommen die Kessiner und Circipanen, die durch die Peene von den Tholosanten und Redariern geschieden sind; ihr Vorort ist Demmin. Dort liegt die Grenze des Hamburger Sprengels. Zwischen Elbe und Oder gibt es noch mehr Slawenstämme, zum Beispiel die Heveller an der Havel, die Dossaner, Lebuser, Wilinen, Stoderanen und viele andere. In deren Mitte sind die mächtigsten von allen die Redarier; ihr weit berühmter Vorort ist Rethra, der Hort ihres Teufelsglaubens. Dort steht ein großer Tempel ihrer Götzen, deren oberster Radegast ist. Sein Bild ist aus Gold gefertigt, sein Lager von Purpur. Die Burg selbst hat neun Tore und ist ringsum von einem tiefen See umgeben. Ein Knüppeldamm gewährt Zugang, aber er darf nur von Leuten betreten werden, die opfern oder Orakelsprüche einholen wollen. [...]

22. Hinter den Liutizen, die auch Wilzen heißen, trifft man auf die Oder, den reichsten Strom des Slawenlandes. Wo sie an ihrer Mündung ins Skythenmeer fließt, da bietet die sehr berühmte Stadt Jumne für Barbaren und Griechen in weitem Umkreise einen viel besuchten Treffpunkt. Weil man sich zum Preise dieser Stadt allerlei Ungewöhnliches und kaum Glaubhaftes erzählt, halte ich es für wünschenswert, einige bemerkenswerte Nachrichten einzuschalten. Es ist wirklich die größte von allen Städten, die

Europa birgt; in ihr wohnen Slawen und andere Stämme *(Sclavi cum aliis gentibus)*, Griechen und Barbaren. Auch die Fremden aus Sachsen haben gleiches Niederlassungsrecht erhalten, wenn sie auch während ihres Aufenthalts ihr Christentum dort nicht öffentlich bekennen dürfen. Denn noch sind alle in heidnischem Irrglauben befangen; abgesehen davon wird man allerdings kaum ein Volk finden können, das in Lebensart und Gastfreiheit ehrenhafter und freundlicher ist. Die Stadt ist angefüllt mit Waren aller Völker des Nordens, nichts Begehrenswertes oder Seltenes fehlt. Hier zeigt sich Neptun in dreifacher Art, denn die Insel wird von drei Meeren umspült, eins davon soll von tiefgrünem Aussehen sein, das zweite weißlich; das dritte wogt ununterbrochen wildbewegt von Stürmen. Von dieser Stadt aus setzt man in kurzer Ruderfahrt nach der Stadt Demmin in der Peenemündung über, wo die Ranen wohnen. Von dort kommt man nach Samland, das sich im Besitz der Pruzzen befindet. Die Reiseroute ist so beschaffen, daß man von Hamburg und der Elbe aus über Land in sieben Tagen die Stadt Jumne erreichen kann; für die Seereise muß man in Schleswig oder Oldenburg zu Schiff gehen, um nach Jumne zu gelangen. Von dieser Stadt aus kommt man in 14 Tagen Segelfahrt nach Nowgorod in Rußland. Dessen Hauptstadt ist Kijew, das mit der Kaiserstadt Konstantinopel wetteifert, eine herrliche Zierde Griechenlands."

/ Man sieht, im 11. Jh. gab es im Osten schon blühende Landschaften. /

Literatur

Adam von Bremen (1978): Gesta Hammaburgensis ecclesiae Pontificum, in Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters – Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Band XI: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburger Kirche und des Reiches, Darmstadt, S. 251 ff.

Birken, Andreas (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam, Zeitensprünge 14 (3), 488–511

Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (1997): C14-Crash, Gräfelfing

Heinsohn, Gunnar / Sidorczak, Joanna (2001): Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter? Zeitensprünge 13 (2), 200–212

Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.

- (1998): Das erfundene Mittelalter, Taschenbuchausgabe München
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München
- (2003): Split und die Rätsel Altkroatiens, Zeitensprünge 15 (1) 161-190

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit, 2 Bde., Gräfelfing

Zeller, Martin (1996): Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598. Zeitensprünge 8 (2) 186-190

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienbüttel 3

Regnum Chlotharii
Welcher Lothar gab Lothringen den Namen?

Andreas Birken

Für Illigs Mittelalterthese ist der Name Lothringen (Lotharingien) von besonderem Interesse, weil diese These alle bisher als namengebend möglichen Lothars oder Chlothars aus dem Hause des Carolus Magnus beseitigt hat. Wer bleibt, sind Chlothar I. (511–560) und Chlothar II., der 584 Neustrien erbte, ab 613 das Reich geeint und noch weitere 16 Jahre regiert haben soll (vgl. Genealogien S. 571 ff.). Da er aber 911, ein Jahr nach 613 nicht mehr unter den Lebenden weilte, darf an dieser Reichseinigung gezweifelt werden. Der Name regnum Chlotharii für das Land an der Maas ist jedoch im 10. Jh. oft und zweifelsfrei belegt [Barth 1990].

Wir haben auch keinen Grund anzunehmen, dass der Chronist, der den Karolinger Lothar II. gestaltet hat (König von Lothringen für die Phantom-Jahre 855–869), die vorangegangenen Reichsteilungen korrekt überliefert hat. Was wir im Jahre 911 haben [Brühl, 97 ff.], ist ein Ostreich mit den Regna (Herzogtümern) Franken, Sachsen, Alemannien/Schwaben, Bayern und Kärnten sowie den Dukaten Friesland und Thüringen, und ein Westreich mit den Regna Neustrien, Francien, Aquitanien, Gascogne, Septimanien, Flandern und dem Regnum Chlotarii – dem „Reich Lothars". Burgund, die Provence und die Bretagne stehen nicht unter der Herrschaft des Karolingers Karls des Einfältigen; um die Normandie wird gerade mit den Normannen gestritten [Zum Begriff regnum s. Birken 2003, 533]. Dieser Karl regiert das Westfrankenreich schon seit 13 Jahren – also seit 603 (?), wenn man die 297 Jahre der Phantomzeit abzieht.

Warum heißt nun aber gerade das Land westlich des Niederrheins, das Gebiet der Erzbistümer Köln und Trier, Regnum Chlotarii? Schauen wir also auf das Jahrhundert vor der Phantomzeit.

Wir rechnen das 6. Jh. zwar zur Realzeit, aber die erzählenden Quellen, die über diese Zeit berichten, stammen mit Ausnahme der *Historiae Francorum* Libri X des Gregor von Tours († 594) aus der Phantomzeit, sind also fiktiv. Das geht bis zu Regino von Prüm († 906). Und ob Gregor korrekt überliefert ist, wissen wir auch nicht ganz sicher. Die Lösung des Lothringen-Rätsels muss aber bei den Reichsteilungen des 6. Jhs. zu finden sein.

Wenn man die einschlägige Literatur überprüft, stellt man fest, dass die Quellen die Reichsteilungen nur sehr vage beschreiben. Alle Karten, die dazu veröffentlicht wurden, gaukeln eine falsche Gewissheit vor. Gregor [III, 1] sagt nur, dass nach Chlodwigs Tod seine vier Söhne das Reich aequa lantia,

Die merowingischen Reichsteilungen

511

- CHLOTHAR I.
- THEUDERICH I.
- CHILDEBERT I.
- CHLODOMER

561

- CHILPERICH I.
- SIGIBERT I.
- CHARIBERT I.
- GUNTRAM
- abhängige Herzogtümer

586

- CHLOTHAR II.
- CHILDEBERT II.
- GUNTRAM
- abhängige Herzogtümer

[Grafik: A. Birken]

Die Regna des Frankenreiches zu Beginn des 10. Jahrhunderts

[Grafik: A. Birken]

Zeitensprünge 3/2004 S. 568

gleichgewichtig, aufgeteilt hätten. Wer was bekam, erschließt sich nur aus den folgenden Kapiteln, in denen man erfährt, welcher König wo tätig war. Danach residierte Chlothar I. in Soissons und regierte die Gebiete nördlich bis zur Nordsee, d. h. das ursprüngliche Gebiet der Salfranken vor Beginn der Eroberungszüge Chlodwigs ab 481. Soissons selbst lag im ehemaligen Reich des Syagrius, das 486 fränkisch wurde. Das war der wirtschaftlich wertvollste Teil des Frankenreiches, weil der gesamte römische Fiskalbesitz Eigentum der Frankenkönige geworden war. Jeder der Brüder bekam einen Anteil daran.

Über die Reichsteilung 561 nach dem Tode Lothars I. berichtet Gregor [IV, 22] jedoch, die vier Erben hätten das Reich per Los unter sich aufgeteilt und zwar so:

> „Dem Charibert erteilte das Los Childeberts Reich zu, und als seinen Königssitz sollte er Paris haben, dem Gunthramn Chlodomers Reich mit dem Königssitze Orléans, Chilperich aber sollte das Reich seine Vaters Chlothachar *(regnum Chlotharii)* mit dem Herrschersitz Soissons empfangen, Sigibert schließlich das Reich des Theuderich mit Reims als dem Sitz der Herrschaft."

Der Herausgeber [225] merkt dazu an: „Die Angaben Gregors stimmen nur im Groben." Diese Einschränkung trifft natürlich zumindest insofern zu, als inzwischen auch Burgund, die Provence und die Gascogne zur Erbmasse gehörten.

Als Chilperich 584 starb, war sein Sohn Chlothar erst vier Jahre alt [Gregor VII, 7], und Gregor nennt dessen Reich nun wiederum nach dem Vater regnum Chilperici [VII, 19]. Beim Streit darüber, wer im Lande des Knaben die Regentschaft führen solle, taucht dann allerdings erneut das regnum Chlotharii auf [VIII, 18 und IX, 9 + 18]. Gregors Chronik endet mit der Taufe des Knaben; die steile Karriere des Jünglings hat er nicht mehr erlebt.

Damit ist klar, dass zu Lebzeiten Gregors (538/39–594/95) das alte salfränkische Gebiet zwischen der Maas und der Kanalküste gemeinhin als regnum Chlotharii bezeichnet wurde. Gregor starb nur wenige Jahre vor dem Realzeitjahr 911 (911 - 594 - 297 = 20 Jahre). Deswegen ist es nicht verwunderlich, dass dieses Land im 10. Jh. weiterhin diesen Namen führte. Der Schwerpunkt des Regnums lag ja damals in Niederlothringen, nicht in Oberlothringen, dass heute allein diesen Namen trägt.

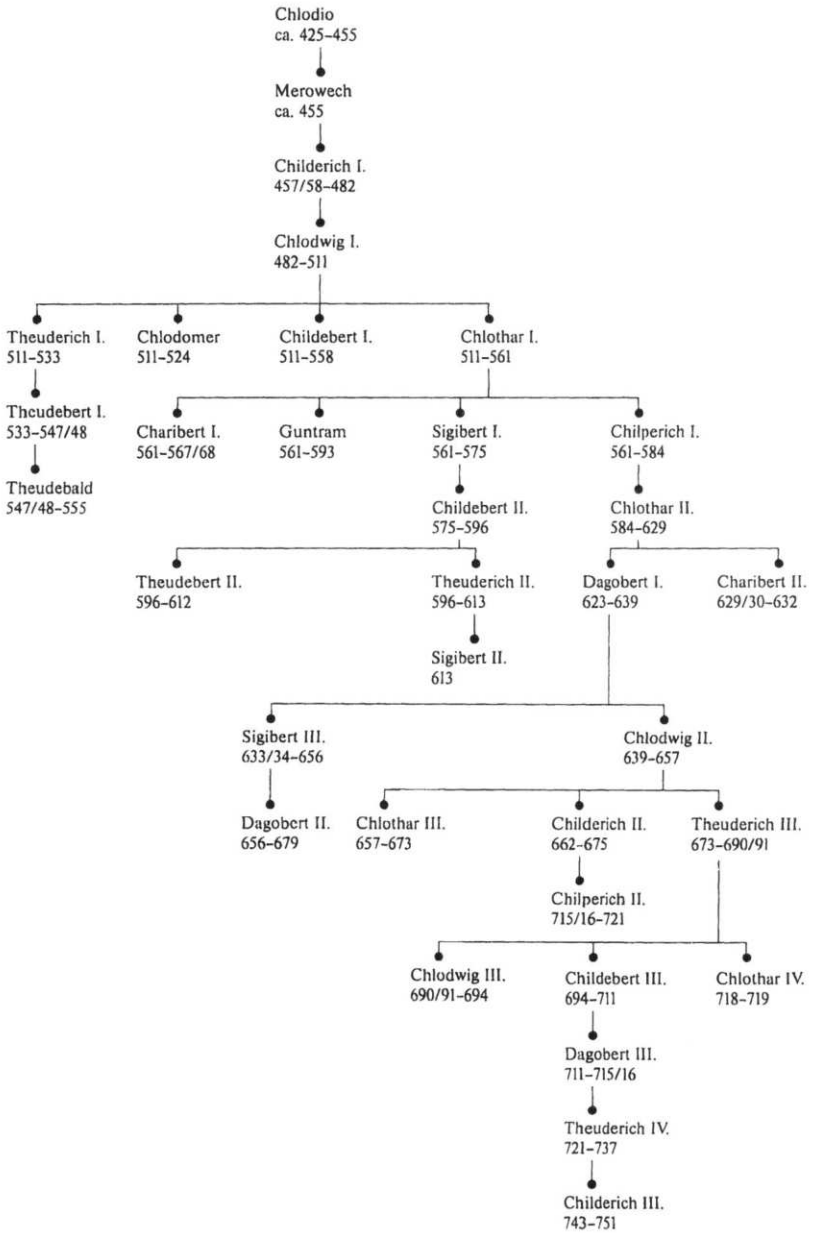
Literatur

Barth, Rüdiger E. (1990): Der Herzog in Lotharingien im 10. Jahrhundert, Sigmaringen

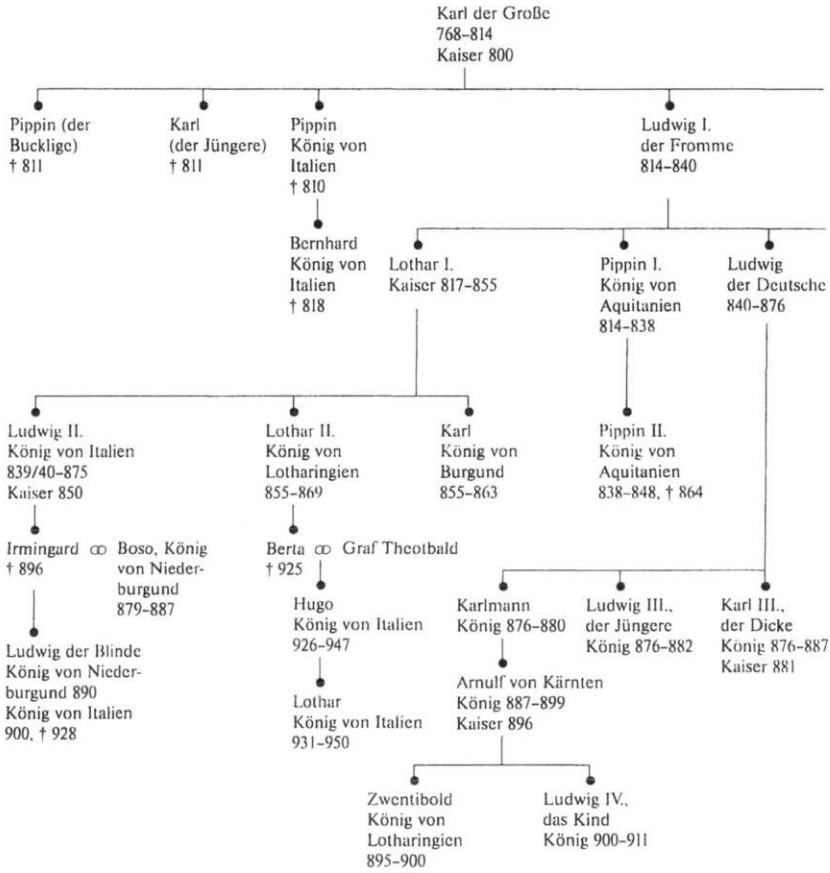
Birken, Andreas (2003): O Heilige Ottilie! Das Elsass zur Karolingerzeit, in Zeitensprünge, XV (3), 525-536

Bleiber, Waltraud (1988): Das Frankenreich der Merowinger, Berlin (Ost)
Brühl, Carlrichard (2001): Die Geburt zweier Völker, Deutsche und Franzosen (9.–11. Jh.), Köln · Weimar · Wien
Ewig, Eugen (1988): Die Merowinger und das Frankenreich, Stuttgart
Gregor von Tours (1967): Zehn Bücher Geschichten, aufgrund der Übersetzung W. Giesebrechts neu bearbeitet von Rudolf Buchner, in Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 2 Bde., Berlin
Illig, Heribert (1994): Hat Karl der Große je gelebt?, Gräfelfing
- (1996): Das erfundene Mittelalter, München
Kienast, Walther (1968): Der Herzogstitel in Deutschland und Frankreich (9.-12. Jh.), München · Wien
Schulze, Hans K. (1998): Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen – Merowinger und Karolinger, Siedler Deutsche Geschichte Band 2, Taschenbuchausgabe

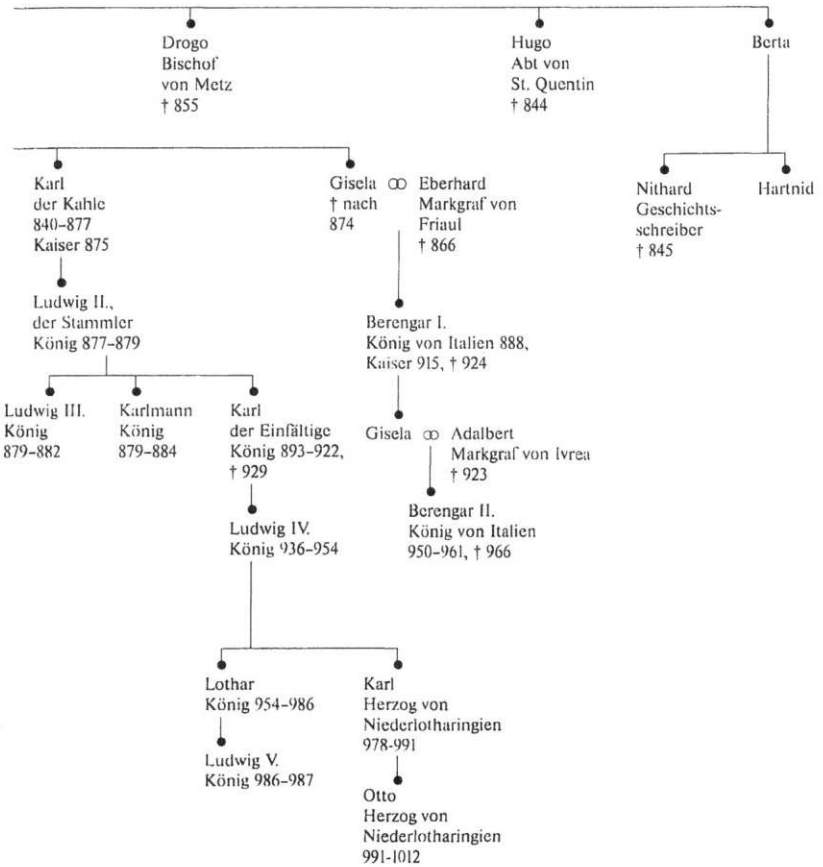
Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3



Stammtafel der Merowinger mit Chlothar I. und Chlothar II. [Schulze 53]



Die Nachfolger Karls des Großen, darunter vier Lothars und Karl der Einfältige [Schulze 318 f.]


Drogo
Bischof
von Metz
† 855
Hugo
Abt von
St. Quentin
† 844
Berta
Karl
der Kahle
840–877
Kaiser 875
Gisela
† nach
874
∞ Eberhard
Markgraf von
Friaul
† 866
Nithard
Geschichts-
schreiber
† 845
Hartnid
Ludwig II.,
der Stammler
König 877–879
Berengar I.
König von Italien 888,
Kaiser 915, † 924
Ludwig III.
König
879–882
Karlmann
König
879–884
Karl
der Einfältige
König 893–922,
† 929
Gisela
∞ Adalbert
Markgraf von Ivrea
† 923
Berengar II.
König von Italien
950–961, † 966
Ludwig IV.
König 936–954
Lothar
König 954–986
Karl
Herzog von
Niederlotharingien
978–991
Ludwig V.
König 986–987
Otto
Herzog von
Niederlotharingien
991–1012

Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint

Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt

Armin Wirsching

Abstract: *Archäologischen Untersuchungen zur Belegung der merowingerzeitlichen Gräberfelder 450 – 700 werden 150 Jahre Realzeit vor der Phantomzeit und 100 Jahre danach gegenübergestellt. Die Beraubung der Gräberfelder fand nicht im 7. Jh. statt, sondern im 10. Jh. und wird aus der Zeit heraus neu begründet. Die beiden Realzeitstränge werden passgenau verknüpft. Dabei erweist es sich, dass Carolus Simplex und Chlothar II. eine und dieselbe Person sind.*

Zur Datierung der Reihengräberfelder und der Beigabensitte

Die Merowinger, deren Name für die Zeit des frühen Mittelalters steht, gehörten im 5. Jh. zu den führenden salfränkischen Fürstengeschlechtern. Angehörige des Geschlechtes stiegen in die höchsten Ränge des römischen Heeres auf. Childerich von Tournai war Führer der salischen Föderaten Roms in den Kämpfen gegen die Westgoten 463/69 und dadurch über andere salische Fürsten hinausgehoben. Der Beginn seiner Herrschaft wird etwa im Jahr 457 gesehen [RGA 4, 440] und der Beginn der Merowingerzeit deshalb um 450 angesetzt. Nach Childerichs Tod 481/82 ging die Herrschaft auf seinen Sohn Chlodwig über. Zunächst ebenfalls nur salischer Teilkönig, siegte Chlodwig 486/87 über den Gallo-Römer Syagrius und gewann dessen Herrschaftsgebiet mit der Residenz Soissons. Zehn Jahre später war das merowingisch-fränkische Reich in Nordgallien arrondiert, konsolidiert und schlagkräftig wie kein anderes germanisches Reich.

Ein Bild von der materiellen Kultur der Merowinger konnte vor allem durch Grabbeigaben gewonnen werden. Bestattet wurde in Reihengräbern auf Gräberfeldern außerhalb der Siedlungen. Die Bestattung in Reihengräbern unter Beigabe der persönlichen Habe findet sich auch bei germanischen Völkern jenseits der römisch-germanischen Grenze. Im heute west- und süddeutschen Raum sind mehr als 200 Reihengräberfelder mit mehr als 30.000 Gräbern bekannt. Die Beigabensitte setzte im 5. Jh. breit ein, nahm im 6. Jh. weiter zu und zu Beginn des 7. Jhs. gegenüber dem 6. Jh. noch einmal um den Faktor 1,3 [Siegmund 2000, 97 f.].

In Männergräbern sind vor allem metallene Teile der Waffen und der Tracht, in Frauengräbern Schmuck und Teile der Tracht auf uns gekommen. Das Sortiment an Waffen umfasst die Spatha, ein langes, zweischneidiges Schwert mit Scheide, den Sax, ein kürzeres, einseitig scharfes Schwert mit Scheide, die Franzisca, ein langstieliges Beil, sowie Lanzen unterschiedlicher Art und zur Verteidigung Schild und Helm. Bestandteile der Objekte sind Niete, Schnallen von Gürteln und Tragriemen, Schildbuckel und anderes. Von den Trachten haben sich insbesondere Schnallen und Fibeln erhalten. Der Schmuck besteht aus Edelmetall, Bronze, Eisen und Glas. Gefäße aus Keramik und Glas sind übliche Beigaben. Gräber von höher gestellten Personen sind durch reichhaltigere und höherwertige Ausstattung gekennzeichnet. In einigen Gräbern sind Münzen, Kreuze aus Edelmetall, Amulette, Klappmesser und Pferdegeschirre gefunden worden.

Überblickt man die unterschiedlichen Beigaben, stellt sich die Frage nach typologischen Entwicklungslinien im Sinne relativer Chronologien und nach Verbindungen mit historischen Ereignissen im Sinn der absoluten Chronologie. Den ersten Versuch, einen Rahmen zeitlich und großräumig abzustecken, unternahm Werner [1935], indem er in Gräbern gefundene, datierbare Münzen und andere mitgefundene Gegenstände verknüpfte und von den zeitlich fixierten, in bestimmter Weise ausgeprägten Objekten auf die Beigabezeit ähnlicher Objekte an anderen Orten schloss. Beispielsweise lieferten Münzen, die in der 2. Hälfte des 6. Jhs. in Ravenna geprägt wurden, einen Fixpunkt [ebd. 38]. Für Gräber der 2. Hälfte des 7. Jhs. standen abgenutzte Goldmünzen der Byzantiner Phocas (602–610) und Heraclius (610–641), die mit Fingerringen zu Schmuck verarbeitet worden waren [ebd. 59 ff.]. Auf diesen Untersuchungen aufbauend, hat Böhner [1958] die Funde im Bezirk Trier geordnet. Seine Gliederung der Merowingerzeit in 5 Stufen reicht bis 720, wobei er Grabfunde nur in die Stufen 2–4 von 450 bis 700 datiert: „die Beigabensitte ist mit dem um 700 festgelegten Ende der Stufe 4 abgekommen" [ebd. 34]. Wie Böhner sieht auch Ament [1977, 135] das Ende der Merowingerzeit um 720.

Das Ende der Merowingerzeit wird nicht kulturell oder ereignisorientiert definiert, sondern mit Blick auf die nachfolgenden Karolinger personenbezogen. Nach Dagobert I. (konv. † 639) zählt man bis 750 noch 13 schwache merowingische Frankenkönige [Ewig 2001, 202]. Zwar begannen mit Pippin d. Ä. die ‚Stammväter der Karolinger' bald nach 700 Teile des Frankenreiches zu beeinflussen, aber erst Pippin d. Jg., Hausmeier seit 741, beanspruchte die Krone für sich [RGA 19, 590]. Mit seiner Thronbesteigung 751 „gewinnt die karolingische Prägung der Epoche das Übergewicht" [Ament 1977, 137]. Unterstellt man dagegen auf der Zeitskala 300 Jahre Phantomzeit, wovon hier ohne Begründung ausgegangen wird (auf die Literatur zum Zeitsprung 614||911 sei verwiesen [Illig 1999]), reicht die durch Grabfunde dokumentierte Zeit 450 –

700 bis zur Jahrtausendwende. Während dieser rund 250 Jahre Belegungszeit der Friedhöfe wäre nicht nur der Stern der Karolinger aufgegangen, hätte mit Kaiser Karl dem Großen hell geleuchtet und wäre wieder erloschen, sondern auch die sächsischen Ottonen, mit Otto I., II. und III. an der Spitze, hatten die Kaiserwürde erlangt und waren ins Grab gesunken. An der Jahrtausendwende stehen wir aber schon wieder seit annähernd 100 Jahren in real abgelaufener Geschichte.

Die fundbezogene Phasengliederung der Friedhofsbelegung

Bevor auf die Bezüge zwischen unterirdisch dokumentierter Friedhofgeschichte und oberirdischer Historie eingegangen wird, ist es erforderlich, einen Blick auf die phasenweise Belegung der Friedhöfe zu werfen. Hierfür werden soeben erschienene Berichte über die Untersuchung der merowingerzeitlichen Gräberfelder bei Aachen sowie in den Kreisen Düren, Euskirchen und Erftkreis herangezogen [Nieveler 2003; Plum 2003]. Im Untersuchungsgebiet sind rd. 160 Fundstellen ausgewertet worden, mehrheitlich in der Jülicher Börde und in den Niederungen der Rur [Plum Tf. 215] sowie in der Zülpicher Börde und in der Nordeifel [Nieveler 138]. Weit abgesetzt davon befindet sich ein Gräberfeld in der Stadt Aachen. Den archäologischen Untersuchungen vorausgehend, hat man als Rahmen eine absolutzeitliche 10-Phasen-Gliederung erarbeitet [Franken AG 2003, 74 ff.].

Phase	Absolutzeit	Phase	Absolutzeit
1+2	400 – 460/80	7	610/20 – 640/50
3	460/80 – 510/25	8	640/50 – 670/80
4	510/25 – um 565	9	670/80 – um 710
5	um 565 – 580/90	10	um 710 – vor 750
6	580/90 – 610/20		

Wird die Phantomzeit berücksichtigt, ergibt sich das folgende Bild.

Phase	Abschnitt auf der Zeitskala		Dynastische Bezeichnung
1 – 2	400 – 460/80	Realzeit	Spätrömisch [Franken Ag 74]
3 – 6	460/80 – 610/20	Realzeit	Merowingisch
	ca. 610 – 910	*Phantomzeit*	
7 – 10	610/20 – vor 750 = 910 – vor 1050	Realzeit	Konventionell: merowingisch Unkonv.: fränkisch und ottonisch

Die Phasen 1 und 2 enthalten nur wenige Funde aus spätrömischen Gräberfeldern und sind deshalb eigentlich vor-merowingisch. Die weitaus größte Anzahl der Funde reicht von der Mitte des 6. Jhs. bis zum 3. Viertel des 7. Jhs. [Plum 2], gehört somit den Phasen 5–8 an und überbrückt die Phantomzeit. Zum Teil wurden die Gräberfelder nur kurzzeitig belegt, so beispielsweise das Feld Merzenich 1, Kr. Düren (> 63 Gräber) in den Phasen 5–7 [Plum 61, 64]. Längere Zeit wurde auf dem Feld Gladbach 1, Kr. Düren (mehrere hundert Gräber) bestattet und zwar in den Phasen 3–8 (9) [Plum 51]. Die Funde auf dem Feld Birkensdorf 1, Kr. Düren sind in die Phasen 6–10 datiert [Plum 43].

Während der gesamten Merowingerzeit ab Phase 3 wurde auf dem Gräberfeld Aachen 1 (> 200 Gräber) am Königshügel bestattet. Bemerkenswert sind Erläuterungen, die einerseits die Überbrückung der Phantomzeit erkennen lassen, andererseits aber ein nur unscharf feststellbares Belegungsende. Zum Ende in Aachen:

> „Daß in der Nekropole, die mit Sicherheit noch in Phase 8 belegt wurde, auch in Phase 9/10 noch bestattet wurde, legt der große Ohrring mit Polyeder und Drahtumwicklung nahe" [Plum 34].

Zum Grab 54 auf dem Gräberfeld Bad Münstereifel-Iversen, Kr. Euskirchen:

> „Es enthielt eine Pressblechscheibenfibel, deren Pressblech über der Rückseite eines Tremissus des Monetars Adalbertus (bis 640 Monetar in Maastricht) oder seines Nachfolgers Madelinus geprägt wurde. [...] Die Pressblechscheibenfibel wie die Perlen der Kombinationsgruppe V lassen eine Datierung in die Phasen 8 und 9/10 zu" [Nieveler 82].

Die Beispiele zeigen, dass auf allen Gräberfeldern Belegungskontinuität besteht, wobei Beginn und Dauer der Belegung unterschiedlich sind. Gilt ein Feld als in den Phasen 6–8 belegt, dann schließt sich Phase 7 (nach der Phantomzeit) nahtlos an Phase 6 an. Die Phasen 9 und 10 kann man schadlos streichen, denn die Funde passen in die Phase 8. Zusammengefasst und geringfügig gerundet, bedeuten die Untersuchungsergebnisse nichts anderes, als dass auf den linksrheinischen, merowingerzeitlichen Friedhöfen in rund 250 Jahren Belegungszeit (450–700) rund 550 Jahre geschriebene Geschichte abgedeckt sind. Es wurde dort nicht nur in merowingischer, sondern auch in 'karolingischer' und in ottonischer Zeit bestattet.

Werden merowingerzeitliche Friedhöfe über die alten Völkergrenzen hinweg untersucht, ist es erforderlich, zeitlich stärker zu aggregieren, um vergleichen zu können [Siegmund 2000, 92 f.].

Zeitabschnitt		Phasengliederung
A	450 – 530	~ Phase 3
B	530 – 585	~ Phasen 4 – 5
C	585 – 670	~ Phasen 6 – 8

Am Ende des Abschnittes A sind die Alemannen in das Frankenreich integriert. Am Beginn des Abschnittes B sind die Thüringer und Burgunder unterworfen. Ab Mitte von B ist Süddeutschland gänzlich einbezogen. Um die Mitte von B formieren sich die Baiern als Volk.

Alemannische Reihengräberfelder unterscheiden sich hinsichtlich Anlage und Ausstattung wenig von fränkischen; in fränkischen Gräbern befinden sich mehr Glas- und Tongefäße. Die Beigabensitte nimmt im Zeitabschnitt A zu. Im Zeitabschnitt B bestehen die Unterschiede fort, nivellieren sich dann aber im Zeitabschnitt C [ebd. 307 f.]. Eindeutig ist die Kontinuität der Bestattung und der Beigabensitte vom Zeitabschnitt B zum Zeitabschnitt C, also über die Phantomzeit hinweg.

Gesondert zu erwähnen sind im Hinblick auf Folgerungen zur ottonischen Zeit die Gegebenheiten der Bestattung bei den Sachsen im Norden, deren Gräberfelder sich markant von denen der Franken, Alemannen, Thüringer und Baiern unterscheiden. Während die Gräber im Westen und Süden mit mehr oder weniger großen Abweichungen West-Ost gerichtet sind [Plum 7; Siegmund 2000, 357], sind die sächsischen Gräber Nord-Süd gerichtet. Es war nicht üblich, Waffen ins Grab mitzugeben [Kurowski 1986, 88]. Im übrigen ist eine homogene Beigabensitte nicht festzustellen, was auf kleinteilige Bevölkerungsgruppen schließen lässt [Siegmund 2000, 358]. Alemannen und Thüringer waren schon früh in Reichen geeint; die Sachsen formierten sich dagegen zur einheitlichen Ethnie erst in der späten Merowingerzeit.

Eine Belegungszeit bis nach 700 auf bayerischen Gräberfeldern sehen Illig und Anwander [2002, 82 ff.] mit Blick auf die Phantomzeit als zu lang an und überlegen, ob es nicht richtiger wäre, die Belegungszeit ein Jahrhundert früher enden zu lassen, weil dann das Ende der Belegungszeit mit dem Beginn der Phantomzeit zusammenfallen würde [ebd. 92]. Hierfür besteht jedoch keine Notwendigkeit. Weil das Ende der Realzeit 614 zusammenfällt mit dem Wiederbeginn der Realzeit 300 Jahre später, ist ein Grab, das – archäologisch definiert – im Jahr 615 geschaufelt wurde, konventionell-historisch im Jahr 912 belegt worden. Weil es in der Realzeit keine Lücke geben kann, bestehen keine Bedenken, eine Belegung der Gräberfelder über das Jahr 614 hinweg anzunehmen. Die Reihengräber in Bayern entfallen keineswegs als Zeugen der Phantomzeit [ebd. 93], sondern bürgen auch dort für eine Belegung der Friedhöfe bis um die Jahrtausendwende.

Weil 250 Jahre Belegungszeit der Reihengräberfelder mit 250 Jahren realzeitlicher Geschichte korrespondieren müssen, werden im folgenden 150

Jahre Realzeit vor der Phantomzeit und 100 Jahre Realzeit nach der Phantomzeit kurz umrissen. Daran anschließend wird gezeigt, wie sich die beiden Realzeit-Stränge passgenau zusammenfügen lassen.

150 Jahre Geschichte bis zu Chlothar II. um 600

Die merowingischen Könige von Chlodwig († 511) bis Chlothar I. († 561) besaßen die Macht unumschränkter Herrscher in einem geeinten Reich. Nach Chlothars Tod wurde das Frankenreich unter seine vier Söhne aufgeteilt. Sigibert I. erbte die *Francia rhinensis* und insgesamt den als 'Austria' bezeichneten östlichen Reichsteil. Als Sigibert I. 575 ermordet wurde, ging das Erbe auf dessen fünfjährigen Sohn Childebert II. über. Im eigens gegründeten Regentschaftsrat regierten von da an der austrasische Adel und der hohe Klerus mit. In Opposition zum austrasischen Adel übergab der Metropolit von Reims 581 die Herrschaft an Chilperich, ebenfalls ein Sohn von Chlothar I., der ein Gebiet im Westen, später als 'Neustria' bezeichnet, geerbt hatte. 584 wurde Chilperich im Rahmen einer Adelsverschwörung ermordet und Chlothar II., als Sohn Chilperichs in der neustrischen Linie stehend, nachfolgender König. Childebert II. erhielt seine ererbten Königsrechte über Austria zurück.

Nach dem Tod von Childebert II. (596) kämpften dessen Söhne Theudebert II. (Teilreich Austria) und Theuderich II. (Teilreich Burgund) zunächst gemeinsam gegen ihren Oheim Chlothar II. (Teilreich Neustria), besiegten 600 den nur wenig Älteren, wurden danach aber zu Rivalen. 611 musste Theudebert II. gegen die Awaren an der Ostgrenze zu Felde ziehen, gegen ein kriegerisches Volk, das, aus dem Osten kommend, sich an der Donau angesiedelt hatte. Theuderich II. nahm die Gelegenheit wahr, bekriegte 612 die Austrasier und siegte; Theudebert II. wurde getötet. Chlothar II., der sich im Bruderkampf neutral verhalten hatte, wurde von Theuderich II. nicht honoriert. Da fügte es sich gut, dass jener 612 mit 25 Jahren überraschend starb. „Die Austrasier gingen zu Chlothar II. über" [Ewig 2001, 51] und übergaben 613 das Ostreich an den in Paris regierenden Westfranken. Gesteuert wurde diese Aktion von Pippin d.Ä., Hausmeier am austrasischen Hof seit 610. Chlothar II. war nunmehr Herrscher über das wieder vereinte Frankenreich, allerdings ein schwacher König von Adels Gnaden:

> „Bei der Neuordnung hatte Chlothar II. dem Selbstbewußtsein der austrasischen und frankoburgundischen Adelsfraktionen Rechnung zu tragen, mit deren Hilfe er die ‚Monarchie' [Hvhg. Ewig] errungen hatte. An eine Beseitigung der Teilreiche, in denen sich während der vorausgehenden 50 Jahre ein Sonderbewußtsein der Großen entwickelt hatte, war nicht zu denken." [Ewig 2001, 117]

An dieser Stelle ist das Buch der Geschichte des 7. Jhs. zu schließen und das

Buch des 10. Jhs. aufzuschlagen. Weil jedoch nicht scharf abgegrenzt werden kann, folgt noch ein Epilog: Chlothar II. setzte 623, so heißt es, seinen Sohn Dagobert I. als Unterkönig über Austria ein, und jener ließ nach 630 das nach römischem Vorbild kodifizierte fränkische Recht, die *Lex Salica* zur *Lex Ribuaria* ergänzen:

> „Die jüngeren Textschichten sind namentlich durch den Einbau des Urkundenwesens und einen kirchlichen Einschlag charakterisiert, der u.a. in Bestimmungen über die Kirchenleute zum Ausdruck kommt. [...] Da die Urkunde in der kirchlichen Praxis eine große Bedeutung hatte, ist in den jüngeren Textschichten gewiß auch der Einfluß des Bischofs von Köln greifbar." [Ewig 2001, 132]

Nun ist aber 'nach 630' unter Berücksichtigung der Phantomzeit 'nach 930', und deshalb ist davon auszugehen, dass die *Lex Salica* erst in ottonischer Zeit zur *Lex Ribuaria* redigiert wurde. Praktische Bedeutung erhielt das Urkundenwesen ohnehin erst ab dem 10. Jh. (rückwirkend ab dem 9. Jh.), und verständlich wird jetzt, warum Archäologen nicht in der Lage sind, merowingerzeitliche Friedhöfe urkundlich gesicherten Orten zuzuordnen. Im Gebiet Erftkreis/Euskirchen gab es im 7. Jh. nur 4 urkundlich erwähnte Orte mit Friedhof, im 8. Jh. kam kein Ort hinzu, dafür aber 36 Orte im 9./10. Jh. [Nieveler 243]. Weil – anders herum gesehen – das 9./10. Jh. das 6./7. Jh. ist, sind tatsächlich 40 urkundlich genannte Orte merowingerzeitlichen Friedhöfen zuzuordnen.

100 Jahre Geschichte ab Karl III. um 900

Die in den Quellen des 10. Jhs. rückblickend dargestellte Geschichte wirkt irritierend. „Der Tod hält vorzeitige und reiche Ernte unter den späten Karolingern" [Fried 1991, 67], erlaubt dann 884 einen Zusammenschluss der Teilreiche unter einem Kaiser Karl III. [ebd. 67], doch wird jener 887 von den Reichsteilen wieder gestürzt. „Plötzlich wurden überall neue Könige gewählt" [ebd. 68] und „ein jedes [Teilreich; A.W.] schickt sich an, einen König aus seinem Innern zu wählen" [ebd. 68. mit Bezug auf Abt Regino von Prüm]. Vergleicht man die Erzählungen zur Phantomzeit mit den realen Ereignissen vor der Phantomzeit, dann gewinnt man den Eindruck, dass letztere in den Erzählungen gespiegelt worden sind. Auch unter Chlothar I. war das Frankenreich geeint, nach ihm wurde es geteilt, und danach erlangten die Teilreiche große Selbständigkeit.

Den Passpunkt für das Zusammenfügen der Geschichtsstränge liefert der Einfall der Awaren 611, der 300 Jahre später zu den Kämpfen gegen die Hunnen von 907 bis etwa 911 wird. Im Westfrankenreich herrschte um 610 Chlothar II. und um 910 Karl III., später genannt der Einfältige (nicht identisch

mit dem zuvor genannten Karl III.). Beide wurden in den Krieg an der Ostgrenze, der von den Ostfranken geführt wurde, nicht einbezogen. Nach dem Awaren-Krieg übergab der austrasische Adel, wie schon gesagt, 613 das Ostreich an den Westfranken Chlothar II. Nach dem Hunnen-Krieg 911 konnte der Westfrankenkönig Karl mit ostfränkischer Hilfe den größten Teil des Ostreiches mit dem Westreich vereinen: Es

> „konnte der einzige überlebende karolingische König das Land seiner Väter kampflos in Besitz nehmen. Am 1. November 911 trat er die Herrschaft im *regnum Hlotharicum* an." [Rh. Gesch. 1.2, 200]

Gesamtfränkische Herrschaft konnte Karl III. nach 911 allerdings so wenig ausüben wie Chlothar II. nach 613, denn noch 911 wurde der im Hunnen-Krieg überlebende 'jüngere Konrad' aus dem Haus der Konradiner von den ostfränkischen Großen als Konrad I. zum König über Ostfranken erhoben.

Bei diesem Stand ist auf die Entwicklung in Sachsen einzugehen, denn die merowingerzeitlichen Gräberfelder wurden noch belegt, als die Ottonen in den folgenden Jahrzehnten mächtig wurden. Die Merowinger bekriegten die Sachsen erstmals 555/56 [Ewig 2001, 71] und machten sie tributpflichtig [Kurowski 1986, 38]. Als Ergebnis der Kämpfe darf – die um Karl d. Gr. herum geschriebene Geschichte der Unterwerfung Sachsens außer acht lassend – ein Arrangement dergestalt angenommen werden, dass die Sachsen eine fränkische Oberhoheit anerkannten, aber ein im wesentlichen freies Volk blieben. Gregor von Tours berichtet, dass die Franken nach den schweren Kämpfen wieder abzogen [Zettel 1987, 271]. In Sachsen war vor 600 (900) das Geschlecht der Liudolfinger führend, und die kluge Politik des Liudolfingers Otto hatte – schon vor der Jahrhundertwende 900 (= 600) – die Aussöhnung zwischen Sachsen und Franken bewirkt. Mehr noch: Otto wirkte bei der Erhebung Konrads I. maßgeblich mit und führte „als Ältester unter den Großen des Ostreiches" den neuen König in sein Amt ein [Rh. Gesch. 1.2, 201]. Ihm gelang es auch, die sächsische Herrschaft nach Thüringen auszuweiten. Nach Ottos Tod 912 trotzte dessen Sohn Heinrich 915 König Karl im Westen die Herzog-Gewalt über Sachsen und Thüringen ab und erweiterte sein Herrschaftsgebiet durch Heirat nach Westfalen. In den folgenden Auseinandersetzungen mit den fränkischen Großen blieb Heinrich Sieger und schloss 915 mit Karl Frieden. Er wurde 919 von Sachsen und Ostfranken zum König erhoben und 921 im Bonner Vertrag von Karl als König der Ostfranken und als ihm selbst gleichberechtigt anerkannt. Karl schrumpfte wieder zum König der Westfranken.

Mit Heinrichs I. Tod 936 ging die ostfränkische Königsgewalt auf seinen Sohn Otto I. über. Dessen nach Westen und Süden gerichtetes, aggressives Hegemonialstreben führte nach dem Sieg 955 über die Ungarn auf dem Lechfeld zum Erfolg: 962 wurde Otto I. in Rom zum gesamtfränkischen Kaiser

gekrönt. Seine auf den hohen Klerus gestützte Herrschaftsstrategie prägte, wie noch gezeigt wird, den Verlauf der Beigabensitte bis zu ihrem Ende. Unter den Nachfolgern Otto II. (ab 973) und Otto III. (ab 983) endete die Gräberfelderkultur.

Bei der Verknüpfung der realzeitlichen Geschichtsstränge vor 600 und nach 900 ist besonderes Augenmerk auf Karl III. als Bindeglied zu richten. Der Karl des Westreiches, der 911–921 gesamtfränkischer Karl war und in die Geschichte einging als Karolus Simplex, war nach Heinsohn [2001, 636] die „Originalvorlage für die anderen bzw. *früheren* [Hvhg. Heinsohn] karolingischen Karle des 8./9. Jhs." Mit guten Gründen reduziert er die multiplen Karle der Phantomzeit auf Karl III. und sieht dessen Kindheit bei Wegfall von 300 Jahren an der Wende vom 6. zum 7. Jh. [ebd. 639]. Seine Überlegungen zu Karolus Simplex als dem einzigen realen Karl fasst Heinsohn [ebd. 659] in dem Satz zusammen:

> „Er selbst also ist es, der – realhistorisch kurz nach 600 – aus den merowingischen Abgründen heraus ein karolingisches Großreich geschaffen hat."

Nicht recht zu verstehen ist allerdings, wie Karl im zerrütteten Merowingerreich erscheinen und alsbald ein karolingisches Großreich formen konnte, wenn die Merowinger mit Chlothar II. an der Spitze kurz nach 600 den „Zenit ihrer Macht" [ebd. 659] erlebten. Ich gehe deshalb noch einen Schritt weiter und meine, dass man gut ohne einen Karlsauftritt nach 600 auskommen kann. Karl brauchte nicht zu erscheinen, weil er als Chlothar II. anwesend war. ***Chlothar II. und Karl III., später gen. Simplex, waren eine und dieselbe Person.***

Chlothar II. (* 584) wurde zeitlich und dem Namen nach zerlegt; nach der Phantomzeit wurde er zu Karolus (* 879, also 295 Jahre nach Chlothar). Bei der Ausfüllung von drei Jahrhunderten mit Geschichte war diese Konstruktion hilfreich, denn so konnten einerseits die realen Ereignisse vor/um 610 mit gewissen Verfremdungen als Ereignisse vor/um 910 dargestellt und glaubhaft fortgeschrieben werden, während die wichtigste der handelnden Personen, der Merowingerkönig Chlothar, im zweiten Akt der Inszenierung unter dem Namen Karl nicht mehr erkennbar war. Weil es nur eine Jahrhundertwende 6./7. Jh. = 9./10. Jh. gab, darum gab es in jener Zeit auch nur einen Westfrankenkönig, und das war Chlothar II. = Karl III. In Übereinstimmung mit der These Chlothar II. = Karl III. steht, was Brühl [2001, 128] von letzterem mitteilt:

> „Über seine Herrschaft bis zu diesem Zeitpunkt [911; A.W.] ist nicht viel zu berichten, außer daß er 907 die sächsische Adelige Frederun [...] heiratete."

Karls Zeit vor 911 ist Chlothars Zeit vor 611. Nachdem Chlothar II. seinen Beitrag zur Geschichte geleistet hatte, starb er im Jahr 629, und genau 300 Jahre später starb er 929 als Karl III. noch einmal.

Sind Chlothar II. und Karl III. erst einmal zusammengefügt, erleichtert es das Verständnis der weiteren Geschichte des 10. Jhs., wenn Karl als der 'richtige' Name gesetzt wird und Chlothar II. als der rückwirkend erfundene. Wie der Name 'Karl/Karolus' entstanden sein mag, hat Falkenrath [2002, 143 f.] gezeigt. Karl folgten noch bis 987 im Westfrankenreich schwache 'Karolinger', die möglicherweise den Merowingern nach Chlothar II. (Dagobert) entsprechen. Heinsohns Überlegungen zur Konzentration fränkischer Münzen auf Karl III. stützen die These. Pippin d. Ä., der Chlothar II. 613 zum gesamtfränkischen König machte, diente derselben Person auch unter dem Namen Karl. Er war Hausmeier am gesamtfränkischen Hof nach 620 (920), und zu seinen Aufgaben als erster Minister des Reiches gehörte die Münzedition. Mögen die ersten (Pippin-)Münzen von ihm noch am austrasischen Hof ediert worden sein [Heinsohn 2001, 648 ff., insbes. 654], so stammen die Karolus-Münzen aus der Zeit am Hof von Karl III. [ebd.].

Nachdem der merowingische Geschichtsstrang vor 600 und der ottonische nach 900 mit dem Karolinger Chlothar II. / Karl III. als Scharnier zusammengefügt sind, können wir zur Geschichte der Reihengräberfelder zurückkehren. Das Ende der Gräberfelderkultur in der Ottonenzeit vor Augen, kann der Verlauf der Beigabensitte vom Ursprung bis zu ihrem Ende plausibel dargestellt werden. Die gesellschaftlichen Verhältnisse zur Ottonenzeit überblickend, wird danach versucht, eine Antwort auf die Frage zu geben, wie es zur flächendeckenden Beraubung der Gräberfelder zeitnah zum Ende der Beigabensitte kam – nicht im 7. Jh., wie bisher bekannt, sondern im 10. Jh.

Ursprung, Entwicklung und Niedergang der Beigabensitte

Germanischer Brauch war es seit Alters, die persönliche Habe, auf die Verstorbene ein unabdingbares Recht hatten und die nicht vererbt werden durfte, ins Grab mitzugeben. Mit dem Erstarken der salischen Franken nach 450 wurde die persönliche Habe umfangreicher und kostbarer: Kleidung, Waffen und Schmuck. Chlodwigs Konversion zum Christentum – etwa 497 – fällt in die Mitte der Phase 3, womit bestätigt ist, dass die Beigabensitte ursprünglich ein germanisch-heidnischer Brauch war. Ihre Deutung als Mittel zur Demonstration des sozialen Rangs hat alles für sich [Genrich 1971, 198 f, 206; Siegmund 2000, 355]. Beispielsweise wurde Männern, deren Bestattung durch umfangreiche und kostbare Waffenbeigabe herausgehoben war, seinerzeit ein

hoher Rang – nicht notwendigerweise als Krieger – zugeordnet. In der prunkvollen Ausstattung des 1653 gefundenen Childerich-Grabes kam der höchstmögliche Rang eines Fürsten zum Ausdruck.

Die Anzahl der mit wertvollen Beigaben versehenen Gräber nahm pro Jahrzehnt bis zur Phase 5 (um 580) stetig zu, und blieb in der Phase 6 (um 600) auf dem hohen Niveau. Die Beigabensitte erreichte ihren Höhepunkt etwa zur Zeit des Gipfels der merowingischen Dynastie. Danach, in den Phasen 7–8 (620–670) nahm die Beigabensitte ab und lief um 680 aus [Nieverler und Plum passim in Verbindung mit Siegmund 89, Abb. 3]. Unkonventionell gerechnet, ging der Brauch in ottonischer Zeit nach 920 zurück und lief um 980 aus.

Chlodwigs Übernahme des weströmisch-katholischen Glaubensbekenntnisses war sowohl eine Absage an das oströmisch-arianische Bekenntnis Theoderichs, als auch eine Absage an dessen Bündnissystem und insofern ein Vorgang von weltpolitischer Bedeutung [RGA 4, 482]. Für die Folgezeit darf deshalb eine rasche und umfassende Durchsetzung des neuen Glaubens 'von oben nach unten' unterstellt werden. Da die Einführung des Christentums vom König ausging, der Adel und die Grundherren folgten und die Bevölkerung sich zu fügen hatte, war die vollständige, wenn auch zunächst formale Bekehrung wohl in längstens einer Generation, also im ersten Viertel des 6. Jhs., abgeschlossen. Deshalb ist Reinecke [1925, 103] zuzustimmen: „Die in unseren Reihengräberfeldern Bestatteten waren durchweg oder fast ausnahmslos Christen und keine Heiden."

Aufs ganze gesehen befanden sich die Christianisierung und die Ausweitung der Beigabensitte im Gleichlauf, und die archäologischen Untersuchungen belegen, dass die Gräberfelder und auch die Beigabensitte im 6. Jh. unverändert blieben.

> „Die Christianisierung hinterließ keine Zäsur in der Geschichte des Frankenreiches. Sie hat etwas von der Anonymität und Geräuschlosigkeit eines Verwaltungsaktes" [Pörtner 1964, 34].

Im 6. Jh. entwickelte sich eine ‚merowingische Reichskirche'. Der König nahm Einfluss auf Bischofserhebungen, stattete aber andererseits Bischofskirchen und Abteien mit Schenkungen und gewichtigen Privilegien aus [im einzelnen hierzu Ewig 2001, 102 ff.]. Der hohe Klerus wurde zunehmend reicher, gewann Macht und begann eine straffe seelsorgerische Organisation aufzubauen. Adel und Grundherren errichteten Eigenkirchen und waren mit den Eigenkirchen am Ausbau des Pfarrnetzes beteiligt. Das Mönchtum breitete sich aus – man denke an Columban –, und am Ende des 6. Jhs. gab es im Frankenreich etwa 220 Klöster [Ewig 2001, 110]. Nach der Wende vom 6. (9.) zum 7. (10.) Jh. nahm die Verquickung von weltlicher und klerikaler Macht weiter zu. Seit

Otto I. herrschten die Kaiser durch die Macht der Bischöfe. Die Bischöfe wurden Reichsfürsten, sogar mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst. Die Kirchen wurden mit weitreichender Immunität und „schließlich gar mit ganzen Grafschaften" ausgestattet [Schieffer 1989, 292], aber andererseits nahmen

> „Otto I. und seine unmittelbaren Nachfolger kraft ihrer königlichen, sakral begründeten Autorität eine Hoheit über sämtliche Bischofskirchen in Anspruch." [ebd. 292]

Mit der Ausbreitung des Christentums wurde die Kirche für das Seelenheil der Toten zuständig, und aus christlicher Sicht bedurften die Verstorbenen keiner Beigaben. Die bis dahin nicht vererbbare, persönliche Habe wurde verfügbar, und die Kirche beanspruchte sie mit der Maßgabe, Christus sei in gleicher Weise am Erbe zu beteiligen, wie die Nachkommen [Stein 1967, 182]. Die Anzahl der Beigaben nahm, beginnend in der Phase 7, nach 620 (920) ab; mit Beginn von Phase 8, also nach 650 (950), ist eine deutliche Reduzierung des Wertgehaltes der Beigaben festzustellen. Fibeln bestanden von da an nicht mehr aus Gold, und Waffen waren nicht mehr mit Edelmetall tauschiert [Nieveler 126 f.]. Schmuck mit dem christlichen Kreuzzeichen wurde dagegen nach 600 (900) zunehmend häufiger beigegeben [Weidemann 1975, 205]. Die Oberschicht übergab der Kirche Landbesitz und abhängige Leute *pro salute animae* [Stein 1967, 181] und konnte deshalb die Gräber zunächst weiterhin ausstatten, während weniger Begüterte die bisher ins Grab gelegte, persönliche Habe der Kirche übereignen mussten. Dass die Bevölkerung heftigen Widerstand gegen die „allmähliche Verinnerlichung des Christentums" leistete, ist belegt [RGA 4, 528]. Reinicke [1925, 105] hat den Niedergang der Beigabensitte treffend beurteilt:

> «So hat die Kirche bezüglich des Begräbniswesens einen gemeingermanischen Brauch und ein gemeingermanisches Recht zu ihren Gunsten umzumodeln gewußt.»

Erhellend ist, was Fried [1991, im folgenden nur Seitenangaben] in diesem Zusammenhang zum Thema *Religiosität und Kirche* angemerkt hat. „Das 9. und 10 Jh. erweisen sich als Epochen nachhaltigster Verchristlichung Lateineuropas" [ebd. 92]. Diese Feststellung macht nur dann Sinn, wenn das 9./10. Jh. dem 6./7. Jh. entspricht, denn zweimal bedarf es nicht nachhaltiger Christianisierung.

> „Längst schrecken die Geistlichen die Gläubigen mit qualvollen Bildern des endzeitlichen Weltenbrandes und des Jüngsten Gerichts" [ebd. 94].
>
> „Die hier betrachteten Jahrhunderte sind die hohe Zeit des Mönchtums. Klostergründungen gelten als Mittel, die Heiligen und Gott gnädig im Diesseits und vor Christi Richterstuhl zu machen" [ebd. 96] .

Dass die hohe Zeit des Mönchtums und der Klostergründungen vor 600 einsetzte, scheint vergessen zu sein.

> „Die Übereignung des Adelsbesitzes an Klöster bietet einen gewissen Schutz vor einer Entfremdung, denn wer sich fortan an ihm vergreift, versündigt sich gegen Gott und seine Heiligen, die sich zu rächen wissen" [ebd. 96].
>
> „Allein das Kreuz spendet dauerhaften Trost; so wächst seine Verehrung seit dem 10. Jh." [ebd. 98],

und deshalb gelangten Kreuze vermehrt in die Gräber des 7. Jhs.

Der Druck der Kirche auf die Bevölkerung bewirkte letztlich das Ende der Beigabensitte nach 680 (980). Etwa zeitgleich begann der Klerus, in den Dörfern Gemeindekirchen zu bauen und dort Tote zu bestatten. Der Wechsel vom außen gelegenen Friedhof zum Kirchhof im Dorf vollzog sich in der zweiten Hälfte des 7. (10.) Jhs. und in der ersten Hälfte des 8. (11.) Jhs., wobei es größere regionale und lokale Unterschiede gibt [Siegmund 2000, 91]. So ist für Bayern gezeigt worden [Illig/Anwander 2002, 194 ff.], dass von den frühen Holzkirchen einige bereits um 600 errichtet wurden. Auch auf alten Gräberfeldern ließ der Klerus, um das Seelenheil schon früher Gestorbener besorgt, Holzkirchen errichten, wobei man durchaus Gräber überbaute [Plum 158]. Auf einigen Gräberfeldern bestattete die Bevölkerung weiterhin, wenn auch beigabenlos, aber die Reihengräberkultur war abgeschlossen.

Die Beraubung der Friedhöfe mit dem Segen der Kirche

In wohl keinem Bericht über merowingerzeitliche Gräberfelder fehlt ein Abschnitt zum Grabraub. Dabei handelt es sich um die flächendeckende Plünderung der Gräberfelder zeitnah zu ihrer Belegung. Bildet man den Mittelwert über alle Gräberfelder im Ost- und Westfrankenreich einschließlich Alemannien und Thüringen, sind 37 % beraubt worden. Als 'normal beraubt' gelten Felder, deren Gräber zu 8–50 % betroffen sind [Siegmund 2000, 115 f.]. Regionale Schwerpunkte lassen sich nicht feststellen, und vollständig ausgeraubte Gräberfelder befinden sich neben weniger stark beraubten.

Die Grabräuber gingen methodisch vor [Roth 1978, 59]: War das Grab noch frisch, wurde eine Grube ausgehoben und der Sargdeckel abgenommen. War ein noch intakter Sarg zu vermuten, wurde ein Schacht niedergebracht und der Sargdeckel durchstoßen. Die Beigaben wurden mit Hakenstöcken abgefischt, wobei des öfteren Tote mit noch festen Sehnenverbänden verdreht wurden. War der Sarg als vergangen anzunehmen, grub man das Erdreich vollständig ab. Aus den archäologischen Feststellungen folgt, dass die Plünderung innerhalb kurzer Zeit stattfand. Älteste Teile der Gräberfelder und jüngste Gräber wurden geschont, weil sich die Suche nach Beigaben nicht

lohnte [Roth 1978, 58, 62]. In Einzelfällen fand die Belegung der Friedhöfe und deren Beraubung offenbar gleichzeitig statt. Als Tatzeit kann nur pauschal das letzte Drittel des 7. Jhs. genannt werden.

Um welches Raubgut ging es? Aus Männergräbern wurden vor allem Waffen entnommen, insbesondere Spatha, Sax und Franzisca einschließlich der Gürtelgarnituren. Aus Frauengräbern entnahm man vor allem Metallschmuck. Es wurde aber nicht jegliches Metall entnommen; Lanzenspitzen aus gewöhnlichem Eisen und Bronzegefäße blieben im Grab [ebd. 70 f.]. Auf der Suche nach Erklärungen für den Grabraub wird immer wieder Edelmetallknappheit im 7. Jh. genannt [Stein 1967, 134, 208; Roth 1978, 58 mit Bezug auf Ament]. Auffällig ist nun, dass Metall, wenn es die Form christlicher Symbole hatte oder mit christlichen Symbolen verziert war, stets im Grab blieb, mitunter nach dem Durchwühlen des Erdreiches wieder hinein geworfen wurde. Das gilt für Gegenstände mit Kreuzzier aus unedlem Metall [Roth 1978, 72], aber auch für höchst wertvolle Goldblattkreuze [ebd.] und für Scheibenfibeln mit silbernem und goldenem Pressblech [Koch 1973, 25]. Das bewusste Zurücklassen von Objekten mit christlichem Symbolgehalt wird mit dem Respekt der Grabräuber erklärt, der dem Gewinnstreben Grenzen setzte.

Die Beraubung merowingerzeitlicher Gräber ist gänzlich anders zu beurteilen, wenn man sich vor Augen hält, dass sie zwar unter den Verhältnissen von 650 stattfand, aber vor dem Hintergrund der Verhältnisse von 950 zu sehen ist. Dass die – objektiv gesehen – identisch gleichen Gegebenheiten unterschiedlichen Eindruck machen, ist der Betrachtung der Geschichte ohne Kenntnis der Phantomzeit geschuldet. Noch zu Beginn des 7. Jhs. wurde Grabfrevel, weil gegen germanisches Grundrecht verstoßend, streng geahndet [Hübner 1978, 179]. Ein halbes Jahrundert später war das Germanenrecht suspendiert, weil die katholische Kirche für das Seelenheil der Toten zuständig geworden war. Der germanische Brauch der christlich gewordenen Bevölkerung, die persönliche Habe ins Grab zu legen, konnte leicht als heidnisch und sittenlos gebrandmarkt werden. Ohne die wahre Ursache der Beigabenentnahme seinerzeit erkennen zu können, hat Roth[1978, 74] richtig vermutet:

> „[Es] tritt eine ausgeprägte Totenberaubung in Erscheinung, die nur durch die Kenntnis und weitere Verbreitung des Christentums und seines Gedankengutes erklärbar werden kann."

Siegmund [2000, 121] urteilt, seine statistischen Feststellungen zum Grabraub zusammenfassend:

> „Angesichts eines Anteils von einem Drittel beraubter Gräber muss die spätere Plünderung als eine weit verbreitete soziale Praxis gesehen werden."

Wenn Grabraub „soziale Praxis" war, muss es eine Institution gegeben haben,

die diese Praxis einführte und anleitete. Die Vermutung, dass die Plünderung der Gräber von Einzelnen aus Gewinnstreben betrieben wurde und dass Gräber aus diesem Grund wohl sogar von Angehörigen beraubt wurden [Illig/ Anwander 2002, 85, 557], reicht zur Erklärung nicht aus. Die Institution muss in der Lage gewesen sein, tiefwurzelnde Bedenken mit guten Gründen auszuräumen, und die einzige Institution, die dafür in Betracht zu ziehen ist, ist die über das Seelenheil Verstorbener wachende katholische Kirche. Zwar ist kein Hinweis darauf bekannt, dass der Klerus als Auftraggeber für den Grabraub in Erscheinung trat, aber dass das flächendeckende Aufgraben der Friedhöfe durch erzbischöfliches Wohlwollen abgesichert war und unter den Augen der Aufsicht führenden Kirchenmänner stattfand, steht außer Zweifel. Ohne den Segen der obersten Kirchenführung hätte das gründliche Durchwühlen der Friedhöfe nicht stattfinden können.

Die Kirche selbst war Nutznießer des organisierten Grabraubes. Das zugrunde liegende Szenario ist rasch skizziert:

> „Als die Kirche die Sorge für das Heil der Verstorbenen im Jenseits übernommen hatte, wird die Totengabe [...] *pro salute animae* der Kirche zugewendet oder mildtätigen Zwecken zugeführt" [Reinecke 1925, 105].

Die ursprüngliche Totengabe wurde zum Seelgerät, Seelschatz, Seelteil und von der Kirche beansprucht [ebd.]. Die Plünderung der Gräber nahmen Ausgräber gewerbsmäßig vor, und die Angehörigen Verstorbener erwarben die gefundenen Objekte, um sie der Kirche mit der Bitte zu übergeben, um das Seelenheil des Verstorbenen bemüht zu sein. Christliche Symbole mögen im Grab geblieben sein, weil sie vom Klerus nicht angenommen wurden und deshalb nicht verwertbar waren.

Was mit den übergebenen Metallen geschah, ist nicht bekannt, aber zu vermuten. Das Edelmetall wurde eingeschmolzen und beispielsweise zur Kirchenausstattung verwendet. Auch am unedlen Metall der Waffen, das ja hochwertiger Stahl war, hatte der reichsfürstliche Episkopat Bedarf, denn nach dem Einschmelzen ließen sich neue Waffen herstellen. Die ottonischen Könige und Kaiser dürften die Beraubung mit Wohlwollen begleitet haben, denn als Sachsen hatten sie keine Bindung an den germanischen Brauch der Waffenbeigabe. So betrachtet, boten die merowingerzeitlichen Friedhöfe die Basis für eine umfassende Metall-Recycling-Aktion im ausgehenden 10. Jh.

Literatur

Ament, Herrmann (1977): *Zur archäologischen Periodisierung der Merowingerzeit,* in: Germania Bd. 55

Angenendt, Arnold (2003): *Grundformen der Frömmigkeit im Mittelalter,* in: Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 68, München

Böhner, Kurt (1958): *Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes,* in: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie B Bd. 1, Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes

Brühl, Carlrichard (2001): *Die Geburt zweier Völker. Deutsche und Franzosen (9. – 11. Jhd.);* Köln et al.

Ewig, Eugen ([4]2001): *Die Merowinger und das Frankenreich,* Stuttgart et al.

Falkenrath, Monika (2002): *Nomen est omen. Ergänzungen zu Carolus Simplex,* in: Zeitensprünge 14 (1) 142 ff

Franken AG = Müssemeier, Ulrike/ Nieveler, Elke/ Plum, Ruth/ Pöppelmann, Heike (2003): *Chronologie der merowingerzeitlichen Grabfunde vom linken Niederrhein bis zur nördlichen Eifel,* in: Materialhefte des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege Heft 15, Landschaftsverband Rheinland

Fried, Johannes, (1991): *Die Formierung Europs 840 – 1046,* München

Genrich, Albert, J. (1971): *Grabbeigaben und germanisches Recht,* in: Die Kunde, Mitteilungen des Niedersächsischen Landesvereins für Urgeschichte, N. F. 22

Heinsohn, Gunnar (2001): *Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?* in: Zeitensprünge 13 (4) 631-661

Hübner, Karl H. (1978): *Grabraub in erzählenden Quellen des frühen Mittelalters,* in: s. bei Roth

Illig, Heribert ([6]1999): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte,* Düsseldorf · München

Illig, Heribert/ Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters, Teil 1,* in: Fiktion Dunkles Mittelalter Bd. 4, Gräfelfing

Keller, Hagen (2000): *Die Ottonen und Karl der Große,* in: Frühmittelalterliche Studien Bd. 34, Berlin · New York

Koch, Ute (1973): *Grabräuber als Zeugen frühen Christentums,* in: Archäologische Nachrichten aus Baden H. 11

Kurowski, Franz ([2]1986): *Schwertgenossen – Sahsnôtas. Die große Geschichte der Sachsen,* Berg am Starnberger See

Nieveler, Elke (2003): *Die merowingerzeitliche Besiedlung des Erftkreises und des Kreises Euskirchen,* in: Rheinische Ausgrabungen Bd. 48, Landschaftsverband Rheinland

Plum, Ruth (2003): *Die merowingerzeitliche Besiedlung in Stadt und Kreis Aachen sowie im Kreis Düren,* in: Rheinische Ausgrabungen Bd. 49, Landschaftsverband Rheinland

Pörtner, Rudolf (1964, Nachdruck 1984): *Die Erben Roms. Städte und Stätten des deutschen Früh-Mittelalters,* Düsseldorf · Wien

Reinecke, Paul (1925): *Reihengräber und Friedhöfe der Kirchen,* in: Germania Bd. 9, Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts

RGA 4 = *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde,* Bd. 4, 1981

RGA 19 = *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde,* Bd. 19, 2001

Rh. Gesch. = *Rheinische Geschichte,* hrg. v. Petri, F./ Droege, G. (1980), Bd. 1.2, Düsseldorf, darin Ewig, Eugen: *Frühes Mittelalter*

Roth, Helmut (1978): *Archäologische Beobachtungen zum Grabfrevel im Merowingerreich,* in: Jankuhn, H./ Nehlsen, H./ Roth, H. (Hrg): Abhandlungen der Akade-

mie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 3. F., Nr. 113
Schieffer, Rudolf (1989): *Der ottonische Reichsepiskopat zwischen Königtum und Adel,* in: Frühmittelalterliche Studien Bd. 23, Berlin · New York
Siegmund, Frank (2000): *Alemannen und Franken,* in: Ergänzungsbände zum Real-Lexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 23
Stein, Frauke (1967): *Adelsgräber des achten Jahrhunderts in Deutschland,* in: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Serie A, Bd. 9, Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts [Frankfurt]
Weidemann, Konrad (1975): *Forschungen zur Eingliederung Süddeutschlands in das Frankenreich,* in: Ausgrabungen in Deutschland 1950 – 1975, Bd. 2, Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz
Werner, Joachim (1935): *Münzdatierte austrasische Grabfunde,* in: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Bd. 3, Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes
Zettel, Horst (1987): *Das Sachsenbild der Franken in zeitgenössischen Quellen der Merowinger- und Karolingerzeit,* in: Studien zur Sachsenforschung Bd. 6, Neumünster

Dr. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32
E-mail: wirsching@hotmail.com

Wikinger: Korrektur und Ergänzung

Fabian Fritzsche - Heribert Illig

Ins letzten Heft hat sich ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen, der manchen Leser in die Irre geführt hat. Die Graphik auf S. 348 kam jedem mit Recht vertraut vor, ist sie doch heuer bereits auf S. 155 gebracht worden. Es handelte sich um die Auswertung der *Europa-Rats-Ausstellung* von 1992 über die Wikinger. Die richtige Graphik zur heurigen Wikinger-Ausstellung im *Rheinischen Landesmuseum Bonn* folgt nachstehend in diesem Text (Besucher der Mantis-Homepage sind darüber seit Anfang September aufgeklärt).

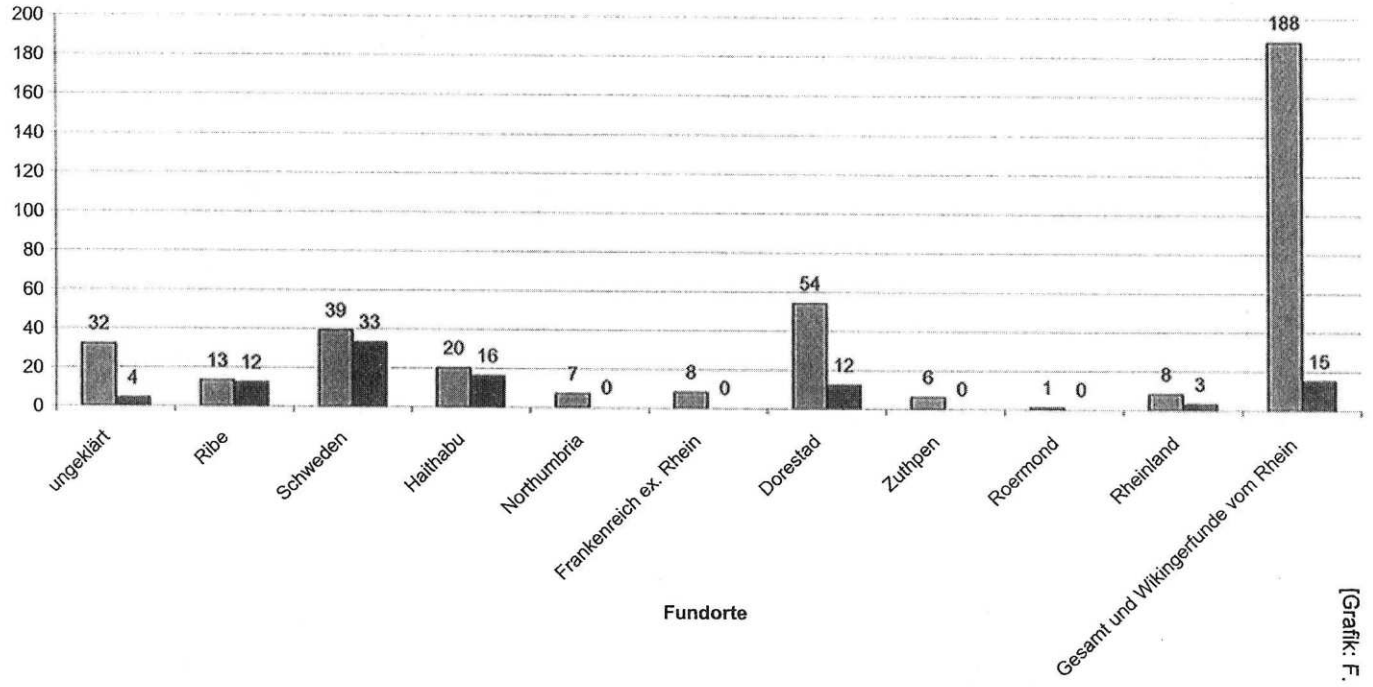
Offenbar wollen es der Wikingerfunde nicht mehr werden. Das unterstreicht wunderschön ein aktueller Fund. Am 7. 9. berichtete *Spiegel-Online,* zwei Tage später dann die *Süddeutsche Zeitung* [Hvhg. H.I.]:

„Erstmals Überreste von Wikingern gefunden:

London (dpa) - Britische Archäologen haben laut BBC die erste Wikinger-Begräbnisstätte in Großbritannien entdeckt. Das Grab in der nordenglischen Grafschaft Cumberland enthalte die Überreste von vier Männern und zwei Frauen, berichtete der englische Sender. Es handle sich um eine der bedeutendsten archäologischen Entdeckungen der vergangenen 100 Jahre in Großbritannien. Ein Hobby-Schatzsucher, der mit einem Metalldektektor auf zwei Kupferbroschen gestoßen war, hatte die Wissenschaftler auf die Grabstätte aus dem 10. Jahrhundert hingewiesen. Die Forscher entdeckten darin die Überreste einer Frau und später die der anderen fünf Menschen. Außerdem fanden sie Waffen, Sporen, ein Zaumzeug für Pferde, ein Armband und einen mit Kupfer überzogenen Gürtel. ***Der einzige andere bisher entdeckte Wikinger-Friedhof Großbritanniens*** liegt in der Grafschaft Derbyshire in Mittelengland. Dort wurden aber keine menschlichen Überreste gefunden, da die Verstorbenen eingeäschert wurden."

Was lernen wir daraus? Zum Beispiel, dass die großen Funde heute von mittlerweile nicht mehr anonymen Sondengängern gemacht werden (s. hier in diesem Bulletin auch den Meteoriteneinschlag am Chiemsee). Zentral ist der Hinweis, dass unsere Argumentation für ein fundleeres 9. Jh. auch bei den Wikingern auf felsenfestem Boden steht. In der Begeisterung über den Fund offenbarten die Forscher den gesamten Umfang ihrer bisherigen Grabfunde: ein einziger Wikingerfriedhof, für den das Jahrhundert nicht angegeben wird. Es gibt nun eine feine Unterscheidung dahingehend, ob menschliche Überreste gefunden worden wären oder nicht: in Derbyshire nein, aber in Cumberland ja. Das „Ja" bleibt aber ein schwächliches:

In Bonn ausgestelle Funde nach Fundort und Herkunft



[Grafik: F. Fritzsche]

„Bis auf einen winzigen Knochensplitter von der Rückseite eines Schädels fanden die Forscher allerdings nicht mehr die geringste Spur der dort Bestatteten. 'Die Böden in Nordengland sind so säurehaltig, dass sich Knochen buchstäblich in Nichts auflösen'" [Stockinger].

So ergibt sich die Ganzkörperbestattung von Cumwhitton (Cumberland) nur aus der Größe der Beigaben und ihrer Anordnung: Nahrungsschüssel, Trinkhorn, Speer, Axt, Schwert, Zaumzeug, Steigbügel und Sattel. Der Steigbügel war also im 10. Jh. den Wikingern bereits vertraut. Nach Meinung der Ausgräber geht es nicht mehr um nordische Plünderer und Brandschatzer, sondern um die erste Siedlergeneration aus Norwegen, der bereits einheimische Angelsachsen untertan waren. Die West-Ost-Ausrichtung der Gräber spricht für Kontakt mit dem Christentum, die Beigaben für eine heidnische 'Rückversicherung'.

Gehen wir noch einen zeitlichen Schritt zurück zu den unterworfenen Angelsachsen, die ja ihrerseits 'vom Kontinent' gekommen sind. Von ihnen sind 24 Skelette auf einem Friedhof in West Heslerton, North Yorkshire, gefunden worden. Obwohl die Begräbnisstätte gerade von den Beigaben her als angelsächsisch eingestuft wurde, ließ sich die eindeutige Abstammung vom Festland nur bei einem einzigen Skelett nachweisen. Den nötigen Schluss daraus zog David Goldstein als Genetikexperte am *University College* in London: „Ich glaube nicht, dass es je sichere Hinweise auf einen massiven Bevölkerungswechsel gab." [Spiegel 163]

Heuer hat die Tageszeitung *Die Welt* dazu aufgerufen, „die Welt [zu] entdecken". Es bot sich an, die große Fortsetzungsreihe mit Karolus magnus zu beginnen. Sven Felix Kellerhoff schilderte den bekannten Überkaiser, ließ aber auch ein Minderheitenvotum zu,

„Denn zu den größten Problemen der karolingischen Epoche gehören die historischen Quellen. Zwar sind viele Urkunden unter dem Namen Karls des Großen erhalten. Doch mindestens ein Drittel von ihnen, vielleicht auch wesentlich mehr, sind Fälschungen, wie der Bonner Urkundenexperte Theo Kölzer festgestellt hat" [Kellerhoff].

Die Redaktion war also gewarnt, zumal die eigennützigen Fälscher in ihren stillen Klosterskriptorien noch eigens angesprochen worden sind. Doch eine Woche später war alles schon wieder vergessen. Berthold Seewald schrieb nun über die Wikinger, getreu seinem alten Verdikt zur Phantomzeit:

"Das ist so lange kurzweilig, wie Wein im Glas ist. Wären da nicht die Folgekosten. Nicht nur für die Getränke, sondern für jene, die sich, wie Illig, als 'Außenseiter' fühlen und von Klio schlichte Erklärungen verlangen. Ihnen den Unsinn wieder auszutreiben, wird auf die Dauer nämlich teuer" [1996].

Weil ihm und den von ihm verteidigten Wissenschaftler der Blick nicht zu öffnen ist, stellen sich sofort wieder die alten, gerade erst verworfenen Chronisten wieder ein. In diesem Fall war es Dudo von St. Quentin, der um 1015 minutiös berichtete, wie die Wikinger selbst in den entlegensten Landschaften Frankreichs die Mädchen ihrer Jungfräulichkeit beraubten, die Haustiere verkauften, die Priester umbrachten und das Volk in Gefangenschaft verschleppten. Ach Gott, wie grässlich. Es muss eine fast millionensarke Armada gewesen sein, die flächendeckend, bis in die "entlegensten Landschaften" notzüchtigen konnte. Und wer mag die Haustiere gekauft haben, wenn das gesamte Volk verschleppt wurde? Wurden sie mitgetrieben? Und wohin musste das entehrte Volk: nach Skandinavien, das angeblich noch nicht einmal die eigenen Leute ernähren konnte, oder nach Spanien, um dort en gros auf den sarazenischen Sklavenmärkten verkauft zu werden? Aber wen interessiert schon Plausibilität, wenn doch nichts als die Wahrheit in alten Folianten geschrieben steht?

Literatur

dpa (2004): Erstmals Überreste von Wikingern gefunden; in *Süddeutscher Zeitung* vom 9. 9. 04

Kellerhof, Sven Felix (2004a): Vom Gestern ins Heute [zu Karl d. Gr.]; *Die Welt,* vom 30. 10. 04, S. 10

- (2004b): Eine kühne Behauptung: „Karl der Große hat niemals gelebt"; in *Die Welt,* vom 30. 10. 04, S. 10

Seewald, Berthold (2004): Bis ans Ende der Welt [Über die Wikinger]; in *Die Welt,* vom 6. 11. 04, S. 10

- (1996): Heribert Illig entsorgt Karl den Großen; in *Die Welt,* vom 14. 9. 96

Spiegel, Der (2004): Verschwundene Angelsachsen; in *Der Spiegel,* 13/2004, S. 163

Spiegel Online (2004): Briten entdecken erstmals tote Wikinger; 7.9.2004 http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,druck-317091,00.html

Stockinger, Günther (2004): Lohn des Schweigens; in *Der Spiegel,* 38/2004, S. 190

Auvergnatische Impressionen

Reiseeindrücke aus einer "karolingischen" Provinz

Gerhard Anwander

Zeitenspringer-Kollege Franz Siepe klagt im letzten Heft [314], er sei langsam der "mühevollen Kleinarbeit" überdrüssig, die darin bestünde nur zu beschreiben, wo Karl der Große samt Anhang ***nicht*** nachweisbar sei, obwohl er es sein müsste. Fruchtbarer wäre es, eine Strategiedebatte zu führen, wie man dem wissenschaftlichen Außenseitertum entkommen könne. Ich kann nur antworten: Die wahren wissenschaftlichen Außenseiter sitzen in den Geschichtsfakultäten, wo sie unbeirrbar auf Großkarl schwören. Dass sie damit falsch liegen, ahnen sie vermutlich, wenn sie es nicht gar im kleinen Kreis zugeben, aber: Man muss ja an sein Image denken und mit Rücksicht auf die Kollegen und die Karriere doch lieber schweigen...

Ich hingegen halte es mit einem Gedicht aus dem Divan des JWvG – übrigens charmant vertont von Robert Schumann:

Sitz ich allein, Wo kann ich besser sein?
Meinen Wein Trink ich allein,
Niemand setzt mir Schranken, Ich hab so meine eignen Gedanken.

Ich werde also weiter auf die für Karlsliebhaber schmerzlichen archäologischen Lücken weisen und hoffe auf allseitigen Beifall, insbesondere deshalb, weil sich mein bisher bayrisch 'verengter' Horizont bis hin zum südlichen Frankreich geweitet hat. Dort wanderte ich im Sommer einige Etappen auf dem Pilgerweg von Le Puy-en-Velay in Richtung Santiago, danach besuchte ich per PKW einige romanische Kirche der Auvergne. Hier ein kleiner Bericht von Stationen dieser Wanderung per pedes und Automobil.

Le Puy-en-Velay

Le Puy-en-Velay ist ein höchst reizvoller Ort am Oberlauf der Loire; Stadt und Kathedrale (Abb. 1) liegen auf einem riesigen, angenagten alten Vulkankegel und in geringer Entfernung davon trägt die 88 m hohe Felsnadel namens *Aiguilhe* die Kirche St-Michel, angeblich in Nachfolge eines Merkurtempels. An anderen Ortsteilen sollen Kelten gesiedelt haben: so auch auf dem höchsten Punkt des Vulkankegels, dem *Rocher Corneille*, der von einem Keltenheiligtum in ein solches der hl. Maria, der Schutzpatronin Frankreichs umgewandelt wurde. Zur Strafe, vermutlich der Sünder von Le Puy und Umgebung – es gibt ja immer welche –, trägt diese Felsspitze eine hässliche Marienstatue, aus Kanonenbronze gegossen und rosarot angepinselt.

Abb. 1 Kathedrale und Taufkapelle von Le Puy / Abb. 2: "Karolingische" Freskenreste in Le Puys Taufkapelle [Fotos: G. Anwander]

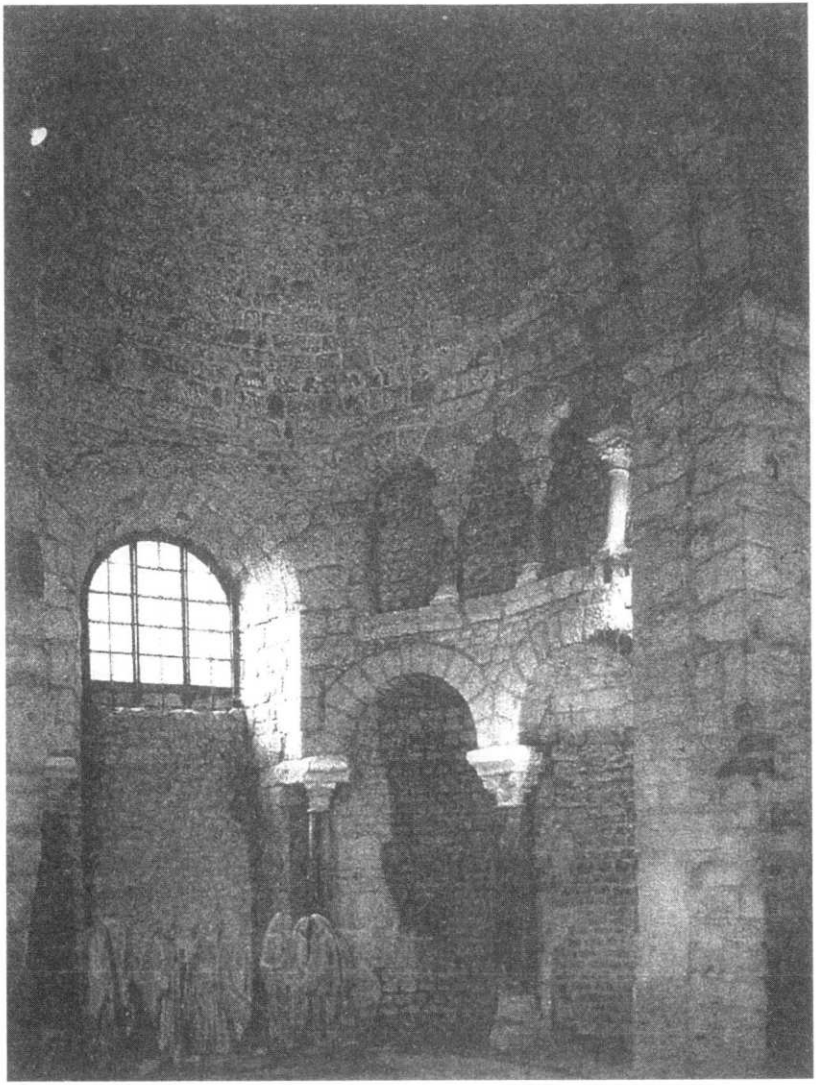


Abb. 3: Apsis der Taufkapelle von Le Puy [Graveline]

In einer solchen Stadt erwartet der Karlsgläubige natürlich Siedlungskontinuität von der Antike bis zur Neuzeit, einschließlich des frühen Mittelalters samt entsprechender archäologisch-architektonischer Reste.

Doch für die Karolingerzeit findet sich nur ein Bauwerk, das in Frage kommen könnte. Es handelt sich um das Baptisterium St-Jean, neben dem Dom gelegen. Hier wird im Kirchenführer einmal andersherum argumentiert! Lautet der Befund in Deutschland meistens: urkundlich für die Karolingerzeit erwähnt, aber keinerlei Rest an Architektur, so heißt es dort im Kirchenführer, das Gebäude erscheine in Dokumenten erst seit dem 13. Jh., seine Architektur lasse hingegen vermuten, dass es schon zu Karolingerzeiten existiert haben müsse! Es wäre ein harter Beleg, wenn es so wäre: echte Karolingerarchitektur, ermittelt aufgrund eines Baubefundes und nicht aufgrund fragwürdiger Urkunden! Aber die Ernüchterung für *Charlemagne* stellt sich wie üblich schnell ein.

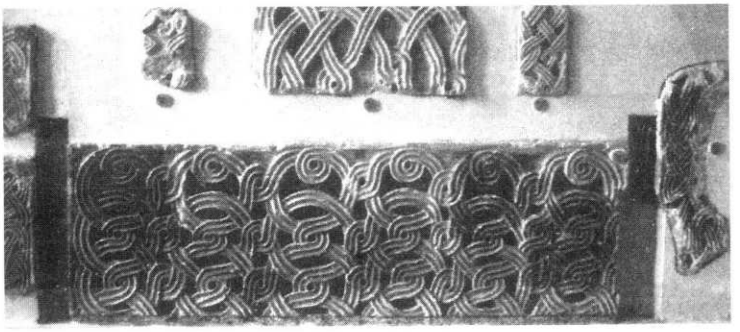
Die halbrunde Apsis, die dort einen eher schlichten rechteckigen Raum abschließt, besitzt ein prachtvolles Steingewölbe (Abb. 3), so dass sich hier wie beim Rundbau zu Aachen die übliche Gewölbefrage stellt: hochromanisch oder hier: gallo-römisch? Für gallo-römisch sprächen reichliche Reste in Form von Putten und Friesen, ebenfalls muten die Säulen und das Apsidenensemble römisch an. Ein in Frankreich gedrucktes Buch spricht auf Deutsch sogar von *gallo-romanischen* Resten, doch dürfte das ein Übersetzungsfehler sein. Spezifisch karolingische Bauteile lassen sich aber nicht erkennen.

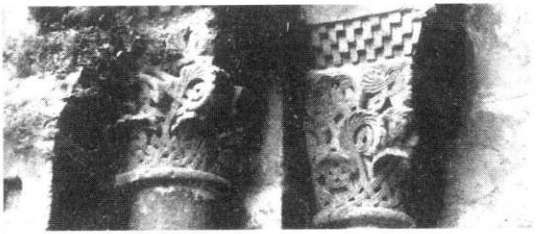
Doch Bemalungsreste sollen laut dem dortigen – schlichten – Kirchenführer einem Dekor der Karolingerzeit entsprechen. Eine Betrachtung derselben – das Foto (Abb. 2) war nicht besser zu machen – zeigt aber keinerlei Spezifika, die nicht auch für spätere, romanische Malereien typisch wären. Und da der DuMont Reiseführer bei St-Jean lapidar von einem Gebäude des 11. Jhs. spricht, können wir abschließend konstatieren: Fehlanzeige in Sachen Karolingerreste im pittoresken Le Puy.

Doch halt: Lassen sich in den Kirchen des Ortes keine karolingischen Reste finden, so doch im örtlichen *Musée Crozatier*. Hier ist neben anderen Flechtwerkfragmenten eine schöne Flechtwerkplatte zu sehen (Abb. 4), die aus dem Chor des örtlichen Domes stammen und in die Karolingerzeit datiert wird, ohne dass die Zeitangabe näher begründet würde.

Bei dieser Flechtwerkplatte könnte man eine entfernte Verwandtschaft mit der von Ilmmünster in Oberbayern sehen. Im *Bayernbuch* [229-259] wurde hierzu klargestellt: Flechtwerk ist keineswegs das Leitmotiv karolingischer Kunst, weil es sowohl vor 600 wie nach 900 auftritt, die (Flechtwerk-)Romanik besteht bislang aus zwei Phasen mit einer Zwischenleerzeit.

Die Auvergne stützt uns in dieser Meinung. In zahlreichen romanischen Kirchen finden sich Flechtwerkornamente, ohne dass die Kirchenführer dort





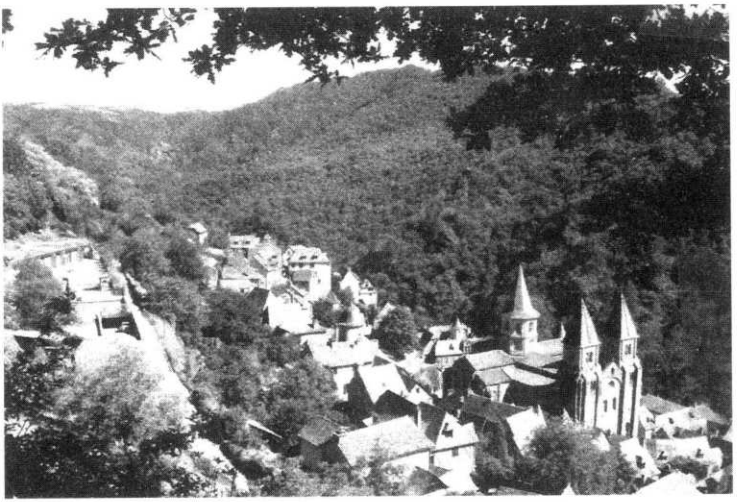


Abb. 4: Flechtwerkschranke und -fragmente im *Musée Crozatier* von Le Puy /
Abb. 5: Flechtwerk an Kapitellen der Abteikirche Ste-Foy von Conques /
Abb. 6: Ansicht von Conques [Fotos: G. Anwander]

auf die Idee kämen, diese in die Karolingerzeit zu datieren, denn die Kirchen entstammen unzweifelhaft dem 11. und 12. Jh. Wir stehen also wieder vor dem aus Österreich, Norditalien und Bayern südlich des Limes bekannten Phänomen: So lange Flechtwerke, aus dem Zusammenhang gerissen, nur als ursprungslose Fragmente bekannt sind, dürfen sie für die Karolinger stehen.

Somit hat sich die Datierung der Flechtwerkstücke des Museums von Le Puy in die karolingische Epoche erledigt. Sie stammen aus einem bereits romanischen Vorgängerbau des Domes mit Flechtwerken der ersten Epoche. Der heutige Dom wurde ab der zweiten Hälfte des 11. Jhs. errichtet und konstant erweitert. So dürften die Flechtwerk-Chorschranken den Erweiterungsbauten zum Opfer gefallen sein. Wenden wir uns daher einem zweiten Architektur-Höhepunkt der Auvergne zu.

Conques: Ste-Foy

Im malerischen Dorf Conques, an einem Südhang gelegen (Abb. 6), findet sich laut *DuMont Kunstführer* ein Wunderwerk der romanischen Kunst: die Kirche Ste-Foy. Unten im Tal führt eine originale Römerbrücke über den Fluss Dourdou (vom alten Pilgerweg genutzt), und somit nötigt sich wiederum die Frage nach der Kontinuität der Besiedlung, insbesondere zur Karolingerzeit auf – auch dann, wenn man eigentlich nur wandern und nichts von Phantomzeiten wissen will.

Man besichtigt natürlich die Kathedrale, kauft den Führer und liest wie häufig in Frankreich von merowingischer Besiedlung; dann ist von einem Einsiedler die Rede, der im 8. Jh. dort haust. Für das Jahr 819 gibt es eine *Charte*, also eine Urkunde, die bezeugt, dass ein weiterer Einsiedler dorten lebte, der dann interessierte Mönche um sich scharte. Die Regel des hl. Benedikt wird angenommen – obwohl hier erst 1043 eingeführt [Fischer 264] – und dann schlagen die Karolinger in bekannt großzügiger Manier zu [Conques 7]:

> "Zu dieser Zeit unterstützten die Karolinger aus politischen und religiösen Gründen die Klöster ihres Reiches und überschütteten [!] sie mit ihrer Gunst. Um ehrlich zu sein, hätte die Abtei von Conques durch die Armseligkeit des Ortes, an dem eine größere Zahl von Mönchen nicht ihren Lebensunterhalt finden konnte, ohne die königlichen Zuwendungen nur sehr schwer oder sogar überhaupt nicht weiterbestehen können. Ludwig der Fromme, der zu Lebzeiten seines Vaters Karl der Große König von Aquitanien war, soll das Kloster des Medraldus mehrfach besucht haben, es unter seinen Schutz gestellt und ihm den Namen Conques gegeben haben. Im Jahre 819 schenkte er dem Kloster nicht weniger als zehn Landstücke. [...] Die großzügige königliche und kaiserliche Unterstützung rief tiefe Dankbarkeit hervor. Aber in der Erinnerung der Menschen war

vor allem Karl der Große der wunderbare Wohltäter, und er stellte alle anderen Mitglieder seiner Familie in den Schatten. Daher war es nur natürlich, dass er in der Tympanon-Darstellung des Jüngsten Gerichts seinen Platz im Zug der Seligen fand."

Schön, wenn man sich an (obendrein noch fiktive) Personen auch nach gut 300 Jahren noch erinnert und entsprechende Reliefs herstellt. Zur Überraschung des Autors fand er sich hier an den deutsch-bayrischen sog. phantomzeitlichen Immobiliendreisprung erinnert [Anwander 2000; 693-699] und an den Befund von FAUSSNER [Anwander 2003, 519 f.], dass selbst ein Kaiser kein Reichsgut zu verschenken hatte. Es ist uns zwar im Moment nicht möglich zu klären, ob das Wormser Konkordat von 1122, das dem Immobiliendreisprung erst den Sinn gab, auch im Bereich der heutigen Auvergne Bedeutung hatte, aber phantomzeitliche Schenkungswut von – fiktiven – Adeligen ist hier wie in Bayern zu beobachten.

An diesem Befund ändert sich auch dann nichts, wenn die französischen Autoren des Führers die Bedeutung der Schenkungen interessanterweise wieder herunterspielen, indem sie fortfahren [Conques 7 f.]:

"Die Zuwendungen eines Kaisers, selbst Karls des Großen, waren nichts [!] im Vergleich zu den ganz anders gearteten Gaben, die eine Heilige kurz darauf im Überfluß dem Kloster zukommen lassen sollte und dabei für immer ihren Namen mit dem Ort Conques verband. Seltsamerweise scheint das Schicksal Conques zur Zeit des römischen Kaisers Diokletian, wahrscheinlich während der großen Christenverfolgungen, besiegelt worden zu sein. Fernab von Conques wurde eine junge Christin in der Stadt Agen zur Märtyrerin, weil sie sich geweigert hatte, die heidnischen Götter anzubeten. Dieses Mädchen mit Namen Foy (oder Fides in Lateinisch), die durch St. Caprais, den Bischof von Agen, bekehrt worden war, war knapp 12 Jahre alt.

In einer Zeit, in der der Reliquienkult immer mehr Bedeutung erlang und der Besitz heiliger Gebeine für eine Abtei einen großen Gewinn an geistiger Ausstrahlung mit sich brachte, fehlte Conques ein solches Gut. So kam es, dass die Mönche von Conques nach mehreren fruchtlosen Versuchen die wertvollen Gebeine der Heiligen Fides von Agen für sich beanspruchten, die in Aquitanien sehr verehrt wurden. Dieser Diebstahl, der verschönernd als 'heimliche Übertragung' bezeichnet wurde, fand im Jahre 866 statt."

Ein 12-jähriges Mädchen – lateinisch: die Glaubende – wird also zur Märtyrerin und ihre gestohlenen Gebeine zur Haupteinkommensquelle des Klosters. Heute würde man hier vielleicht von Kindsmissbrauch sprechen, aber im Mittelalter war eine Heilige eine Heilige, und vielleicht gestaltete gerade die

Jugendlichkeit der Heldin das Martyrium und damit die Wirkung der Reliquien besonders eindrucksvoll. Im *Ökumenischen Heiligenlexikon* im Internet liest es sich folgendermaßen:

> "Fides war 13 Jahre alt, als sie nach der Legende wegen ihres standhaften Glaubensbekenntnisses unter Maximinian Herkulaeus um 307 auf einem glühenden Rost gemartert und enthauptet wurde.
> Ihre Reliquien, 855 von Agen nach Conques übertragen, wo Fides als Sainte Foy verehrt wird, kamen 1094 nach Schlettstadt."
> [http://www.heiligenlexikon.de/index.htm?BiographienF/Fides_Foyhtm]

Von dieser hier zitierten weiteren Übertragung der Reliquien im Jahr 1094 nach Schlettstadt im Elsass, vermelden die Texte in Conques nichts.

Den Autor erinnert das wiederum an einen alten Bekannten, den uns Faussner [1986; 2003; Anwander 2003] nahegebracht hat: an Wibald von Stablo und seine phantasievollen Erfindungen von allerlei Heiligenlegenden. Der auch im Mittelalter als unschön betrachtete Raub sollte, vermutlich hier wie im Falle von Einhard und Seligenstadt, suggerieren, dass die Gebeine echt waren. Wird man bei einem regulären Kauf doch gern betrogen, so fällt diese Betrugsgefahr bei einem Diebstahl weg, denn niemand wird wohl gemäß des Volksglaubens so dumm sein und eine Fälschung stehlen! ROSENBAUM als Autor des Reiseführers [Conques 141] meint noch hierzu:

> "Auffällig ist, daß von Protesten über diesen schmählichen Raub nichts verlautet. Ernsthafte Historiker nehmen daher an, daß die Reliquien ganz bewußt zum Schutze vor den Wikingern, die gerade um 865/866 das Gebiet der Garonne heimsuchten, ins entlegene Conques gebracht wurden"

Was die Ungarn in Bayern, sind die Wikinger sonstwo und so auch hier in Frankreich. Sollte man dort eine Ausstellung *Wikinger an der Garonne* veranstalten, würde sie sicherlich eine ähnliche Fülle an Objekten vorweisen können, wie die der *Wikinger am Rhein* so wie von Fabian FRITSCHE ([2004, 347 ff.] und S. 592) beschrieben.

Wibald hat nach FAUSSNER [2003, 180] auch Königsurkunden für die Kirchenprovinz Bourges (u.a. für Clermont und Le Puy) erstellt und im Zusammenhang mit Trier, Seligenstadt, St-Denis, Regensburg usw. phantastische Fabeln und Legenden erfunden; warum nicht auch solche über eine Heilige Fides in Conques. Schon der Name macht stutzig: die "Glaubende", als wüssten die Eltern schon bei der Taufe, welches Schicksal dem Mädchen beschert ist? Wir belassen es bei einer ersten Vermutung. Der Wohlstand, hervorgerufen von den Gebeinen der jugendlichen Heiligen trägt aber reichlich spät Früchte, erst nach 100 Jahren [Conques 8]:

"Die Ankunft der Heiligen Fides in ihrer neuen Heimat, in der sie zahlrei-

che Wunder bewirkte, kommt praktisch einer zweiten Gründung der Abtei gleich, deren Bedeutung sich von dort an während drei Jahrhunderten ununterbrochen steigern sollte. Durch den so entstandenen Wohlstand konnten im 10. Jahrhundert die ersten Kunstwerke geschaffen werden, zu denen die berühmte Reliquienstatue der heiligen Fides und eine Kirche mit drei Schiffen und einem Torturm gehörten."

Auch das Motiv einer Neugründung ist Bayernliebhabern vertraut, wurden doch nahezu alle alten Klöster Bayerns im 10./11. Jh. *wiedergegründet*, wobei wir uns schon einmal über den Befund der Wiedergründung wunderten. Gründung ist Gründung; sie kann eigentlich nur einmal erfolgen. Was denkbar ist, ist ein Wiederaufbau aus Ruinen. Aber die phantomzeitlichen Ungarn und Wikinger haben bekanntlich so (tief-)gründlich zerstört, dass keinerlei Ruinen, weder über noch unter dem Boden, zurückblieben, so dass sich die Frage stellte, woher nach Hunderten von Jahren die Wiedergründermönche überhaupt noch wussten, dass da ein Kloster gewesen sein sollte?

Die Wunder der Fides führten nun angeblich dazu, dass eine der entstehenden Hauptpilgerstraßen nach Santiago über Conques führte. Das mag so sein; in unserem Zusammenhang scheint die Frage von Bedeutung: Gibt es in oder unter der Kirche Ste-Foy Reste aus karolingischer Zeit? Die Antwort ist einfach und lautet: Nein! Nicht einmal andeutungsweise ist davon die Rede: Ein erster Bau, wird, wie ausgeführt, im 10 Jh. gesehen, der heutige Bau stammt im Kern aus dem 11. Jh. (im 12. beginnt bereits der Niedergang des Klosters). Das ist verwunderlich, finden sich doch an und in der Kirche eine Fülle von Ornamenten mit Flechtbändern (Abb. 5), die im Museum von Le Puy – wie eben geschildert – als karolingisch gelten [Conques 45]:

"Während der ersten Bauabschnitte, die in der Zeit von Abt Odolric und Abt Étienne II. im dritten Viertel des 11. Jhs. ausgeführt wurden, entstand eine große Zahl von Flechtbandkapitellen. Sie sind neben denen von San Pedro de Roda in Katalonien (unweit von Cadaqués) das größte Ensemble an Kapitellen mit Flechtbandmustern. Es gibt etwa dreißig solcher Kapitelle aus rotem Sandstein, die sich in den Querschiffkapellen und um den Chor sowie am Nordportal befinden."

Und plötzlich wird das Flechtwerk 'unmodern' [Conques 45]:

"Die vier Kapitelle mit Flechtband- und Palmettenmuster am Nordportal gehören durch ihren Formenreichtum zu den schönsten Stücken der romanischen Ornamentik. In der darauffolgenden Zeit wird dieser Stil vollkommen aufgegeben. Es wird zum klassischen korinthischen Kapitell übergegangen, obgleich es hier sehr frei interpretiert wird. Am häufigsten sind übereinandergeordnete Kränze aus schrägkantigen Blättern anzutreffen, deren Blattspitzen sich leicht vom Kapitellkörper abheben. Die Blätter

sind meist glatt, ohne jede bildhauerische Gestaltung, als handele es sich um unvollendete Kapitelle."

Das müsste den Karolingergläubigen enttäuschen, aber Conques hält für ihn in der Schatzkammer noch ein "Schmankerl" bereit (Abb. 8), nämlich eine Statue der zitierten Standortsicherungsheiligen [Conques 62]:

"Ganz am Ende des Saales thront in ihrer mit kräftigem, dunklem Samt ausgeschlagenen Rotunde die goldene Statue der Heiligen Fides, das letzte auf der ganzen Welt noch erhaltene Exemplar der erstaunlichen 'Majestäten' aus der Karolingerzeit."

Eine echte Sensation, doch die Freude währt wiederum nicht lange. Im hier schon oft zitierten ausführlichen Führer von Conques wird die Statue vom 9. bis ins 19. Jh. datiert, obwohl der Kopf gar aus dem 4./5. Jh. stammen soll:

"Kopf aus getriebenem Gold (4. bis 5. Jh.). Holzkern (Körper und Sitz), mit getriebenem Goldblech verkleidet (Ende 9. Jh.). Mit Ausschnitten versehene, vergoldete Silberbleche und Streifen aus Goldblech mit Filigran, rundgeschliffenen oder gravierten Edelsteinen (antike Gemmen und Kameen), ein gravierter Bergkristall (um 870). Augen aus Email. Ohrgehänge (Ende 10. Jh.). Goldschmiedearbeiten von anderen Reliquiaren oder Schmuckstücken (13. bis 19. Jh.)." [Conques 74]

Ein recht merkwürdiges, geradezu wundersames Kunstwerk also, und Ehrfurcht vor den 'Mönchen', die Köpfe jahrhundertelang in nicht-existenten Gebäuden bewahrten und vor den Datierern, die offensichtlich genau wissen, wie um 870 der Bergkristall graviert wurde. Und wieder gibt es für den Santiago-Pilger ein Déja-vu-Erlebnis: postulierte er doch im Aufsatz über Faussner [Anwander 2004; 10] und die Wibaldschen Kunstwerke, es könnte sich immer dann um eine Fälschung auch des Mittelalters handeln, wenn die Kunsthistoriker mit ihren Datierungen durch die Jahrhunderte taumeln. In der Tat erinnert die Statuette an die drei wickelkindartigen Statuen in der Eingangshalle von St. Emmeram in Regensburg. Diese dort gelten als besonders frühe romanische Plastik des 11. Jhs. und wurden nach FAUSSNER von Wibald von Stablo im 12. Jh. veranlasst [Anwander 2004; 1-4]. Auch hier in Conques wundern sich die Fachleute und sind sich nicht einig [Conques 74]:

"Über den Ursprung dieses erstaunlichen Kunstwerkes haben die Gelehrten fast ein Jahrhundert lang gestritten, da sie sich auf kein einheitliches Datum einigen konnten. Einige waren der Meinung, die Statue sei von Anfang an gleich beim Eintreffen der Gebeine der Heiligen Fides in Conques zur Aufbewahrung derselben geschaffen und später nur noch verändert worden; andere datierten ihre Herstellung auf Ende des 10. oder sogar auf das 12. Jh. Aber alle waren sich darin einig, daß der Kopf mit seinen breiten, männlich wirkenden Zügen, seiner Übergröße im Verhält-

Abb. 8: Statue der Hl. Fides in Conques [Graveline]

nis zum Körper und seiner seltsam nach hinten abgeknickten Stellung eigenartig anmute. Erst 1955 ermöglichte die 'Zerlegung' der Statue durch die Goldschmiede Lucien und Jean-Claude Toulouse dem Aufseher des Amtes für Denkmalpflege, Jean Taralon, das genaue Alter der 'Majestät' festzulegen und die Geschichte ihrer einzelnen Bestandteile zurückzuverfolgen."

Die genaue Datierung ist also "festgelegt", wobei offen bleiben darf, warum eine Zerlegung plötzlich eine genaue Datierung erlauben soll! Fanden sich etwa im Inneren der Plastik gar Künstlersignaturen samt Jahreszahlen?

Die Verwendung antiker Gemmen würde hingegen für Wibald sprechen, der ein Liebhaber der Antike war. So verstärkt sich denn unser Verdacht: Dieses prominente Kunstwerk der Karolingerzeit könnte aus dem "Atelier für kreative Urkunden und sonstige Kunstwerke" des Wibald von Stablo stammen! Ein Goldschmiedexperte mag im Detail prüfen, ob die Techniken vergleichbar sind, beispielsweise mit denen des Emmeramer *Codex Aureus*.

Der kurz wieder aufgeflackerte Restglaube an Karl den Großen erlitt also hier sogleich einen Dämpfer. Der gläubige Pilger betrachtet daher mit besonderer Inbrunst den in Stein fabrizierten Karl im Tympanon von Ste-Foy (Abb. 7 = Titelbild), wo dieser etwas geknickt – er war schließlich ein Schwerenöter – von Abt Odolric, dem Erbauer der Kirche geführt, auf Seiten der Guten zum Jüngsten Gericht zieht. Der frustierte Pilger zieht hingegen durch die Rue Charlemagne (die gibt es nun wirklich!) gen Westen, nach Santiago hin.

Von Dreiecksgiebeln am Rhein und in der Auvergne

Die so gen. Torhalle von Lorsch gilt offiziell als karolingisch. Illig widersprach dem zu Recht [1997, 248] meinte aber u.a., dass die dortige Reihung von derartigen Dreiecksgiebeln (Abb. 10) "überaus selten sei". Hier darf Illig korrigiert werden, zu seinen Gunsten, denn in der Auvergne scheinen die Dreiecksgiebel normal zu sein und zwar innerhalb der Kirche wie außen an Kirchenwänden und Türmen.

Aurillac: In der Hauptstadt der auvergnatischen Provinz Cantal steht die Kirche St-Geraud, die übrigens zwischen 895 und 900 erstmals errichtet worden sein soll. Auf einem Plakat in der Kirche wird bedauernd hierzu bemerkt, dass es keine sichtbaren Spuren von diesem Bau gibt; aber auch kaum unsichtbare, wie eine detaillierte Grundrissskizze dort zeigt: Die spärlichen Linien dieser ersten (karolingischen) Kirche decken sich zum großen Teil mit denen der zweiten aus dem 10. Jh. Ansonsten findet man hier prächtige – nicht-karolingische – Flechtwerke und Halbsäulen mit Dreiecksgiebeln wie im "frühmittelalterlichen" Lorsch. Eine hier zugehörige Abtei wurde im 9. Jh. gegründet und kurz danach mit –phantomzeitlichen – Stiftungen überhäuft!

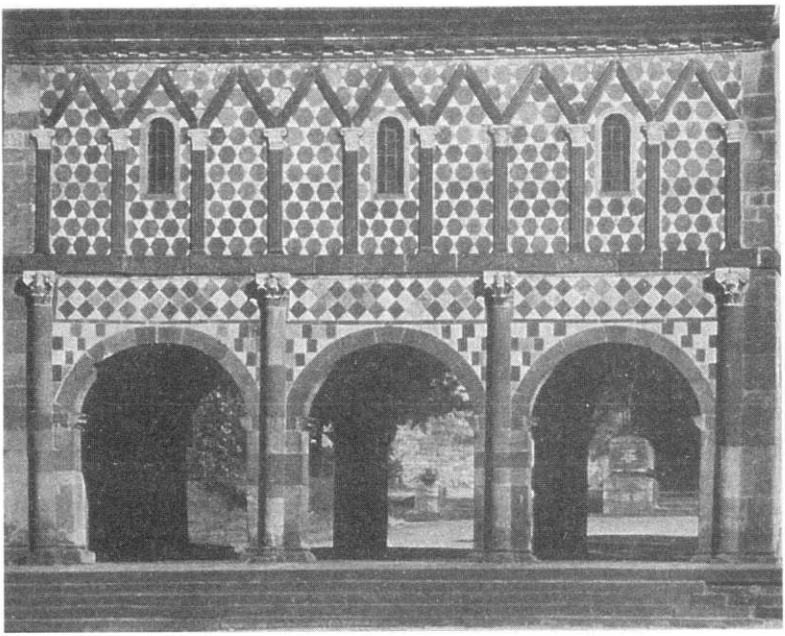


Abb. 9: Dreiecksgiebel an der Fassade von St-Remy in Lascelle [Foto G. Anwander] / Abb. 10: Dreiecksgiebel der so gen. Königshalle von Lorsch am Rhein [Adam 41] /

In einem Land, wo man über die Motive der bayrisch-deutschen frühmittelalterlichen Geschichte dauernd stolpert, fühlt man sich schnell zuhause. Von den Abteigebäuden erhielten sich nur spärliche Mauerreste, aber mit schönen Flechtwerkkapitellen!

In der grandiosen Kirche von **Orcival** findet sich innen an der Seitenwand dasselbe Motiv wie in Aurillac: in der Mitte ein Dreiecksgiebel, flankiert von je einem mit Rundbögen.

St-Remy in Lascelle: Ein weiteres, schöneres Exemplar von Dreiecksgiebelfolge – diesmal an einer östlichen Außenwand – findet sich im Ort Lascelle (Abb. 9): ein zentraler Rundbogen wird hier von je drei Dreiecksgiebeln flankiert. Aus einer Schenkungsurkunde von 894 geht hervor, dass Saint Geraud, der Graf von Aurillac, ein Benediktinerkloster gründete und – wen wundert es – reich dotierte, etwa mit dem Tal der Jordanne, in dem Lascelle liegt. Aber erst im 11. Jh. wurde dort eine Kirche erbaut.

Am häufigsten scheinen sich die Folgen von Dreiecksgiebeln an Kirchtürmen zu finden. Beginnen wir mit **Salers.** Das ist ein überaus pittoresker mittelalterlicher Ort, wie er selbst in Frankreich nicht häufig zu finden ist, und diese "Stadt" mit ihren heute kaum noch 1.000 Einwohnern hat natürlich eine romanische Kirche. Über dem Eingangsturm finden sich Dreiecksgiebel in schöner Abwechslung mit Rundbögen .

Beim Blättern in einem französischen Buch über die Romanik der Auvergne [Phalip 52] fand sich ein fünftes Beispiel, aus dem Ort **Chappes**: Hier umspannt je ein Dreiecksgiebelpaar die acht Seiten des Turmes der Kirche der Ste-Anne. Und zu guter Letzt sei **Mauriac** erwähnt, wo sich die Giebelpaare ebenfalls um einen achteckigen Turm ziehen.

Angesichts des nur stichprobenartigen Besuchs von rund 12 Prozent der 250 romanischen Kirchen der Auvergne sind 6 entsprechende Treffer – ohne danach gesucht zu haben – ein gutes Indiz dafür, dass Dreiecksgiebel ein eher übliches Bauelement unter vielen anderen sind.

So bestätigt sich die ILLIG'sche Einschätzung der Datierung des Lorscher Bauwerkes für das späte 11. Jh. [1997, 249], stammen doch die aufgeführten auvergnatischen Kirchen ebenfalls aus dem 11. und 12. und keinesfalls aus dem 8. oder 9. Jh (vgl. S. 703)! Oder will man ernsthaft behaupten, die Lorscher Saat wäre hier – als üblicher karolingischer Antizipativimpuls – in der Auvergne erst Jahrhunderte später aufgegangen?

Die Rätsel romanischer Architektur und Bauplastik

Der Leser bleibt von nun an von weiteren Berichten über französische Immobiliendreisprünge und fehlende karolingische Baureste verschont; dafür sei

aber abschließend auf ein anderes interessantes Phänomen hingewiesen. Erwirbt man z.B. einen Bildband oder ein wissenschaftliches Werk über romanische Kunst in Deutschland oder Frankreich, darf man von der Christlichkeit der der Kirchen überzeugt sein.

Vereinzelt werden zwar unchristlich anmutende skurril-fratzenartige Tier- oder Menschendarstellungen gezeigt, aber diese werden als Symbolisierungen des Teufels oder des Bösen hingestellt und stören somit wenig das Bild von einer insgesamt christlichen Kultstätte. Ansonsten werden die üblichen Darstellungen aus dem Neuen und Alten Testament abgedruckt, die meist aber nur die relativ spät errichteten Tympana zieren.

Besichtigt man aber in der Auvergne romanische Kirchen, steht man vor dem erstaunlichen Befund, dass sich eine große Zahl insbesonders kleinerer Dorfkirchen in Sachen romanischer Bauplastik völlig unchristlich darstellt. Einige zeigen hin und wieder vereinzelt etwas Christliches aus Stein, das noch aus dem 12. Jh. stammen könnte. Aber dem Autor ist kein romanischer Kirchenbau begegnet, der auch nur annähernd eine komplette christliche Grundausstattung vorgewiesen hätte, wie man sie in gotischen Kirchen findet. Dass es sich hier nicht um einen Stichprobenfehler bei der Besichtigung handelt, bestätigt der französische Autor Bruno PHALIP [91] in seinem Werk über auvergnatische Kirchen, wenn er anmerkt, dass eindeutig religiöse bauplastische Motive als selten in der Auvergne gelten dürfen – und das bei einer Anzahl von 250 romanischen Kirchen!

Da Kulträume üblicherweise mit ihren bildlichen Darstellungen die Religion zu repräsentieren pflegen, der sie gewidmet sind, stellt sich die Frage, um welchen Kult es sich hier handelt: Wer ist gemeint in diesen Gebäuden des 11. und 12. Jhs. (bzw. des realen ↄ8. Und ↄ9. Jh. n. Chr.), wo die üblichen dreieinigen Hauptgötter fehlen, wo es keine Gottesmutter, Verkündigungs- oder Kreuzigungsszene gibt, wo die Heiligen fehlen und Verkörperungen aus Altem und Neuem Testament?

Eine fremde Welt

Vielleicht werden wir klüger und finden Antworten, wenn wir Details betrachten. Daher sei ein Ausschnitt aus der Fülle der Skurrilitäten auvergnatisch-romanischer Bauplastik in diesen "Kirchen" präsentiert.

Da finden sich z.B. *Bewaffnete,* wie in Riom-ès-Montagnes und Orcival (Abb. 11, 12) – *Köpfe inmitten von Laubwerk* wie in Brioude oder Mozac (Abb. 13, 14) – *Fischmenschen* und *Sirenen* wie in Menet, Brioude und Le Puy (Abb. 15) – *Kentauren* wie in Brioude (Abb. 16) – *Vögel und Tiere,* die gemeinsam aus Kelchen trinken wie in Trizac und Mozac (Abb. 17) – *Köpfe,* aus deren Mündern *Bänder* laufen (Abb. 18, 19), wie in Salers, Brioude und

Abb. 11: Ritter auf einem Kapitell der Wallfahrtskirche von Orcival / Abb. 12: Bewaffnete auf einem Kapitell von St-Amable in Riom [Fotos: G. Anwander]

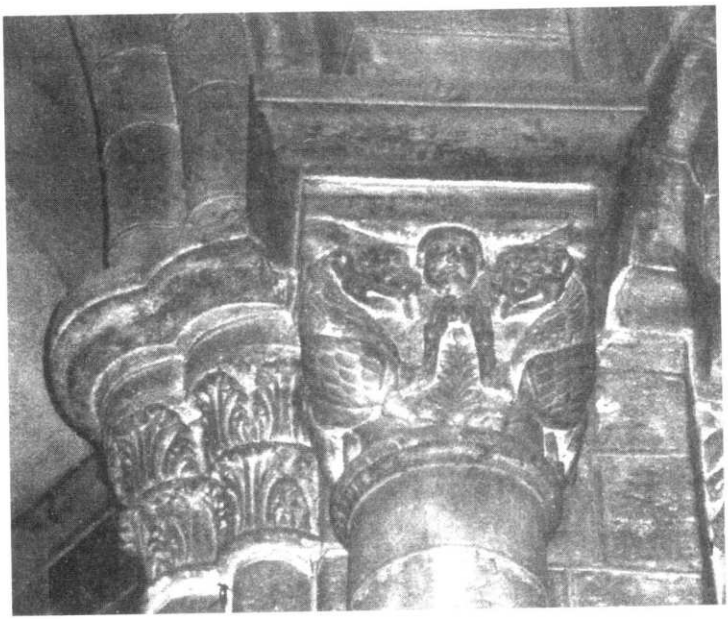


Abb. 13: Fabelwesen auf einem Kapitell von St-Julien in Brioude [Foto: G. Anwander] / Abb. 14: Bärtiger in einem 'korinthischem' Kapitell von St-Pierre in Mozac [art-roman]

Abb. 15: Sirene, St-Julien in Brioude, der größten romanischen Kirche in der Auvergne [art-roman] / Abb. 16: Kentaur auf Kapitellen, ebd. [Foto: G. Anwander] / Abb. 17: Aus Kelch trinkende Greife von St-Pierre in Mozac. [art-roman]

Abb. 18 / 19: Männerköpfe, aus deren Mündern Flechtwerk rankt: Kapitelle von Salers und St-Pierre in Solignac [Fotos: G. Anwander]

Fabelhaftes Getier: Abb. 20: Doppelleibige Bestie von St-Julienne in Brioude / Abb. 21: Basilisk, ebd. / Abb. 22: Antithetische Greife von St-Pierre in Mozac
[Fotos: art-roman]

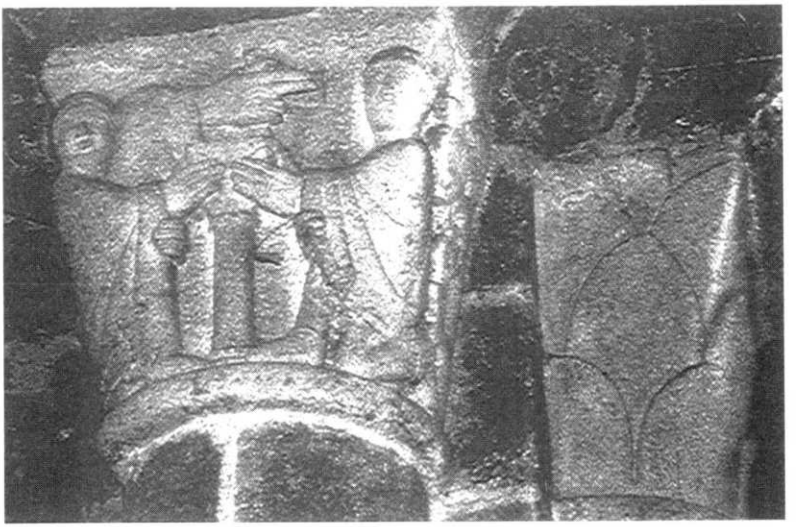


Abb. 23: Panflöten spielende Esel (?) von St-Julien in Brioude [art-roman] /
Abb. 24: Rätselhafter Säulenkult, Kapitell von Trizac [Foto: G. Anwander]

Solignac – gefiederte *Fabelwesen* wie in Brioude und Mozac (Abb. 20-22) – *Tiere* (Esel?), die auf Panflöten spielen (Abb. 23), und zahlreiche *unidentifizierbare Gestalten* auf Kapitellen oder Sparren (Abb. 24-27), wie in Riom-ès-Montagnes, Anglards-de-Salers, Trizac, Cistrières, St-Paul-de-Salers, Jousous-Monjou – die Beispiele ließen sich nahezu beliebig fortsetzen. Vor Ort fühlt sich der Betrachter in einer anderen Welt, besonders wenn dann noch Obszönitäten auftauchen, wie der von uns so genannte "A...beißer", prägnant ausgeführt als Sparrenfiguren in Mauriac und Moussages.

Stilmischmasch

Neben der vielfältigen Motivik findet sich auch eine vielfältige Stilistik, etwa in St-Julien, *Brioude,* dieser rätselhaften Kirche: Da ist ein hervorragend gearbeiteter, porträthaft klassisch anmutender, doppelschwänziger Fischmensch, der aus der Römerzeit kommen könnte (wenn er nicht im 19. oder 20. Jh. von einem ambitionierten Bildhauer neu geschaffen wurde); dort findet sich eine Sirene, vielleicht von einem minder guten Bildhauer nach dem Vorbild des ersten Werkes gefertigt; die Dimensionen sind hier flacher und statischer. Einen anderen Stil zeigen wieder die musizierenden Esel (Abb. 23), eher schlichen Stil zeigt das Kapitell mit den Frauen am Grabe. Wurde zuerst ein römisches Kapitell aus einem zerfallenen Tempel wiederverwendet oder kopiert? Oder war zuerst die schlichte Christlichkeit vorhanden, die zwischendurch von römisch-klassischen und heidnischen Bemühungen abgelöst wurde, bevor wieder christliche Arbeiten dominierten? Fragen, die nicht geklärt werden können, bevor nicht sorgfältige Untersuchungen vor Ort stattgefunden haben und publiziert sind.

Zwei Deutungsversuche

Sucht man bei der Deutung dieser nicht-christlichen Bilderwelt Hilfe in der Kunstwissenschaft, stellt man fest, dass diese sich damit schwer tut. Selbst neue, sorgfältig ausgearbeitete und umfangreiche Arbeiten, wie die Dissertation über die – den auvergnatischen vergleichbare – romanische Kirche und Plastik von Anzy-le-Duc im Burgund von HAMANN, kommen über erste Ansätze nicht hinaus, bemerken aber immerhin den überwiegend unchristlichen Inhalt und sehen Vorbilder in der Antike [160 f.]:

> "Bezeichnend ist, daß keine [!] der Darstellungen einen religiösen Inhalt zu haben scheint, im Gegenteil: Die Fabelwesen, oder eine Konsole (*Südseite unten 23),* die möglicherweise eine sexuelle Konnotation besitzt, scheinen einer rein profanen Vorstellungswelt entsprungen zu sein, so wie andere - Winzer, Widderträger - aus der Beobachtung der Lebenswelt resultieren. Der Winzer könnte jedoch auch die Adaption der Darstellung

Rätselhaftes und Obszönes: Abb. 25: Saint-Amable in Riom-ès-Montagnes / Abb. 26: Sparrenköpfe von Cistrières / Abb. 27: A...beißer von Moussages [Fotos: G. Anwander].

des Septembers aus einem Monatszyklus sein. Nur in einem Beispiel, dem 'Dornauszieher', läßt sich ein direktes Vorbild benennen, die auch im Mittelalter hochberühmte und kopierte Statuette des 1. Jahrhunderts v. Chr. (Rom, Konservatorenpalast), die in christlichem Zusammenhang als Priapus, Götzenbild oder Sinnbild der Luxuria interpretiert wurde, aber auch neutral besetzt sein konnte, denn mitunter erscheint der 'Spinario' unter den Monatsarbeitern als Symbol des März oder als Jüngling bei der Darstellung der Drei Lebensalter. Für jede dieser Deutungen fehlt in Anzy ein konkreter Hinweis, vielmehr scheint es sich um eine rein formale Übernahme zu handeln. Möglicherweise befand sich eine kleine provinzialrömische Bronze- oder Terakottafigur, wie sie aus verschiedenen Teilen des ehemaligen Römischen Reiches, insbesondere aus Gallien bekannt ist, im Besitz der Werkstatt und diente als Modell. Auch an anderen Konsolen läßt sich ein antikes Vorbild erahnen, so bei den an antike Brunnenfiguren erinnernden Masken, andere wiederum mögen ohne jedes Vorbild sein, der bildhauerischen Phantasie direkt entstammen. Insgesamt haben sie alle nichts [!] mit dem monastischen Umfeld ihres Anbringungsortes zu tun, vielmehr handelt es sich um Werke, die die hochmittelalterliche Laienkultur spiegeln, und denen möglicherweise Fabeln oder Erzählungen zugrunde liegen, die uns heute unbekannt sind."

Typisch scheint uns zu sein, dass es trotz der offensichtlichen Tatsache des Nichtvorhandenseins irgendwelcher christlicher Motive selten gewagt wird, die Christlichkeit der gesamten Anlage zu hinterfragen. Innerhalb der *Zeitensprünge* hat Illig die Frage [1996, 463] für die Krönungskirche der Lombarden in Pavia gestellt und ein Jahr später konkretisiert [1997, 256]; es folgten R. Zuberbühler [1997], F. Siepe [1998] und der Autor dieser Zeilen. 1998 hat P. C. Martin das 'heidnische Christentum' anhand mittelitalienischer Kirchen, insbesondere der Taufkirche von Pius II. bei seinem Vortrag in Leonberg demonstriert [vgl. Illig 1998, 178].

Auch die Autorin eines Werkes, das sich in jüngerer Zeit mit Motiven romanischer Bildwerke beschäftigt hat, kommt zu dem Schluss, dass diese nicht christlich, sondern antiken und sogar vorantiken Ursprungs sind, aber dabei bleibt es. In ihrem Werk über die romanischen Malereien (11./12. Jh.) von St. Jakob im Südtiroler Kastelaz bei Tramin findet Ursula Düriegl folgende uns zum Teil schon bekannte Fabelwesen: Atlanten, Manticora (Abb. 28), Kentaur, Fischmensch, Blemmier, Kynokephalos, Sirene, Fischreiter, Skiapode, Vogelfrau und Ziegenfisch.

Beispielsweise wird die Manticora als ein fabelhaftes Tier aus Indien beschrieben, das auch Aristoteles kannte: Es hat einen Stachel, läuft schnell wie ein Hirsch und ist wild wie ein Menschenfresser [Düriegl, 46 f.]. Diese Manticora findet sich in Buchmalereien und auch in Kirchen der Auvergne wie

"Manticora": Abb. 28: Darstellung in St. Jakob in Kastelaz, Südtirol / Abb. 29: Säule aus St-Pierre et St-Paul von Souvigny [Düriegl, Taf. 9, Abb. 17]

z.B. in der Abteikirche von Souvigny (Abb. 29). Nun sind Buchmalereien eindeutig Werke christlichen Inhalts; doch irgendwie haben hier diese antiken Formen Eingang gefunden.

Auch findet sich ein weiblicher Kentaur in St. Jakob, ebenso in Le Puy im Kreuzgang der Kathedrale. DÜRIEGL weist auch nach, dass Sirenen, also weibliche oder männliche Fischwesen bereits auf einem assyrischen Zylinder zu finden sind; ebenso in der Johanniterkirche zu Zagosc. Und 'natürlich' finden sie sich auch in der Auvergne, wie oben ausgeführt.

Wir wissen nun, dass antike und sogar vorantike Motive hier verwendet wurden, aber was die Botschaft dieser Bildwerke ist, ob sie einem Programm unterworfen waren oder bloß beliebig angeordnet sind und was die Funktion der Bauten war, bleibt offen.

Mangelhafter Forschungsstand

Spuren, die zur Lösung des Rätsels führen könnten, finden sich z.B. in der Kirche von Jou-sous-Monjou. Hier ist neben der 'wilden' Plastik plötzlich ein unbeholfen gefertigtes christliches, besser gesagt, jüdisch-biblisches Motiv zu finden: offensichtlich die verhinderte Opferung des Isaak (Abb. 30). Ein Mensch hält einen gebückten Menschen nieder, in der anderen Hand ein Messer, eine weitere Gestalt fällt ihm in den Arm. Die Figuren wirken unbeholfen und ungelenk, sie haben die typischen Birnenköpfe, wie sie für die frühe romanische Kunst ab 1020 (↺720 n. Chr.) typisch sind. Ansonsten ist die Plastik der Kirche 'heidnisch': Es tummeln sich Flechtwerkbänder, bizarre Sparrenköpfe und anderes mehr (Abb. 31, 32). Die Qualität der christlichen Plastik ist erheblich schlechter als die der schon vorhandenen heidnischen. Waren hier plötzlich andere Künstler am Werk, oder war die Reihenfolge umgekehrt: Gab es zunächst die primitiven christlichen Anfänge mit den Birnenköpfen und später eine Nostrifizierung durch einen eher heidnischen Kult? Oder war das alles gar nicht heidnisch gedacht, sondern einfach auch mittelalterlich-abendländisch, wie die Malereien eines Hieronymus Bosch noch zeigen?

Wäre der Corpus dieser Arbeiten so gut erforscht wie z.B. Anzy-le-Duc von HAMANN, sähe man vielleicht klarer und wüsste, ob dies der Beginn einer christlichen Nostrifizierung ist oder Überbleibsel aus einer frühen Zeit oder noch etwas anderes. Die Bauzeiten der Kirche von Jou werden auf Plakaten im Kirchenraum vom 12. bis zum 15. Jh. angegeben.

Bei anderen romanischen Kirchen, die eindeutig Christliches zeigen, scheint die Abfolge klar: Werke mit christlichen Motiven sind offensichtlich nachträglich eingefügt und von deutlich anderer, auch besserer bildhauerischer Qualität als die romanisch-nichtchristlichen Werke, wie z.B. in Ydes

Abb. 30: Offenbar Darstellung der verhinderten Opferung Isaaks, wobei statt des Widders ein bewaffneter Hornbläser auftritt; in Jou-sous-Monjou [Foto: G. Anwander].

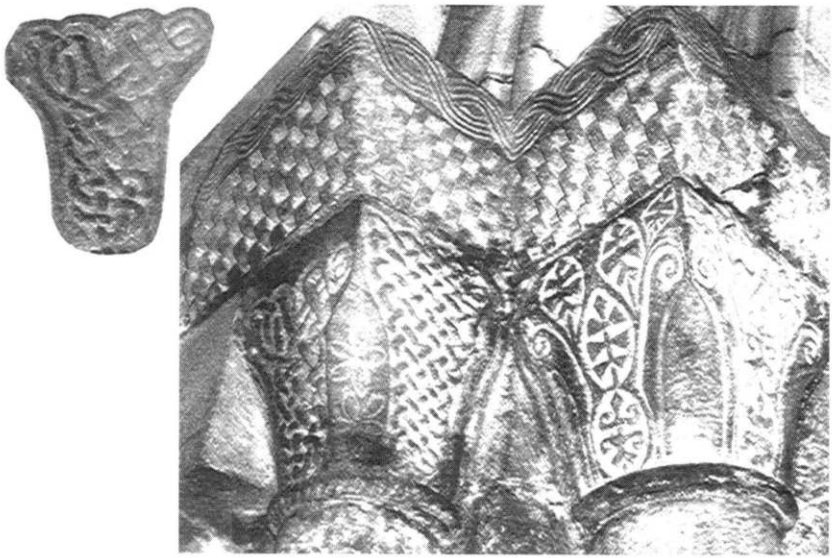


Abb. 31, 32: Kapitelle mit regulärem und verwildertem Flechtband in Jousous-Monjou / Abb. 33: 'Nichtchristliche' Kapitelle vor Verkündigungsszene in Ydes [Fotos: G. Anwander]

die altertümlichen Kapitelle (Abb. 33) vor der Verkündigungsgruppe. So ließe sich ein Szenario skizzieren: Ein früher christlicher Ansatz von Plastik wurde von einer heidnischen Phase abgelöst, die vermutlich zusammen mit den Staufern Ende des 12. Jhs. respektive im 13. Jh. ihr Ende fand, um wieder zur Christlichkeit zu finden.

Dabei mag offen bleiben, welcher christlicher Kult zuerst da war: ein arianischer, ein uns noch unbekannter Kult, doch ein nicht-christlicher Mithraskult oder der frühe, große Cocktail aus keltisch-gallisch-germanisch Antikischem? Stellte sich heraus, dass die Götter- und Fabelwesenwelt der Antike das Hauptvorbild für diese Art der Architektur und Plastik war, so könnte man in Analogie zum Begriff des Hellenismus von einem Romanismus sprechen, der insbesondere an den Rändern des römischen Reiches entstanden ist. Zieht sich doch diese Art der Architektur und Plastik vom heutigen Nordspanien (Fromista!) über Frankreich, England, Italien und Deutschland, Tschechien, Südpolen, Österreich, Ungarn und Rumänien bis hin zum Kaukasus nach Armenien; wobei wir keine Aussagen über die weiteren Anrainerstaaten des Mittelmeeres treffen können. Man darf staunen über die Einheitlichkeit der Formensprache über Tausende von Kilometern hinweg.

Nicht übersehen sollte man in diesem Zusammenhang, dass die Bauform der Basilika, die in der Romanik oft anzutreffen ist, auch eine antike war: In Griechenland war sie eine Königs-, in hellenistisch-römischer Zeit eine Markt- und Gerichtshalle. Könnte es sein, dass die Umwidmung der Basilika zum christlichen Kultbau viel später geschah und diese Gebäude zuerst eine zivile und/oder auch militärische Funktion hatten, wie die zum Teil massiven Turmbauten der Romanik vermuten lassen?

Bestätigung der Zeitverkürzung

Letztlich zu viele Fragen für eine Pilgerfahrt. Es mag gewesen sein, wie es will: Uns kommt es im Moment darauf an festzuhalten, dass die Verwendung der zahlreichen, offensichtlich antiken und vorantiken Motive ein starkes Indiz dafür ist, dass die Antike dem Mittelalter näher sein muss als herkömmlich angenommen, was der Phantomzeitthese nicht widerspricht. Denn nimmt man die übliche Zeitrechnung zur Grundlage, würden doch gut 500 bis 600 Jahre zwischen dem Abzug der Römer und den Anfängen der romanischen Architektur und Plastik liegen. Viele Gebäude dürften aber schon vor dem Rückzug entstanden sein, waren also noch erheblich älter. Ein insgesamt doch sehr langer Zeitraum, in dem auch die soliden Römerbauten trotz harten Ziegelkleinmörtels (der auch nicht immer verwendet wurde) vom Zahn der Zeit zernagt gewesen sein dürften. Die Sache sieht besser aus, wenn man nur 200 bis 300 Jahre Übergangszeit annehmen muss, indem man die Phantomzeit

streicht. Oder sollte man gar 532 Jahre streichen und den Abgang der Römer mit dem Aufgehen der Romanik verbinden ? Also Fragen, Zweifel und kaum Gewissheit am Ende einer Art von Pilgerfahrt in die – überraschenderweise – ganz andere Welt der Auvergne! Danken wir dem Fortschritt, dass er diesen abgelegenen, zauberhaften Teil Frankreichs weitgehend unzerstört ließ!

Zitierte Literatur

Adam, Ernst (1968): Vorromanik und Romanik; Frankfurt/Main

Anwander, Gerhard (2000): Von Klöstern, Karolingern und Konkordat; in: *Zeitensprünge* 12 (4) 680-709

- (2003): Wibald von Stablo - Hans Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in *Zeitensprünge* 15 (3) 518-524

- (2004) [http://lelarge.homepage.t-online.de/Faussner2.pdf; S. 10]

art-roman = http://www.art-roman.net/auvergne/auvergne.htm (eine gute Internetadresse für Objekte aus dem romanischen Frankreich)

Conques = Delmas; Claire / Fau, Jean Claude (2002): Conques; Millau

Düriegl, Ursula (2003): Die Fabelwesen von St. Jakob in Kastelaz bei Tramin. Romanische Bilderwelt antiken und vorantiken Ursprungs; Wien

Faußner, Hans Constantin (2003): Wibald von Stablo. Erster Teil; Einführung in die Problematik; Hildesheim (Erster von vier Bänden)

- (1986): Wibald von Stablo, der Trierer Dom- und Reliquienschatz und die Reichskrone; Innsbruck

Fischer = Fischer-Hachette (1986): Reiseführer Frankreich; Frankfurt/Main

Fritsche, Fabian (2004): Wikinger am Rhein - oder doch nicht? in: *Zeitensprünge* 16 (2) 347-349

Graveline, Noël u. a. (2002): Die romanischen Schätze in der Auvergne; Beaumont

Hamann, Matthias (1998): Die burgundische Prioratskirche von Anzy-le-Duc und die romanische Plastik im Brionnais; Würzburg (Dissertation)

Illig, Heribert (1996a): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf

- (1996b): Flechtwerk und Ketzertum. Langobardische Notizen II; in *Zeitensprünge* 8 (4) 448-477

- (1997): Karolingische Torhallen und das Christentum. Rings um Lorsch und Frauenchiemsee; in: *Zeitensprünge* 9 (2) 239-259

- (1998): Leonberger Spargelspitzen. Vom heurigen Treffen der Zeitensprünge; in *Zeitensprünge* 10 (2) 176-180

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelfing

Phalip, Bruno (2003): L'art roman en Auvergne. Un autre regard; Nonette

Rosenbaum, Ulrich (1990): Auvergne und Zentralmassiv; Köln

Siepe, Franz (2004): Frankenausstellung in Forchheim; in: *Zeitensprünge* 16 (2) 309-314

- (1998): Heidentum und Christentum; in *Zeitensprünge* 10 (1) 66-82

Zuberbühler, Robert (1997): Die drei Bethen und die Wochentage; in Zeitensprünge 9 (1) 31-37

Siebigs' Fund und Fried ohne Freud
Aktuelles zur Frühmittelalterdebatte und mehr

Heribert Illig

Zum Auftakt ein fair geführter Dialog

Es gab einmal eine Gruppe von Skeptikern, die sich zusammenschloss, um Aussagen zu prüfen, die ihr zu vage oder zu ungesichert schien. Sie nannten sich GWUP und gaben eine Zeitschrift *Skeptiker* heraus. Und so bemüht sich die *Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften e.V.* um die Scheidung von PSI-Spreu und wissenschaftlichem Weizen. Doch schwups, wie das so geht, wurden aus Skeptikern harte Dogmatiker, und ihr Zentrum für Wissenschaft und kritisches Denken vergaß immer öfters die Selbstkritik. Die Leser erinnern sich, dass auch die These vom erfundenen Mittelalter der Rubrik 'paranormal' zugeordnet werden sollte, was allerdings trotz Dieter B. Herrmann und Franz Krojer nicht recht gelingen wollte.

Einem aus der Redaktion wurde das dogmatisch festgelegte Spiel zu dumm; *Edgar **Wunder*** stieg aus und gründete die *Gesellschaft für Anomalistik e.V.* in Heidelberg, dazu die *Zeitschrift für Anomalistik*. Hierbei sollte von vornherein gewährleistet sein, dass konträre Stimmen zu Wort kommen können – was den GWUP-Skeptikern nicht wichtig schien, denn warum sollte man Scharlatanen auch noch Raum für eine Entgegnung einräumen?

Im aktuellen Heft [Bd. 4 (2004), Nr. 1-3, S. 192-211] stellt *Jörg **Dendl*** die Phantomzeitthese für die Anomalistiker auf den Prüfstand. Dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen – außer vielleicht der Umstand, dass der Astronom Prof. Dieter B. Herrmann in beiden Vereinen im Wissenschaftsrat sitzt. Aber das hatte diesmal keine Auswirkungen, weil Dendl seine gesamte Argumentation auf die Kalenderrechnung beschränkte, genauer gesagt, auf meine Ausführungen in *Das erfundene Mittelalter* und vier ältere Artikel, also auf den Stand von 1996 (in der mir zur Beantwortung geschickten Fassung hatte Dendl nicht einmal *Das erfundene Mittelalter* als Quelle aufgeführt). Dendl kam denn auch erneut zu dem obsoleten Schluss, dass Nicäa das Maß der Computistik vorgegeben hätte, weshalb ich irren würde. Nachdem der Kritiker beispielsweise die in der ganzen Alten Welt nachweisbare Fundarmut für die Phantomzeit ignoriert hatte, ja alle über die Kalenderproblematik hinausgehenden Fragen auf zehn Zeilen abgetan hatte, tadelte er mich:

> "Es bleibt festzuhalten, dass Illig sich bei der Betrachtung eines allzu kleinen Ausschnitts der Geschichte festhielt. Einfach zu behaupten, das Geschichtswerk Einhards sei gefälscht, und die Pfalzkapelle von Aachen

ein nicht-karolingischer Bau, reicht zur Untermauerung einer solch umstürzenden These nicht aus" [Dendl 199].

Diese retardierte Haltung war so enttäuschend, dass *Gunnar* ***Heinsohn***, zu einem Diskussionsbeitrag aufgefordert, es ablehnte, auf eine ebenso eingeschränkte wie veraltete Sicht bei einer so weit greifenden These zu reagieren. Mir blieb natürlich nichts anders übrig, als den aktuellen Stand unserer Forschungen nachzutragen und die Irrtümer aufzuklären.

Interessant war die Replik von *Franz* ***Krojer***. Er war jahrelang mein unerbittlichster Kritiker in Fragen der Astronomie (Stichwort 'Spica"); erst nach den Antwortenen von Jan Beaufort, Heinsohn und mir [3/2003] auf sein Buch *Die Präzision der Präzession* schwieg er. Nun also beteiligte er sich neuerlich, wobei ich gar nicht sicher bin, ob uns Dendls Vorabdruck nicht bereits vor dem Jahresende 2003 vorlag. Auf jeden Fall hat Krojer einen dankenswert objektiven Beitrag publiziert. Auch ihm erscheint Dendls Beitrag anachronistisch, die rasche Abqualifikation meiner These als zu kurz greifend.

> "Man muss also aus meiner Sicht einige Hürden nehmen, bevor die Phantomzeit-These an Gewicht verliert. Streng – etwa im mathematischen Sinne – widerlegbar ist sie nicht, jedoch gibt es hinreichend viele Argumente aus astronomischer Sicht, die deutlich gegen das 'erfundene Mittelalter' sprechen." [Krojer 205]

Die genannten Beispiele, wie babylonische Keilschrifttafeln, Stern- und Planetenbedeckungen durch den Mond und viele andere astronomische Ortsangaben, sind möglicherweise noch vor unserer dreifachen Replik formuliert worden. Auf jeden Fall ist Krojer mittlerweile das Urkundenfälschen im 10. bis 13. Jh. in seiner "Massenhaftigkeit" zum Problem geworden. Nach Prüfung der Argumente im 'Bayernbuch' von Anwander und mir und nach Kontakt mit dem von Faußner aufgespürten "kreativen Fälschungsatelier" kam er zu folgendem Schluss:

> "Es besteht somit ein öffentliches Interesse, dass sich Mediävisten gegenüber Laien zur fast unvorstellbaren 'Massenhaftigkeit' mittelalterlicher Fälschungen ausführlich und auch populär äußerten. Da sich eigene Positionen oft dann am besten nachvollziehen lassen, wenn sie sich in Auseinandersetzung mit dazu konträren Ansichten entwickeln, würde ich es sehr begrüßen, wenn die neuesten Bücher von Illig und Faußner einer fundierten mediävistischen Kritik unterzogen würden" [ebd.].

Zu ergänzen ist, dass *Stefan* ***Taube*** [268 ff.] in demselben anomalistischen Heft eine Rezension von Krojers Buch veröffentlicht hat. Darin empfielt mir Taube mit Nachdruck dieses Buch zur Lektüre. Deshalb gibt es doppelten Anlass, den Anomalisten mehr Aktualität zu wünschen, ist doch meine

Krojer-Rezension elf Monate früher als die von Taube erschienen (die allerdings schon vor Drucklegung ins Internet gestellt worden ist).

Auch *Uwe* ***Topper*** als dritter Diskutant bleibt streng beim Thema und bemängelt, dass Dendl gar nichts für oder gegen den im Titel angesprochenen Karl den Großen vorbringe, sondern sich fast ausschließlich auf die Kalenderreform des Jahres 1582 und das Konzil von Nicäa beziehe. Er gibt hierzu interessante Erläuterungen, gerade auch zu den Jahreszahlen in spanischer ERA-Rechnung und Inkarnationszählung, bei denen nach seiner Auffassung Jahrespakete verwendet wurden,

> "die einen mystischen (zuweilen 'kabbalistischen') Sinn erfüllen. Ein solches Paket bilden die 297 Jahre, die als 'Phantomzeitraum' von Heribert Illig erkannt wurden" [Topper 208].

Er bekräftigt daraufhin noch einmal den eigenen Grundgedanken und den von Kammeier:

> "Es handelt sich demnach um Spiegelfechterei innerhalb des autobiographischen Romans, den sich die Kirche in der Renaissance schuf. Dabei ist der Gedanke noch einmal hervorzuheben, dass mit der Neufestlegung des Frühlingsbeginns (21. März) in bezug auf einen 'historisch' verankerten Zeitpunkt (Nicäa), der von der Kirche postulierte Zeitabstand [von ein oder mehren 'Paketen' à 297 Jahren; H.I.] abgesichert wurde" [Topper 210].

Während Krojer von den Mediävisten verlangt, dass sie endlich zur Fälscherei des Mittelalters wirklich Stellung nehmen (was Johannes Fried, siehe unten, versucht hat) sieht Topper "vor allem archäologische" Forschungsergebnisse vonnöten, dazu wirklich naturwissenschaftliche Datierungsmethoden, die es bislang nicht gibt. Selbstverständlich braucht es all diese Anstrengungen, um hier voranzukommen. Doch bleibt uns die nüchterne Erkenntnis: Nachdem es bei den Mediävisten noch kein Problembewusstsein gibt, suchen sie nicht nach Lösungen, sondern stecken den Kopf in den Sand.

Linz wie die Wikinger ohne Phantomzeit

Martin Ebner sah den direkten Weg von der Bonner Wikingerausstellung zur Phantomzeitthese, allzu erbärmlich erschien ihm der 'Beweis' für die Wikingerheimsuchungen auf heute deutschem Gebiet und die offizielle Begründung für sein Fehlen: "Sie kamen, um zu nehmen und nicht, um zu geben." Dass Dorestad bei Utrecht überfallen wurde, erstaunt keinen Kenner.

> "'Erstaunlich hingegen ist, dass die Angreifer fast jedes Jahr wiederkamen. Allein zwischen 834 und 837 wurde Dorestad viermal zerstört und viermal erholte sich die Stadt innerhalb kurzer Zeit (während des Winters) und war so weit wieder hergestellt, dass sie für die Wikinger erneut eine lohnende Beute darstellte.' Erstaunlich ist vor allem, dass man so etwas in

einem Katalog schreiben kann, ohne daran etwas faul zu finden. Zumindest verwundert, dass nichts über etwaige Brandschichten in Dorestad, einer der größten archäologischen Ausgrabungen des 20. Jahrhunderts, zu erfahren ist. [...]

Der einzige unzweideutige Beleg für Wikinger im Rheinland sind und bleiben also die Chroniken des Mittelalters, die über blutrünstige Banditen aus dem Norden jammern. Kein frommer Museumsbesucher wird an der Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser zweifeln: Kleriker, die stolz sind auf den Besitz der 'Sandale Christi' (im Kloster Prüm) und zuweilen auch von feuerspeienden Drachen berichten. Aber ob man mit solchen Zeugen vor Gericht durchkäme?

Die Bonner Ausstellung und ihr Katalog sind außerordentlich interessant und witzig. Jedenfalls, wenn man ein gesundes Misstrauen mitbringt und dazu die Wikinger-Kapitel in den Büchern von Heribert Illig liest" [Ebner].

Da fällt die Überleitung zu einer Festschrift leicht, hat doch Jubilar Fritz Mayrhofer Theorien korrigiert, denen zu Folge es eine Wik-Bezeichnung der Stadt Linz gegeben hätte (Altenwik - Altengwik - Bivium). So berichtet uns der Archäologe und Museumsleiter *Willibald* ***Katzinger*** in seinem Festschriftbeitrag. Der musste 1998/99 den Gedanken an eine Ausstellung *Vom Ursprung der Städte* im Frühmittelalter aufgeben:

"Eine solche hat sich aufgrund des absoluten Mangels an originalen Schauobjekten als nicht durchführbar erwiesen. Im Nachhinein betrachtet ist der Plan zur Ausstellung sogar als reichlich naiv zu betrachten, war doch die Fundleere zur fraglichen Epoche schon vorher bekannt" [Katzinger 328].

Er referiert im Weiteren vielfache Schwächen der Überlieferung – zu Handel, möglichst langer Geschichte, Heiligenlegenden, Urkunden(-büchern), Biographien – und zeigt, wie erfindungsreich die Kommentatoren Urkundenschwächen entschärfen, obwohl noch in Unkenntnis von Frieds Memorik (s. S. 625). Es geht dabei um die älteste Nennung von Linz im Jahre 799, erhalten in einer Abschrift aus dem 9. Jh. Da aus einer 'Korrektur' die nächste zwingend hervorgeht, zogen die 'Entschlüsseler' Vergleiche mit einer kirchlichen Neustrukturierung der neu erworbenen Avarica und folgerten,

"dass es bei der St. Pöltner 'Synode' von 799 um ähnliche Probleme gegangen sein muss und dass dabei ähnlich wie für die neu gewonnen[en] Gebiete Salzburgs in Pannonien von Bischof Waltrich ein Chorbischof eingesetzt worden wäre, aber eben nördlich der Alpen.

Abgesehen davon, dass für 799 keine Synode nachgewiesen ist, dass – wenn denn eine stattgefunden hätte – ob in St. Pölten oder anderswo, von einer Neuordnung der Avarica nirgends die Rede ist, auch in anderen

Quellen kennen wir keinen Chorbischof und wissen auch nicht, für welches Gebiet er zuständig gewesen sein sollte. Doch damit noch nicht genug! [...]

Von einer auf Anregung Ernst Klebels von einem Historiker des 20. Jahrhunderts hinzugefügten Ergänzung *synodus ibi* schließt ein zweiter, den ersten überbietend, sogar auf ein Königsbotengericht, welches offensichtlich nicht von Königsboten, sondern – die Institution der Königsboten ad absurdum führend – vom Präfekten Bayerns selbst abgehalten wurde, dem damit eine königgleiche Stellung eingeräumt wird, die wiederum ganz und gar nicht in das politische Konzept König Karls d. Großen passte, sonst hätte er nach dem Sturz Tassilos III. in Bayern ja wieder einen Herzog einsetzen können. Überflüssig zu erwähnen, dass von alldem nichts in der Urkunde steht!" [ebd., 332]

Von den drei weiteren Nennungen von Linz im 9. Jh. ist die von 823 eine Fälschung aus dem 13. Jh., die von 821 gilt als unverdächtig, die von ca. 850 blieb unbeanstandet. Dazu kommt die Linzer Martinskirche, deren Form, Zweck und Alter jedoch von den Archäologen bislang nicht aufgeklärt werden konnte; ihre frühe Datierung bezieht sie von ihren Flechtwerksteinen.

"Mehr wissen wir zur Frühgeschichte von Linz im 8. und 9. Jahrhundert nicht, wenn wir von der Maut zu Tabersheim absehen und auf Rückschlüsse aus der Raffelstetter Zollordnung verzichten" [ebd., 337].

Katzinger stellt als Erklärungsmöglichkeit die Frühmittelaltererfindung vor und resümiert:

"Vielleicht käme man mit der Phantomzeitthese auch den Menschen von Linz-Zizlau näher auf die Spur, die aus der Sicht der Archäologie um 700 spurlos verschwunden sind und urkundlich erst im 12. Jahrhundert wieder auftauchen" [ebd., 340].

Es geht hier weder um die zwingende Richtigkeit unserer bislang angestellten Überlegungen, noch um das Aufplustern von scheinbar kleinen Unstimmigkeiten innerhalb der Diplomatik wie der Mediävistik ingesamt oder auch um das Kleinreden von rätselhaften Unstimmigkeiten im Gebälk des Theoriegebäudes, sondern um die stete Suche nach besserem Verständnis. Deshalb schreibt Katzinger im letzten Absatz seiner Arbeit:

"Selbstverständlich lassen sich auch alle übrigen zuletzt gebrachten Überlegungen aus den vorhandenen Quellen und Überresten nicht beweisen. Das liegt auch gar nicht in der Absicht des vorliegenden Beitrages. Vielmehr sollte nur gezeigt werden, dass alles auch ganz anders gewesen sein könnte und dass die Frühmittelalterforschung gut beraten wäre, wenn sie für dieses 'Andere' offen bliebe" [ebd. 340].

Siebigs' Buch zum Aachener Dom

Hans-Karl Siebigs (2004): *Der Zentralbau des Domes zu Aachen – Unerforschtes und Ungewisses;* Worms [abgekürzt mit = S.]

Siebigs war von 1983 bis 1998 Dombaumeister zu Aachen und kennt wie kein anderer Lebender den Bau von innen und außen. Insofern ist es höchst verdienstvoll, dass er versucht hat, Licht in die vielen Ungereimtheiten zu bringen, die diesen Bau umranken. Insbesonders beunruhigt hat ihn, dass im Lauf seiner Tätigkeit der Umfang der bauhistorischen und bautechnischen Rätsel eher größer als kleiner wurde [S. 7].

> "Hier sollen vormehmlich einige technische Probleme angesprochen werden, wobei zwischen Lebende und geschichtlicher Realität, zwischen Spekulation und Nachweisbarem unterschieden werden soll. Manches wird für immer ungeklärt bleiben müssen, weil die archäologischen Beweise zerstört wurden oder keine entsprechenden Dokumente gefunden wurden. Man wird sich damit abfinden müssen" [S. 8].

Nicht damit abfinden sollte man sich damit, dass so viele Forschungen des 20. Jhs. nicht oder nur ganz ungenügend dokumentiert bzw. nicht ausgewertet worden sind und dass wissenschaftliche Schlusfolgerungen weitgehend unterblieben [S. Umschlag]. Bei einer so wissenschaftsfernen Verhaltensweise kann dieser Bau nicht entschleiert werden. Es ist auch nicht ermutigend, dass trotz eines exorbitanten Schrifttums – Siebigs listet an die 1.000 Titel auf – so wenig Konzises bekannt ist. Der einstige Dombaumeister musste in der Flut schier ertrinken; sein Verlag hat derweil nicht bemerkt, dass der Buchtitel nur den karolingischen Zentralbau anspricht, während der Text zur Hälfte die baugeschichtliche Entwicklung nach der Zeit Karls des Großen behandelt. Ein Register fehlt leider; dem steht die reiche Fülle der über 200 Abbildungen und Pläne gegenüber.

Ausgeklammert werden von mir die Passagen zur vorkarolingische Zeit, auf die Siebigs bis zurück in vorrömische Zeit eingeht. Wie im letzten Bulletin ausgeführt, obliegt es zunächst den Spezialisten, Argumente für oder gegen Volker Hoffmanns These zu finden, nach der es sich hier um einen Bau des frühen 6. Jhs. handelt. Wir warten ab, ob sie in absehbarer Zeit zu einer Meinung finden.

Hoffmanns These konnte Siebigs nicht kennen, wohl aber die These, dass es sich hier um einen deutlich jüngeren Bau handelt. Sie muss ihm so abwegig vorgekommen sein, dass er sie nicht einmal ansatzweise richtig wiedergeben kann – und das auch nur in der 751. und damit fünftletzten Fußnote:

> "Die zweifelsohne vorhandene Ähnlichkeit zwischen Aachen und Ravenna scheint dazu verführt zu haben, dass man an dem um 800 unbedeutenden Platz Aachen ein originales Kunstwerk, einen Urbau, wie man zu

> sagen pflegt, nicht wahr haben wollte und diesen deshalb kurzerhand als eine Art Plagiat einstufte. Es ist eigenartig, dass man im Gegensatz zu Aachen nie die Frage nach den Vorbildern des Kölner Doms oder von St. Gereon in Köln gefragt hat. Auf der gleichen Linie liegen die Argumente derer, die Karl den Großen als Erfinder [sic] der Historiker bezeichnen und den Aachener Bau als Werk des hohen Mittelalters, wobei sie sich inkonsequenterweise der Ansicht von G. Carnevale anschließen, wonach das 'echte' Aachen in den italienischen Marken lag und das deutsche Aachen erst von Barbarossa gegründet worden sei" [S. 212].

Abgesehen von dem luziden Verschreiber, der den großen Karl auch noch zum Erfinder der Historiker macht und abgesehen von dem Fehlurteil, man habe nie nach den französischen Vorbildern des gotischen Kölner Doms gesucht oder nie die Ähnlichkeit des frühromanischen Dombaus VIII mit dem Klosterplan St. Gallen gesehen – was führt zu einem solchen Missverständnis, zu dieser Vermengung von Carnevales Gedanken mit den meinen?

Giovanni Carnevale [1996] sieht um 800 das Zentrum des Reiches nahe Macerata in den Marken – lediglich belegt durch zwei romanische Kirchen des 11. Jhs., die er auf 800 veraltet –, so dass es unter Barbarossa einer tatsächlichen *translatio imperii* bedurft hätte, um nach Aachen und zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zu finden. Der Gedanke einer Epochenkürzung war weder Carnevale noch Siebigs zugänglich, ein Bautermin für Aachen um 1100 [S. 192, Fn. 231] und damit deutlich vor Barbarossa einfach unvorstellbar. Ohne Skrupel schließt sich jedoch Siebigs der Meinung Carnevales an, dass nahe Macerata zwei romanische Kirchen karolingisiert werden müssten: San Claudio al Chienti und S. Vittore alle Chiuse [S. 180 f.] – doch diese willkürliche Veralterung ist nicht durchhaltbar. Und ich habe mich dagegen verwahrt, das 'echte' Aachen der Zeit um 800 in den Marken zu suchen [Illig 1996b, 304]. Wieso bräuchte es während der Phantomzeit eine Alternative zu Aachen?

Immerhin bringt Siebigs zwei Korrekturen [S. 193, Fn. 258] zum *Erfundenen Mittelalter*. Dort [256] wird eine Äußerung von Kreusch fälschlich Huyskens zugeschrieben, und die Verbindung von Eisenankern mit Splinten betrifft nicht das Oktogon, sondern die Chorpfeiler. Mein Hinweis, die Kuppel bestehe aus schwerem Haustein, wird als "unsinnig" und als meine "Erfindung" gebrandmarkt, weil man für Gewölbekonstruktionen leichte Materialien benutze [S. 192, Fn. 231]. So ist es, und deshalb sind Hausteine im Vergleich mit Tonamphoren, wie sie Siebigs auf derselben Seite anspricht, tatsächlich schwer. Meine angebliche "Erfindung" geht auf A. Haupt zurück, der in wilhelminischer Zeit die Kuppel ohne Mosaiken sah und davon sprach, dass die Kuppel nicht unbedingt ganz aus Oolith, sondern zum größeren Teil wohl aus Tuffquadern errichtet worden sei [vgl. Illig 1996b, 28].

Schon Baurat Cremer sprach 1870 eindeutig davon, dass an der Unterseite vermauerte Steine zu sehen waren [S. 54]. Aber die Kuppel darf offenbar trotz dieser Beobachtungen seit einigen Jahren nicht mehr aus Stein gewölbt sein. Weil die Oberseite nach einem alten Photo aus Opus caementitium bestehen könnte, bietet Siebigs verschiedene Varianten an: Es

> "bleibt natürlich die Frage, ob die Kalksintersteine an der Unterseite nicht eine Art 'verlorener Schalung' bildeten, über der dann eine dicke Schicht *opus caementitium* lag, die bis in die Zwickel hineinging. F. Kreusch hat angenommen, dass das Kuppelgewölbe von der Höhe des schmalen Gesimsbandes an aufwärts aus Kalksintersteinen bestand, wie auch das Mauerwerk des Tambours. Er folgerte, dass sich der Mörtel mit diesen Steinen so gut verbindet ('verkrallt'), dass das Mauerwerk 'Monolith-Charakter' annimmt Damit wäre eine ähnliche Wirkung erzielt worden, wie beim *opus caementitium*" [S. 54]
>
> "Man kann nur vermuten, dass Kalksintersteine verwendet wurden, vielleicht kombiniert mit opus caementitium"[S. 192, Fn. 233].
>
> "Schließlich müsste geklärt werden, ob die Kuppel in ihrer gesamten Dicke aus Kalksinter oder aus anderen Materialien besteht" [S. 192, Fn. 235].

Es ist daran zu erinnern, dass auch Sven Schütte nichts mehr von einer steingewölbten Kuppel wissen wollte [vgl. Illig 2004a, 90]. Leider verdrängen beide Kenner den Umstand, dass es seit zwei Jahren eine Röntgenuntersuchung gibt, die nicht nur eindeutig Steine zeigt, sondern sogar Störungen in ihrem Gefüge aufdeckt [Patitz/Illich 2002; vgl. Illig 2003, 398]. Wenn gleichwohl Opus caementitium erhofft und ersehnt wird, dann geschieht das vielleicht aus Angst vor meiner Argumentation. (Und was kann Illich als einer der beiden Radarspezialisten dafür, dass er sich so schreibt, wie man Illig in Aachen spricht?). Dazu passte, dass Siebigs in Bezug auf dendrochronologische Datierung auf dem Stand von 1997 verharrt und den jüngeren Befund der Undatierbarkeit des hölzernen Rinagankerrestes ignoriert [vgl. Illig 2000, 479 f.]. Mittlerweile ist daraus für die Karlsverweser eine unangenehme Zwickmühle geworden, denn Opus caementitium verwiese natürlich nicht auf die Karolinger, sondern vielmehr in römische Zeiten, womit der Bau über Volker Herrmann bis 510 oder sogar noch weiter zurück veraltet werden müsste. Siebigs [192, Fn. 231] gibt gewissermaßen – ein Euphemismus bei so wenig einschlägigem Text – eine abschließende Einschätzung:

> "Wenn Illig weiter behauptet [...], dass die Aachener Kuppel wegen der Gewölbe im Dom zu Speyer in die Zeit nach 1080 zu datieren sei, liegt dafür kein technischer Grund vor."

Der einstige Dombaumeister hätte es wirklich besser wissen können, zumal er den 'Vorläuferbau' S. Vitale in Ravenna nicht gelten lässt (s.u.). Aber wir

wollen nicht nur nörgeln, sondern eine Korrektur in eigener Sache bringen. Im letzten Heft [Niemitz/Illig 273] war davon die Rede, der Schlussstein des Oktogongewölbes sei gegossen worden. Tatsächlich hat Volker Hoffmann das kleine Kuppelgewölbe eines Treppenturms im Westbau gemeint.

Seltsam ist weiterhin, dass Siebigs als Auffinder eines kleinen, gewölbten Raumes im Untergrund des 16-Ecks gefeiert wurde [vgl. Illig 2004b, 258], als sein Buch in Aachen vorgestellt worden ist. Als unter Siebigs Leitung dieser Hohlraum inspiziert wurde, fand sich eine alte Flasche mit einem Zettel,

> "der angab, dass der bis dahin angeblich nicht bekannte Hohlraum von den Herren L. Hugot und Sauer entdeckt worden sei. Diese hätten den Dombaumeister F. Kreusch und den Custos Prälat Stephany darüber informiert und dann die Öffnung wieder vermauern lassen" [S. 98].

Genug der Kritik. Denn Siebigs zeigt auf vielfältige Weise das "Unerforschte und Ungewisse", wie es der Untertitel benennt. So bezieht er Stellung gegen das "Vorbild" in Ravenna:

> "Außer der allgemeinen Zentralform hat S. Vitale gar keine Ähnlichkeit mit Aachen [...] Und vor allem ist das Gewölbesystem ein völlig anderes" [S. 39].

Interessant ist seine Bewertung der eisernen Ringanker, denen zwei Kapitel gewidmet sind.

> "1. Oktogon. Zustand der Ringverankerung nicht bekannt. Funktionsfähigkeit fraglich.
> 2. 16-Eck, Zustand der Ringverankerung teilweise bekannt, nicht mehr funktionsfähig.
> 3. Chorhalle. Neue Ringverankerung funktionsfähig, aber kein Anschluss an Oktogon.
> 4. Westbau. Verankerungen nicht bekannt" [S. 178].

Ohne Augenschein hatte ich gemutmaßt, dass diese Armierung im Grunde gar nicht zwingend nötig war, sondern nur der Vorsicht gedient habe [Illig 1996b, 256]. Nachdem die Verankerung des 16-Ecks sowohl über der Wolfstür als auch beim Übergang zum gotischen Hochchor beseitigt worden ist und die Kuppel keinen Schub auf die Schräggewölbe der Empore leitet, wird es immer rätselhafter, wie dieser Bau die Jahrhunderte überdauert.

Interessant ist der Hinweis auf das Grab Ottos III., das 1002 noch nicht in diesen Bau eingetieft werden konnte, so meine Datierung Bestand hat.

> "Nirgends wird begründet, warum das Grab Ottos [III.], das angeblich vorher am Ostrand des karolingischen Chörchens gelegen haben soll, in die Mitte der Chorhalle verlegt wurde. Aber nicht nur der Grund für die Translation ist mysteriös, sondern auch das, was über dessen späteren Verbleib geschrieben wurde" [S. 142].

Zur Bestattung des großen Karls hat Siebigs seine eigene, nicht überaus respektvolle Meinung:

"Erst Barbarossa hatte die Gebeine Karls angeblich wiedergefunden und sie in einen Schrein gelegt" [S. 199].

"Wir wissen also nicht, woher der Sarkophag kam, wann er nach Aachen kam und ob bzw. wann Karl in ihm gelegen hat. Als sicher gilt, dass Barbarossa 1165 die Gebeine Karls, oder was man damals dafür hielt, aus dem Proserpinasarkophag erheben ließ" [S. 87].

Wir wollen mit einer Einschätzung durch Siebigs überleiten zu Schütte.

"Wir kennen nicht die Motive, die Karl zu diesem Bau veranlassten. Wir wissen nichts Sicheres über die Entwurfsverfasser und Ausführenden. Wir wissen nur wenig über die ursprüngliche Innenausstattung und gar nichts über die äußere Gestaltung. Es ist müßig danach zu forschen, weshalb Karl seinen Bau in so abseitiger Lage an einer sumpfigen Stelle in den unerschlossenen Ausläufern des Eifel-Ardennengebirges errichten ließ. Die Quellen schweigen darüber. Spätere Erklärungen hierzu sind ausnahmslos spekulativ" [S. 180].

Schütte als Karlsretter im erdbebenbedrohten Aachen

Einmal mehr hat sich Sven Schütte zu Wort gemeldet. Im Westdeutschen Rundfunk [i.W. Stellpflug] ging es am 2. 8. um ein zunächst ***Kölner*** Problem, nämlich um das unterm Rathaus ausgegrabene ***Praetorium***, einen riesigen Bau, der sich etwa 180 m am Rhein hinzog und vom Ufer weg rund 200 m erstreckte. Die Archäologen haben ab +40 vier Bauphasen festgestellt, vermuten aber eine noch ältere. Diesen Bau dürften später auch die Franken benutzt haben, was bislang noch durch nichts bewiesen ist. Für Schütte ist allerdings gesichert, dass in diesem Gebäude unter den merowingischen Königen und fränkischen Hofverwaltern Macht ausgeübt worden ist. Warum aber zog dann Karl der Große gegen 790 nach Aachen in die finsterste Provinz?

Zunächst stellte Schütte klar, dass Köln gegen jede publizierte archäologische Evidenz Völkerwanderung und Frankenzeit gut überstanden habe. Köln sei keine anarchische Siedlung mit Kappesfeldern im Stadtgebiet geworden, wie man noch vor zehn Jahren lesen konnte:

"Dieses Bild hat sich inzwischen durch die Archäologie gründlich gewandelt, wir wissen, dass Köln eine durchaus städtische Kontinuität hat, die Stadtmauer ist nicht als Steinbruch verwendet worden, es ist offensichtlich so, dass das städtische Leben zwar sich reduziert, aber es gibt die Stadt noch vollständig und funktionsfähig, wenn auch vielleicht nicht mehr mit ihren Institutionen" [Stellpflug].

Wenn es denn so gewesen wäre, bräuchte Karls Abzug einen triftigen Grund.

Dem glaubt man jetzt im Praetorium auf die Spur gekommen zu sein. Die dort schon länger festgestellten Setzungsschäden sieht man nun als Erschütterungsschäden durch ein Erdbeben. Das diagnostizierte mit Klaus Günther Hinzen der Leiter der Erdbebenstation Bensberg. Er legte das Epizentrum 20 km westlich von Köln im Erftsprungsystem fest. Und weil im historischen Erdbebenkatalog für Deutschland und angrenzende Gebiete

> "um die Zeit 800 herum oder gerade für die Jahre nach 800 eine auffällige Häufung von Beben im Katalog vorhanden ist, bei dem auch immer wieder das Rheinland und insbesondere Aachen erwähnt wird"[ebd.],

schließt Sven Schütte messerscharf, dass Karl wegen eines Bebens, das das Praetorium beschädigte, in eine sumpfige Stelle des besonders erdbebenbedrohten Aachen ausgewichen sei. Aus der Wolke seiner Mutmaßungen lässt sich allein als gesichert festhalten, dass der Aachener Zentralbau auf einem starken Fundament von 5 Metern Tiefe steht. Schütte schwächt jedoch sein eigenes Argument, indem er auf die Fundamente des Kölner Doms verweist.

Der dortige Bau VII kam noch ohne tiefgreifende Fundamentierung aus; Bau VIII bekam dann ein solides, bis sechs Meter hinabreichendes Fundament, wobei die Hanglage zu berücksichtigen ist. Ihn wollte man früher als Bau von Bischof Hildebold († 818) sehen; seitdem wird diskutiert, ob er dem späten 9. oder dem 10. Jh. angehört. Auf jeden Fall wird Erzbischof Bruno (953–965) der Bau von zwei Seitenschiffen zugeschrieben [Wolff 186 f.]. Doch ab dieser Zeit bekamen immer mehr Kirchen immer tiefere Fundamente. Von der gotischen Kathedrale zu Amiens (begonnen 1218) ist bekannt, dass zunächst 16 Schichten zu je 0,40 m übereinander gelegt wurden: aus Ziegelerde, Beton und 14 aus Kreidestein. Darüber kam eine weitere Steinschicht, dann drei Schichten Sandstein, also ein Fundament von deutlich über 7 m Tiefe [Cali 263] – ohne dass die einstige Picardie besonders erdbebengefährdet wäre. Aachens solides Fundament ist also ab Mitte des 10. Jhs. mit der Architekturgeschichte zu vereinbaren; die von Schütte beschworene Ähnlichkeit mit Römerbauten ist dank der Phantomzeit sogar plausibler geworden.

Memorik: Wie Fried Freud verdrängte

Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik;* München, 509 S. [= F.]

Nun liegt die neue Grundlage für alle historische Arbeit vor. Der fleißige Fried hat ein voluminöses Buch über die Grundzüge einer historischen Memorik verfasst, das der Zunft einen Paradigmenwechsel abverlangt. Dieses Postulat könnte übersehen werden, weil Fried über Hunderte von Seiten immer neue Beispiele vorbringt, warum es keine objektiv wahren Schriftstücke gibt, sondern immer nur solche, bei deren Verfassung ein Gehirn zwi-

schen Wahrnehmung und Niederschrift eingeschaltet war. Doch steht die Quintessenz schon im ersten Teil [F. 48; Hvhg. H.I.]:

> "Historische Forschung muß, soweit sie auf erzählende Quellen angewiesen ist, vordringlich Gedächtniskritik betreiben. Das neue Fundament, auf dem künftiges Forschen aufruhen muß, heißt erinnerungskritische Skepsis und verlangt eine 'Memorik', die ihr gerecht wird: ***Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten***."

Das ist für einen Mediävisten eine überaus dramatische Kehrtwendung. (Dass diese Wendung allemal 100 Jahre zu spät kommt, wird uns unten noch beschäftigen.) Frieds beispielgebende vier Fälle [F. 22-46] machen das ganz klar. Da geht es um Nixons Lügen in der Watergate-Affäre, also um den politischen Bereich. Da geht es um die Unfähigkeit, ein für das 20. Jh. wesentliches Gespräch zwischen Niels Bohr und Werner Heisenberg zu rekonstruieren, also vordergründig um Naturwissenschaften. Da erinnert sich der Philosoph Karl Löwith nicht mehr richtig daran, wann er Max Weber reden hörte. Und da kann Philipp zu Eulenburg als Legationssekretär der Preußischen Gesandtschaft in München keinen zutreffenden Bericht über den Tod König Ludwigs II. nach Berlin schicken. Ergo: In allen Bereichen kämpft die Aufklärung seit langem gegen die selbstverschuldete wie auch um fremdverschuldete Unmündigkeit – in diesem Fall gegen das verformende Gedächtnis von uns selbst wie von anderen. In vielen Bereichen sind Frieds Beobachtungen bekannt; nun werden sie auch den Historikern nahe gebracht.

Insofern können wir uns direkt den im Untertitel angekündigten Grundzügen einer historischen Memorik zuwenden, die allerdings erst auf S. 358 beginnen und keine 40 Seiten umfassen. Ihr Rahmen:

> "Die Geschichtswissenschaft ist eine Erfahrungswissenschaft, und die erste Erfahrung, der sie sich zuwenden muß, obgleich sie es bislang zumeist unterließ, ist die Schöpfermacht der die ursprünglichen Wahrnehmungen deformierenden, jegliche Erfahrung transformierenden, individuelles und kollektives Wissen konstituierenden Erinnerungen, die das Vergessen mit einschließen" [F. 360].
>
> "Jede 'Konzentration' bedingt zugleich Exklusion und Vergessen" [F. 366].

Nun kommt die uns zentral betreffende Aussage von Fried, die tatsächlich so etwas wie eine kopernikanische Wende für die Historik bedeuten muss.

> "Erinnerungskritik mündet somit ***zunächst*** in Quellenkritik. Ebensowenig wie diese läßt jene Quellen verschwinden, auch wenn sie Korrekturen am verbreiteten Handbuchwissen nötig macht. Sie prüft erinnerungskritisch den Quellenwert und die Tragweite der Aussagen. Gedächtniszeugnisse, mithin die meisten erzählenden Quellen, sind also in Hinblick auf ihre faktizistischen Aussagen ***grundsätzlich*** mit ***Skepsis***, nicht mit vorauseilen-

dem Vertrauen zu benutzen; denn jedes ist in jedem Fall, wenn auch in unbekanntem Umfang und mit nicht verifizierten Aussagen, als sachlich falsch zu betrachten, obgleich es auch Zutreffendes tradiert. Ein Erinnerungszeugnis ***beweist*** somit ***nichts***, sondern verlangt nach dem Beweis (nicht der bloßen Annahme) der Glaubwürdigkeit jeder einzelnen seiner Faktenbehauptungen. Es wird erst dann interpretationsfähig, wenn das Verhältnis der angesprochenen Fakten und deren Modulation abgeklärt ist. / Wer Erinnerungszeugnisse heranzieht, dem obliegt die ***Beweislast***, zu klären, was in positivistischem Sinne jeweils zutrifft, nicht umgekehrt: Nicht der Skeptiker muß nachweisen, was nicht zutrifft. Wenn eine derartige Beweisführung nicht gelingt, bleibt jede Sachaussage, die sich auf das fragliche Erinnerungszeugnis stützt, in hohem Maße hypothetisch und anfechtbar. Diese Forderung bedeutet eine ***Umverteilung der bisherigen Beweislast im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit*** der historischen Quellen. Alles kann falsch sein; so muß prinzipiell alles als falsch betrachtet werden" [F. 368 f.; J. Frieds kursive Hvhg. hier und im Folgenden fettkursiv].

"Wissenschaftliche Texte des Mittelalters bieten, von ihren erzählenden Passagen abgesehen, gewöhnlich korrekte Informationen zur Wissenschaftsgeschichte, aber auch nicht zu mehr. Selbst der gelehrteste Autor erinnert grundsätzlich nicht besser als andere Menschen. Kaum vom Gedächtnisproblem tangiert sind normative Quellen, sofern sie keine erinnerte Wirklichkeit referieren. Entsprechend wenig verraten sie, vielleicht von gewissen Intentionen abgesehen, über diese Wirklichkeit. 'Akten', Steuerverzeichnisse und andere serielle Quellen dürften – erinnerungskritisch betrachtet – in der Regel zuverlässige Daten überliefern; doch können hier andere Fehlerquellen einfließen" [F. 371].

Nach diesem Thesenanschlag fügt Johannes Fried eine Reihe erster methodische Postulate an, die der Rezensent für gut hält und deshalb zitiert:

"Zuallererst gilt es, entgegen dem bisherigen Trend in der Forschung, den ***Sachverhalt des irrenden, unwillkürlich Fehler produzierenden Gedächtnisses in seiner Relevanz für die Geschichtswissenschaft anzuerkennen***, dessen erstaunlich hohe Fehlerquote hinzunehmen und in ihrer Bedeutung für das Zustandekommen der historischen Quellen, für deren Aussage und Kritik sowie den Diskurs, in den sie eingebunden waren, zu erfassen, um so eine Neubestimmung ihres Quellenwertes in die Wege zu leiten" [F. 373].

"***Berichtszeit und Geschehenszeit*** sind peinlich ***auseinanderzuhalten***" [F. 374].

"Die zeitliche Schichtung der verfügbaren Quellen ist streng zu beachten; sie bewahrt die Spuren der Transformation" [F. 374].

"Erinnerungszeugnisse fordern somit eine ***systematische Suche nach Spuren*** nie ausbleibender Gedächtnisverformung" [F. 375].

"Der ***Bildungshorizont eines Autors*** ist angemessen zu berücksichtigen" [F. 375].

"Die Kooperation mit den Neurowissenschaften erscheint unvermeidlich, da diese Disziplinen nicht zuletzt derartige Verformungen systematisch untersuchen und neuronal begründen" [F. 376].

"Zurückhaltung empfiehlt sich auf jeden Fall gegenüber der Annahme langlebiger ***mündlicher Traditionen***" [F. 376].

"***Individuelles und kollektives Gedächtnis***, natürliches, mediengestütztes, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis ***sind auseinanderzuhalten***. Wer immer es mit Formen des kollektiven Gedächtnisses zu tun hat, muß mit Aushandlungsprozessen zwischen Individuen und gesellschaftlichen Gruppen und deren Ergebnissen rechnen, auch mit der Wirksamkeit eines autoritativen Gedächtnisses oder mit Synthesen von allen" [F. 379].

"Die ***zeitliche Abfolge des Geschehens*** erscheint, wo keine schriftgestützte Erinnerung vorliegt, immer wieder ***gestört*** und durcheinandergebracht. Temporale Inversionen sind an der Tagesordnung" [F. 381].

"Bewußte und unbewußte ***Selektion*** ist ständig am Werk. Das Gedächtnis frönt unablässig aufwendigen Selektionsorgien" [F. 383].

Nach diesem Erkenntniszugewinn stellt sich natürlich die Frage: Wie spiegelt er sich in Frieds eigenem Werk wieder? Da lässt sich zunächst erkennen, dass Fried die Archäologie samt ihren Ergebnissen nicht mehr ganz ausblendet, ihr allerdings auch keinen Platz in der ersten oder zweiten Reihe zuweist. Das folgende Zitat weist alles aus, was in dem abschließenden Memorik-Kapitel über sie verlautbart:

"Für zuverlässig dürfen archäologische Befunde gelten. Freilich setzt deren Qualität eine entsprechend qualifizierte Methodik voraus und ist ihre Interpretation im Lichte der verfügbaren Schriftquellen von irritierenden Zirkelschlüssen gefährdet. Ein Ausgrabungsbefund spricht zunächst nur für sich selbst. Soll er mit einem Schriftzeugnis in Verbindung gebracht werden, bedarf es zuverlässiger Hinweise, die keinen zirkulären Postulaten unterliegen" [F. 371].

"Auch archäologische Befunde können oder müssen zur Kontrolle herangezogen werden. Sie spiegeln oftmals andere Verhältnisse, als die Texte vorgeben; besonders kraß verdeutlicht das die biblische Überlieferung. Nicht selten sinkt mit derlei Erinnerungskritik der historische ***Quellenwert der autoritativen Texte*** im Vergleich zu ihrer bisherigen Einschätzung. Die herangezogenen Beispiel verraten aber zugleich, daß zwar ***vertraute Geschichtsbilder aufzugeben*** sind, die Gedächtnisforschung gleichwohl keinen Scherbenhaufen hinterläßt" [F. 384].

Diese fünfzehn Buchzeilen sind mehr, als Fried bislang über diese "Hilfswissenschaft" verlauten ließ; sie sind aber noch kein wirkliches Maximum, eigentlich kaum mehr als ein Lippenbekenntnis. Fried gibt auch ein Beispiel für den von ihm angesprochenen sinkenden Wert einer Quelle, nämlich des Alten Testaments, wobei sich die archäologische Tätigkeit weit hinten in, nein, noch hinter der Türkei abspielt. Das in Frieds Buch so oft als Beispiel dienende Mittelalter scheint davor (noch) gefeit. Die berechtigterweise aufkeimende Angst vor dem großen Scherbenhaufen wird so niedergehalten.

Nach dieser Rollenzuteilung für die Archäologie geht es um "Erkenntnisgewinn durch Gedächtniskritik", wie der Abschnitt im Buch betitelt ist. Als Beispiel dienen Fried die zunehmend als irreführend erkannten *Reichsannalen*. Es lohnt, einen längeren Abschnitt über Herzog Tassilo wiederzugeben.

> "Falsch sind auch die Nachrichten derselben Annalen zu Tassilos, des letzten Bayernherzogs, Sturz. Wie im Falle des Geburtsjahres sind es Angaben älterer, von späterem Geschehen noch nicht überformter, nur isolierte Episoden bietender Annalen, die eine Kritik und die Korrektur der scheinbaren 'Fakten' erlauben, welche das offiziöse Werk offerierte. Sie zwingen abermals, eine andere Frühgeschichte des großen Karl zu entwerfen, als bislang in blinder Akzeptanz jener höfischen Annalen üblich war. Nicht zuletzt offenbaren sie die verschlagene Listigkeit und gefährliche Zielstrebigkeit dieses Mannes, der niederwalzte, was sich ihm in den Weg stellt.
>
> Diese Nachrichten zu Tassilo verraten, wie im Kontext eines politischen Prozesses eine Vergangenheit konstruiert und erinnert wurde, in der sich alle Irrtumsmöglichkeiten des kollektiven Gedächtnisses – von der Teleskopie und Überschreibung über mancherlei zeitliche und qualitative Inversion bis hin zur autoritativen Darstellung ohne Gegen-, Parallel- oder Kontrollerinnerung – auszutoben vermochten. Keiner der Beteiligten hätte sich in der Lage gesehen, ihre Faktizität zu kontrollieren, gar zu korrigieren, weder der Herzog noch der König, noch einer seiner Gelehrten. Das einstmals Geschehene, nunmehr Erinnerte erweist sich – vor dem Zeitalter extensiver dialektischer Schulung – als ein den Bedürfnissen des Augenblicks willfähriger Rohstoff, ein modelierungsbereiter [sic] Lehm. In der Verfestigung des Unzutreffenden artikulierte sich aber, wichtig in sich, das 'autoritative Gedächtnis' des karolingischen Hofes. Es selektierte und konstruierte die Vergangenheit nach seinen eigenen Bedürfnissen und war damit so erfolgreich, daß selbst die kritische Geschichtswissenschaft der Moderne erst in jüngster Zeit die hier wirkende Modulationsmacht des kulturellen Gedächtnisses zu durchschauen begann" [F. 386].

Was für ein Zwiespalt tut sich hier auf! Da entdeckt ein Gelehrter ganz überrascht, dass Schriftliches nicht automatisch wahr ist. Von diesem Jahrhundert-

fund schier überwältigt, entfesselt er nun eine wahre Orgie von Interpretationsmöglicheiten, mit denen die fragliche Schrift, hier die *Reichsannalen,* geprüft und als Quelle relativiert wird. Was für eine Chance, nun denn doch noch die ursprüngliche Botschaft samt allen frühen und späteren Verformungstendenzen herauslesen zu können. Aber wir merken rasch, dass dieses Instrumentarium dazu gebraucht, vielleicht sogar missbraucht wird, um den großen Scherbenhaufen für die Mediävistik zu vermeiden. Der große Interpret sieht gelassen die Spuren überall dort, wo sich einst alle Irrtumsmöglichkeiten des kollektiven Gedächtnisses auszutoben vermochten, wie sich Fried ausdrückt.

Was aber wäre, wenn es weniger um Teleskopie oder Inversion ginge, sondern schlicht darum, dass Geschichte erfunden worden wäre und je nach Alter der Quelle in einer früheren oder späteren Fassung geboten würde und später dann immer wieder verformt worden ist? Was wäre, wenn die Archäologen recht behielten, die keinen Stein einer agilolfingischen, schon gar nicht tassilonischen Pfalz aufspüren, die auch sonst keine Spur des irdischen Wallens dieses Baiernherzogs finden konnten – ausgenommen vier oder fünf Zimelien, die ihm zugeschrieben werden? Was wäre, wenn der Konflikt zwischen Tassilo und Karl eine schlichte Erfindung, natürlich im Stil der damaligen Zeit, gewesen wäre, ausgedacht, um den Überkaiser weiter zu erhöhen und um Machtansprüche zu dokumentieren? Um solches zu entdecken, greift Frieds Memorik zu kurz. Das lässt sich gleich noch einmal studieren.

> "Da hatte etwa der bayerische Herzog Tassilo III., derselbe, den sein Vetter Karl der Große vom Herzogsthron stürzte, einst zahlreiche Klöster mit Privilegien bedacht, von denen die Urkunden für Salzburg erhalten sind. Zwar sehen sie sich nur kopial überliefert, doch viele von ihnen existieren in jeweils zwei Abschriften aus dem 8. Jahrhundert, die rund zehn Jahre voneinander trennen. Deren eine, der sog. *Indiculus Arnonis,* entstand einige Jahr *vor* Tassilos Sturz, deren andere, die sog. *Breves Notitiae,* wurden bald *hernach* angefertigt. Jetzt hatte sich überall, wo zuvor *nur* der Herzog oder der (noch minderjährige) Herzog gemeinsam mit seiner Mutter als Aussteller aufgetreten war, klammheimlich die explizite Zustimmung König Pippins eingeschlichen, des Vaters des großen Karl.
> Der Einschub war falsch, aber ihn als Fälschung zu deklarieren, würde die Bedingungen der an Mündlichkeit gewohnten Gesellschaft verkennen. Vielmehr hatte sich die Memoria den gewandelten Zeiten angepaßt; und sie riefen nach einem Karolinger" [F. 238].

Hier sehen wir sehr schön, was Fries Memorik leistet: Sie erkennt in kleinen und kleinsten Textveränderungen den Reflex auf sich ändernde Politik, spürt feinsinnig auf, wo die angepasste Memoria nach einer anderen Textfassung ruft. Aber das Wesentliche gerät ihr noch immer nicht vor die Augen: Fragt

doch der Archäologe vergeblich nach einer vollständigen Liste aller Tassilo-Klöster, kann er nach Jahrzehnten der Suche noch immer keinen Stein eines Tassilo-Klosters vorweisen, bleibt ihm das Bayern der Agilolfinger terra incognita. Die Erklärung der alten Quellen, sie seien durchwegs in den Ungarnstürmen so gründlich niedergemacht worden, dass spätere Neugründungen vom Fundament aus notwendig wurden, lässt sich allein 'memorikal' schwer hinterfragen.

Es ist unübersehbar, dass Fried zwar eine große Aufgabe angepackt, aber noch immer nicht den Hebel zur Aufdeckung des Grundsätzlichen gefunden hat. So lange er nur das "endlose Fließen mündlicher und schriftlicher Überlieferung im Mittelalter" [F. 289] kritisch verfolgt, so lange bleibt er im Rahmen herrschender Diplomatik.

Aber der Gelehrte gibt ein Musterbeispiel dafür, wie sein eigenes Gedächtnis die Inhalte verformt. Gab es überhaupt keine Erinnerung an die dritte Kränkung des Menschen? Nach Kopernikus (Erde nicht mehr im Zentrum) und Darwin (Mensch kein Sonderwesen, sondern im Tierreich verwurzelt) hatte doch Sigmund Freud spätestens 1923 noch eine dritte Kränkung ausgemacht: Das Ich ist nicht Herr im eigenen Haus, ist doch das "Es" eine viel stärkere psychodynamische Macht, die unterhalb von Bewusstsein und Vernunft die Weichen stellt. Weil dem so ist, gibt es z.B. Verdrängung und damit "aktives Vergessen". Es gibt Projektion, Wendung gegen das Selbst, Regression, Verleugnung und Intellektualisierung.

Freuds Entdeckung schließt alle Menschen ein, selbst mittelalterliche und mediävistische Schreiber. Ergo finden sich auch bei diesen auffällig starke Spuren für die Niederhaltung des Ichs durch das Es. Um diese Gefahr zu bannen, hat Fried sicher Freud gründlich studiert, doch das Resultat vergessen. So wird Sigmund Freud nur ein einziges Mal und nur in einem Nebensatz genannt: "Als aber, etwa durch Sigmund Freud oder William Stern, die Psychologie sich änderte" [Fried 68]. Da fragt man sich denn doch, warum es 80 Jahre nach Freuds Entdeckung noch einmal ein Buch von über 500 Seiten braucht, um auch Historikern im frühen 21. Jh. behutsam die Psychologie des frühen 20. Jhs. näher zu bringen. Immerhin: Der Wortschatz hat sich von einem psychoanalytischen in einen neuro-medizinischen gewandelt.

Wenn wir uns noch an die Quintessenz von Markus Völkels Einschätzung von Frieds Arbeit am Gedächtnis erinnern [2/2004, 267 f.] – verdoppelnde Fragen sind trivial –, dann stehen wir vor der bitteren Erkenntnis, dass nicht nur in Bayern die Uhren anders gehen, sondern vor allem bei den Historikern, insbesondere bei den Mediävisten. 100 Jahre sind ihnen wirklich wie ein Tag.

In Hollywood sind Remakes spätestens seit Ben Hur üblich, weil es nicht genug wirklich gute Drehbücher gibt, und die Kinogänger moderne Filmtechnik und Schauspieler ihrer Zeit erwarten. Lässt sich daraus ein Grund

ableiten, warum aus Fried Freud werden soll? Ähnliches Changieren haben wir schon von Friedell zu Fried beobachten können und in den Jahren 1996 [107-112] und 2001 [268 ff.] festgehalten. Friedell hatte 1936 [32 f.] in seiner Kulturgeschichte des Altertums formuliert: "Alle Geschichte ist Gegenwart" und "die Vergangenheit ist der Schatten, den die Gegenwart wirft". Jetzt steht im Klappentext als Frieds "Ergebnis: Vergangenheit wird in der Gegenwart stets neu geschaffen". Wir verneigen uns vor dieser Koinzidenz.

Damit ist klar, dass wir nicht bei dieser so gen. Memorik stehen bleiben können, die noch nicht einmal ihre eigenen Wurzeln aus dem frühen 20. Jh. kennen will oder kann. Wir haben auch keinen Grund zu retardieren, sondern dürfen feststellen: Texte, denen jeder Flankenschutz durch die Archäologen fehlt, müssen noch weit skeptischer beurteilt werden, als dies Fried bereits vorschlägt, plagt ihn doch nur das Problem, alten Schreibern auf die Schliche zu kommen. So werden in naher Zukunft nur alle Irrtumsmöglichkeiten des mediävistischen Sachverstandes ausgeschöpft und gegeneinander gehalten werden; doch das ist noch nicht zwangsläufig Wahrheitsfindung.

Lassen wir Fried noch ein drittes Beispiel geben. Es geht um Otto III., der in Karl den Apostel der Sachsen verehrt und deshalb seit Pfingsten 1000 dessen Erhebung zur Ehre der Altäre betrieben habe – "was erst neuerdings erkannt wurde" [F. 166]. Gewonnen wurde diese Erkenntnis nicht aus neu entdeckten Quellen oder Grabbefunden, sondern aus Ademar von Chabannes, der 1030 aus der Ferne die 30 Jahre zurück liegende Graböffnung Karls durch Otto beschrieb. Bestätigen ließ es sich zum Teil durch die Chronik von Novalese, 1050, die sich auf ein Augenzeugnis beruft.

> "Beide Nachrichten verdeutlichen auf jeden Fall, wofür die Graböffnung ohne jene posthumen Erinnerungs-Inversionen gehalten wurde" [ebd.]

– nämlich für die vollzogene Heiligsprechung. Weil aber Otto III. schon 1002 starb, ließ sich folgern, dass Otto wegen Verletzung der Totenruhe so früh sterben musste und Karl für den Himmel kein Heiliger war.

> "Alles, was zu seiner Verehrung in die Wege geleitet worden war, verfiel mit Ottos Tod in normativer Inversion dem Vergessen, war eben Sakrileg und Verbrechen und kein Heiligenkult und durfte nicht als solcher erinnert werden. So erklärt sich, daß nur fernstehende Autoren, vom Tod des Kaisers nicht mehr betroffen, das Geschehene überliefern. [...] Allein eine Grabsuche, die im Rahmen des liturgischen Gebetsgedenkens für den Kirchenstifter zulässig war, entging der Diskriminierung und schob sich jetzt statt der Elevation in den Vordergrund" [F. 167].

So ließe es sich erklären. Doch wie wäre es, wenn es auch schon damals um Legendenbildung ging? Wenn die beiden fernstehenden Autoren zu einer anderen Zeit als der ihnen zugestandenen geschrieben hätten? Sollte nicht erst

geprüft werden, in wie weit die tatsächliche Heiligsprechung unter Barbarossa Schriften entstehen ließ, die einer wirklichen Elevation schon früher, gewissermaßen antizipierend den Weg bereitet hätten? Und gab es konträre Strömungen? Wie steht es mit der Faktizität von Ottos Abstieg in die Karlsgruft? Da es hier um ein Geschehen und Denken ohne archäologische Nachprüfbarkeit geht, wird es mehr als schwer sein, das einstige Geschehen realitätsnah zu rekonstruieren.

Andere Kritiker haben hier bereits angesetzt. Für Dominik Perler [2004] stellt sich bei Frieds Aufdeckung dunkler Verformungskräfte die Frage: "Ist das aber nicht bloß die rhetorische Verschärfung der herkömmlichen Imperative von Quellenkritik?"

So ist es. Fried hat das Wesentliche noch nicht erfasst oder zumindest noch nicht in Worte gefasst. Wenn er davon spricht, "wie es eigentlich gewesen" ist, so hat er für Perler noch nicht begriffen, welche Wirklichkeit uns eigentlich interessiert: die Deutung einer gedeuteten Wirklichkeit" [ebd.], ein Schleier, der uns mehr interessiert als die an sich unsichtbare Wirklichkeit.

Frieds Ansatz, den wir in den *Zeitensprüngen* seit allemal seit sieben Jahren begleiten, bedeutet trotz seiner Mängel für die Geschichtswissenschaften einen tiefen Einschnitt. Die Umkehr der Beweislast bei fraglichen Quellen stellt eine regelrechte Kehrtwendung der Disziplin dar. Ob sie auch als regelgerecht akzeptiert wird, bleibt zunächst dahingestellt. Nur für uns verlangt dieser Ansatz kein Umdenken, begegnen wir doch den schriftlichen Quellen seit langem mit der gebotenen Vorsicht, haben wir erkannt, was für menschlich-allzumenschliche Einflüsse bewusster wie unbewusster Art auf die Fixierung eines Textes einwirken. Wir haben allerdings die archäologischen Befunde ungleich stärker hervorgehoben, wohl wissend, dass Frieds oben angeführte "zirkuläre Postulate" zu "irritierenden Zirkelschlüssen" [F. 371] führen könnten:

> "Denn sie [die Mediävistik] überträgt aus diese Weise die im 19. Jh. noch zwangsläufigen Fehler auf den archäologischen Befund des 21. Jhs. – ein Zirkelschlussverfahren mit dem einzigen Ziel, die momentan gelehrte Chronologie zu betonieren und damit zu retten" [Illig/Anwander 44].

Mit Sicherheit haben wir unterschätzt, wie eng die Mediävistik ihren Texten verhaftet ist – wer kann aber auch ahnen, dass die Crux mit den Zeugen bei Abfassung jedes Polizeiberichtes bei Historikern nicht oder nur ungenügend bekannt ist? Wer kann auch ahnen, dass Freud von Historikern so wenig gelesen worden ist? Zumindest können wir jetzt leidlich einschätzen, was schon Frieds Memorik bei seinen Kollegen an Umdenken verlangt, geschweige denn erst unsere Forderung nach Gegenkontrolle durch die Archäologie. Wird ein Buch von zwei Autoren geschrieben, können sich auch einmal zwei Mei-

nungen nebeneinander halten. So schrieb ich 2002 in *Bayern und die Phantomzeit*:

> "Wir verwerfen die Urkunden nicht in Bausch und Bogen, aber wir befleißigen uns großer Vorsicht und Skepsis" [ebd., 44].

Kollege Anwander ging einen Schritt darüber hinaus, sah er doch bereits die Gefahr, dass die Mediävisten zwar ihre Quellen noch kritischer prüfen, aber dabei die archäologische Seite weitgehend außer Acht lassen würden und formulierte härter:

> "Für uns ist es selbstverständlich, dass Urkunden mit dem archäologischen Befund konfrontiert werden, wobei die Archäologie mit ihren überaus selten gefälschten Befunden priorisiert wird. Erst dann werden die vielfältigen Widersprüche zwischen Bauten, Funden und Schriften erkennbar, erst dann lässt sich prüfen, was wirklich echt, was wirklich falsch ist"[ebd., 43].

Ob Gleichwertigkeit von Text und archäologischem Befund oder Primat der Archäologie – es bestätigt sich, dass wir nach wie vor der Entwicklung der Mediävistik voraus sind und uns in keine Sackgasse verrannt haben.

Es gibt noch mehr Gutes zu vermelden. Balbina Bäbler hat *Archäologie und Chronologie. Eine Einführung* vorgelegt, eine präzise, empfehlenswerte (so auch K. Weissgerber) Darstellung der Probleme von Archäologie und Chronologie, auch der Probleme der Archäologie mit der Chronologie. Zu kritisieren ist eigentlich nur der Titel, der verschweigt, dass es hier ausschließlich um die klassische Archäologie der Griechen und Römer geht. Offenbar bleibt für die Kenner der Antike das Mittelalter ein Wurmfortsatz.

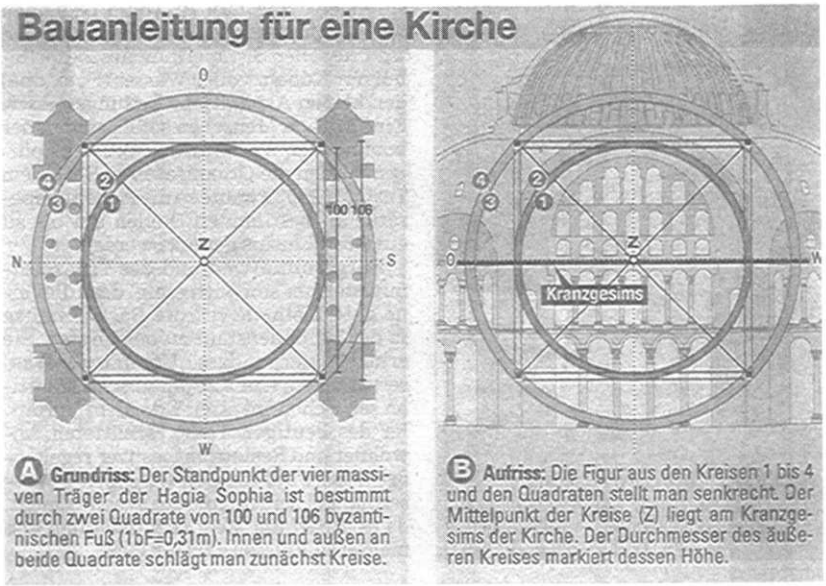
Hagia Sophia

Im letzten Heft [S. 275] ist erwähnt worden, dass Volker Hoffmann, Berner Professor für Architektur, für die Hagia Sophia im heutigen Istanbul praktisch die Quadratur des Kreises gefunden hat und dass sich dieses Verfahren auch auf den Entwurf des Aachener Zentralbaus anwenden lässt.

Mittlerweile ist das Verfahren in der Presse wie im Internet vorgestellt worden, so dass nachvollziehbar wird, wie Anthemios von Tralleis und Isidoros von Milet geplant haben dürften [im Weiteren s. Klotz]. Die Position der Vierungspfeiler wird durch zwei ineinander liegende Quadrate gegeben, deren Seitenlängen mit 100 und 106 byzantinischen Fuß dicht beieinander liegen. Dann werden für jedes Quadrat Inkreis und Umkreis geschlagen. Aus dieser Grundfigur lässt sich der gesamte Grundriss ableiten. Hoffmann und sein Mitarbeiter Nikolas Theocharis kommen zu dem Schluss, dass

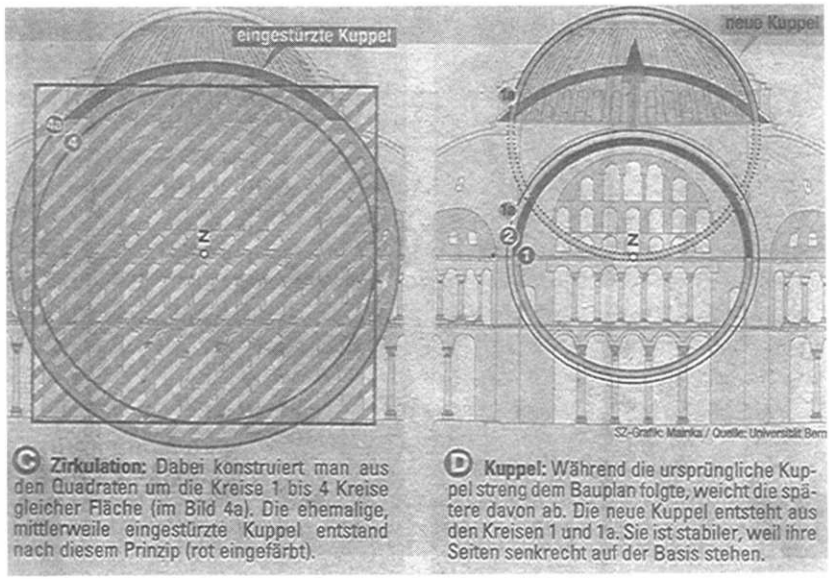
> "in der Hagia Sophia wohl keine bauplanrelevanten Punkte und Linien zu finden sein dürften, die sich nicht mit geometrischer Logik aus diesem Mutterriss ableiten liessen" [leica].

Bauanleitung für eine Kirche



A Grundriss: Der Standpunkt der vier massiven Träger der Hagia Sophia ist bestimmt durch zwei Quadrate von 100 und 106 byzantinischen Fuß (1bF=0,31m). Innen und außen an beide Quadrate schlägt man zunächst Kreise.

B Aufriss: Die Figur aus den Kreisen 1 bis 4 und den Quadraten stellt man senkrecht. Der Mittelpunkt der Kreise (Z) liegt am Kranzgesims der Kirche. Der Durchmesser des äußeren Kreises markiert dessen Höhe.



C Zirkulation: Dabei konstruiert man aus den Quadraten um die Kreise 1 bis 4 Kreise gleicher Fläche (im Bild 4a). Die ehemalige, mittlerweile eingestürzte Kuppel entstand nach diesem Prinzip (rot eingefärbt).

D Kuppel: Während die ursprüngliche Kuppel streng dem Bauplan folgte, weicht die spätere davon ab. Die neue Kuppel entsteht aus den Kreisen 1 und 1a. Sie ist stabiler, weil ihre Seiten senkrecht auf der Basis stehen.

Bauanleitung für eine Kirche [Klotz 2004]

Zeitensprünge 3/2004 S. 645

Für den Aufriss wird die Grundfigur senkrecht gestellt. Der äußerste Kreis steht am Boden auf, hat seinen Mittelpunkt auf Höhe des Kranzgesimses der Arkaden, und gibt die Kuppelhöhe vor. So ließe sich mit geringer Übertreibung an die Kubatur einer Kugel denken und damit an die Vollendung geometrischen Denkens.

Schwierigkeiten bereitet die (Re-)Konstruktion der eigentlichen Kuppel, da sie bereits nach 20 Jahren eingestürzt und durch eine andere, vermutlich höhere Kuppel ersetzt worden ist. Um mit der geometrischen Konstruktion die richtige Kuppelbasis und den richtigen -durchmesser vorzugeben, muss Hoffmann allerdings zu einem Hilfsmittel greifen. Er zirkuliert das Grundquadrat, sprich er konstruiert einen Kreis mit gleichem Inhalt wie das Quadrat. Diese Quadratur des Kreises kannten schon die alten Griechen in sehr guter Näherung, auch wenn es dank des transzendenten Charakters von π keine exakte Lösung geben kann. Mit diesem speziell gewonnenen Kreis ergeben sich dann die 'Eckpunkte' für die Kuppel. Hoffmann kann auch zeigen, dass zumindest die Wölbung der heute sichtbaren Kuppel dadurch gewonnen worden ist, dass das senkrecht gestellte Grundquadrat mitsamt seinen Um- und Inkreisen bis zur Kuppelbasis nach oben verschoben worden ist. Nun sind wir auf die Umsetzung der Konstruktion ins Aachener Oktogon gespannt, die Hoffmann in seinem zuletzt referierten Vortrag bereits angedeutet hat.

Mittlerweile haben sich mit Rudolf Stichel und Helge Svenshon zwei Wissenschaftler aus Darmstadt gemeldet [Stichel]. Sie fragen sich, ob tatsächlich ein byzantinischer Fuß von 0,309 m zugrunde lag. Weil das Maß nicht vollständig gesichert sei – auch wenn es Hoffmann von einem byzantinischen Aquädukt ableiten konnte –, schlagen sie eine minimale Korrektur um 4 mm auf 0,313 m vor. Dann ergäben sich statt 100 nur 99 Fuß, eine Größe, die bei weiteren Ableitungen viel öfters zu geradzahligen Werten führen würde. So ergäbe sich für die Diagonale zwischen den Vierungspfeilern der Wert von 140,007 Fuß, während sich bei Basis 100 'krummbucklige' 141,421 Fuß ergäben. Stichel und Svenshon finden 'ihr' Maß in spätantiken Betrachtungen, zum Beispiel bei Proklos Diadochos, dem Haupt der Schule von Athen, dessen Schüler den Anthemius von Tralleis unterrichtet hat.

Dem steht jedoch entgegen, dass der Bauherr der Hagia Sophia, Kaiser Justinian I., im Jahr 529 und damit kurz vor Beginn des Baues (532–537) die Redner- und Philosophenschulen von Athen hat schließen lassen. (Im gleichen Jahr soll Benedikt von Nursia das Kloster Montecassino gegründet haben, doch ist diese Jahreszahl nur als großes Symbol dafür zu verstehen, dass damals die direkte Tradierung klassischer griechischer Philosophie abgebrochen und direkt vom Christentum abgelöst worden wäre. Die Vita des hl. Benedikts ist bekanntermaßen eine spätere Erfindung, um dem Abendland

einen seiner beiden Väter als Ordensgründer par excellence zu schenken. Sie fasst dabei wohlüberlegt den Übergang von antiker Philosophie zum christlichem Glauben in einer einzigen Jahreszahl zusammen.)

Nachdem aber der Bau keineswegs so präzise errichtet worden ist, wie es mit Hilfe der heutigen 3D-Lasermessgeräte möglich wäre, erscheinen beide Grundmaße zunächst als möglich.

Karls-Evolutionen oder auch Kakophonie

Sage niemand, dass Karls Politik obsolet sei. Da erschien im *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte* [Jg. 8 (1)] auch der Bericht über eine Tagung, die in Eichstätt zum Verhältnis der Vereinigten Staaten, Europas, Russlands und der islamischen Welt nach dem 11. September stattfand. Darin warnt Christian Hacke

> "vor einem karolingischen Europa 'unter der Führung Frankreichs mit deutsch-russischer Gefolgschaft' und plädiert für eine 'atlantisches und zugleich kraftvoll nach Osten erweiterndes Europa'" [Jäger].

So steht also 'unser' Karl gegen George Bush, wie die "***Anti-Karolinger*** in Eichstätt" befunden haben. Was für eine Polarität.

Die Kreisstadt ***Dachau*** plant für ihre 1200-Jahr-Feier einen Festzug und ist dabei nur allzu gern bereit, die Befreiung des dortigen Konzentrationslagers vor 60 Jahren hintanzustellen.

> "Während also die am besten dokumentierten und erforschten zwölf Jahre der Stadtgeschichte keinen Platz im Zug durch die Historie haben können, gibt es für die ersten Jahrhunderte ein ganz anderes Problem: Man weiß praktisch nichts über sie. Das bisherige Drehbuch für den Festzug schließt die Lücke mit Nonchalance: Ereignisse werden so lange verschoben, bis die Chronologie voll ist. Wilhelm Liebhart, Historiker an der Uni Augsburg, hat die Zeitsprünge akribisch aufgelistet: Da werden etwa zwei Episoden aus der wittelsbachischen Frühgeschichte um hundert bis zweihundert Jahre vordatiert. Mit dem fatalen Ergebnis, dass man das jetzt leer geräumte 12. Jahrhundert mit Jakobs-Pilgern bevölkern muss, die in Dachau – wenn überhaupt – ins 14. Jahrhundert gehören würden. Chronologisch falsch angesetzt ist der Rathausbau, wichtige Persönlichkeiten aus der Stadtgeschichte, zumeist Vertreter des altehrwürdigen Hauses Wittelsbach, haben im Zug überhaupt keinen Platz gefunden. So geht das nicht, wettert Liebhard" [Bernstein].

Weiß Wilhelm Liebhart nicht, dass es *nur* so geht? Anders ist das traditionelle Geschichtsbild nicht aufrecht zu erhalten. Und wo wäre ein Problem? Als Schirmherren sind bereits seine Königliche Hoheit Herzog Franz von

Bayern und Ministerpräsident Edmund Stoiber gewonnen. So wird die nächste Geschichtsklitterung abgesegnet und durchgewinkt.

In Aachen hat sich der Wissenschaftler B. Bastert mit zwölf Kollegen zusammengetan, um im Geleitzug von Max Kerners groß angelegten Karls-Projektes *Entschleierung eines Mythos* ***Chroniken und Dichtungen*** auf Karls legendenhafte Erscheinung zu prüfen. Das Ergebnis: *Karl der Große in der europäischen Literatur - Konstruktion eines Mythos*, eine wissenschaftliche Aufsatzsammlung.

> "Die Bilanz überrascht: 'Karl ist mir immer rätselhafter geworden', bekennt der Aachener Germanist Bernd Bastert" [Breitmann].

So geht es ihm ähnlich wie Siebigs mit dem Sechzehneck (S. 630), ohne dass einer von beiden daraus eine neue Erkenntnis gewänne.

Dafür jetzt etwas Handfestes, aufgedeckt von einer angesehenen Schweizer Zeitung.

> "Schon vor 4000 Jahren hüllten die Ägypter und später die Mykener ihre Toten in edle Asbesttextilien. Das Material diente den Ureinwohnern Finnlands zur Herstellung feuerfester Töpfe. Die Lieblingsserviette Karls des Grossen bestand ebenfalls aus ***Asbest***. Nach den Mahlzeiten soll er sie jeweils kurz ins Feuer geworfen haben, um sie zu reinigen"[ma].

Wir wünschen gesegnete Mahlzeit und die Erlösung vom Lungenkrebs durch raschen Tod.

Ingelheim am Rhein hat seit April ein erneuertes Museum bei der Kaiserpfalz bekommen. Das bisherige Gebäude wurde saniert und mit einem Anbau erweitert; im Innern hielten neueste Museumsstandards Einzug. Im August berichteten Monatsblätter für Kultur- und Heimatpflege über den mühsamen Weg, in Ingelheim ein Museum zu errichten, statt die Bestände einzulagern oder so auszustellen, dass sie unter der Woche nicht besichtigt werden konnten. Wir haben früher bereits erfahren, dass die dort präsentierte karolingische Epoche in einer Zigarrenkiste Platz finden kann [Illig/Lelarge]. In den Berichten zur Museumseröffnung fiel uns auf, dass zwei Mal von der berühmten ***Reiterstatuette*** die Rede ist, die so selbstbewusst für Karl reitet.

Da berichtet Gabriele Mendelssohn, dass nach 1948 die Sammlung durch einige Neuerwerbungen ausgebaut werden konnte: "wie etwa ein Bronzeabguss der so genannten Reiterstatuette Karls des Großen aus dem Louvre" [Mendelssohn].

Ein paar Seiten weiter spricht der Archäologe und Museumsbetreuer Holger Grewe über die Präsentation von Kaiserpfalzarchitektur, insbesondere vom Teilnachbau eines Säulengangs der Exedra (die Kapitelle waren auch in

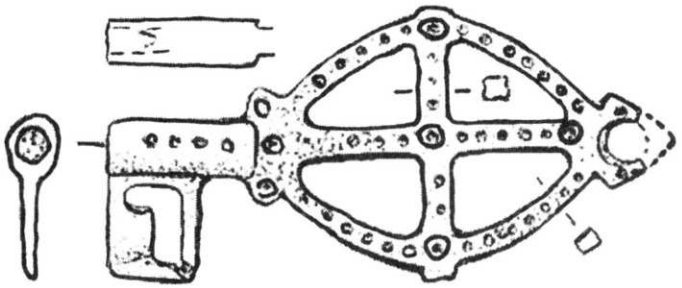
der Karl-Leo-Ausstellung von Paderborn, 1999, mit schwankenden Datierungen zu sehen [Illig 1999]). Obwohl die Pfalz Ingelheim so prachtvoll war und einen "bemerkenswerten Sonderfall (früh-)mittelalterlicher Baukunst" darstellt, blieb Karl davon unbeeindruckt und frönte dem "Reisekönigtum".

> "Der König, der gewissermaßen aus dem Sattel heraus regierte, wird durch die berühmte Reiterstatuette Karls des Kahlen aus dem 9. Jahrhundert versinnbildlicht (Original: Musée du Louvre, Paris)" [Grewe].

Wir danken für die Demonstration, dass Karl als kahler Großer zu einer Person zusammengefasst werden kann. Gert Zeising [1999] hat schon vor Jahren nachgewiesen, dass die Statuette aus bourbonischer Zeit stammen dürfte (Könige dieser Dynastie ab 1589).

Seine Priorität verliert der große Karl gerade in ***Soest***. Bislang hieß es: "Die Geschichte Westfalens begann erst mit Karl dem Großen, vorher war die Region ein weißer Fleck auf der Landkarte" [Hennies]. Jetzt stellt sich heraus, dass ihm die Römer zuvorgekommen sind, 100 km jenseits der Reichsgrenze! Ausgräber Walter Melzer fand in einem germanischen Gehöft am Standrand von Soest Bleiformen für Schmuckstücke, flache Bleibarren und Bleitropfen vom Gießen - insgesamt mehr als 100 Kilogramm. Blei steht in und um Soest nicht an, musste also hierhergebracht worden sein. Nachdem es hier verarbeitet worden ist, müssen Römer die Anleitung dazu gegeben haben. Vielleicht gibt die Erde noch einen bleigegossenen Karl frei...

Im Archiv des Klosters ***Münsterschwarzach*** (Mainfranken) tauchte ein alter Schlüssel auf. Er ist beim Bau der Balthasar-Neumann-Basilika um 1730 im Fundamentbereich mitverfüllt worden und 1939 entdeckt, aber bald verlegt worden. Da an dieser Stelle auch die um 785 erbaute erste Klosterkirche in Münsterschwarzach stand, wurde der neun Zentimeter lange Schlüssel mit



Der Schlüssel zu Münsterschwarzach [www]

kleinem, einfachem Bart nach seiner Wiederentdeckung rasch als karolingisch erkannt. Obendrein gibt es ein Vergleichsstück aus Würzburg, das dort im Main gefunden worden ist [Hochholzer]. Er wurde in der dortigen Kiliansausstellung gezeigt, als einziges Exponat der Karolingerzeit. Wir fügten die damalige Aussage des Spezialisten hinzu [Illig/Anwander 160]

> "Trotz der zentralen Bedeutung Würzburgs im 7. und 8. Jahrhundert sind die archäologischen Funde aus dieser Zeit bisher äußerst spärlich."

So haben wir jetzt bereits zwei Schlüssel zu einer ansonsten rätselhaft fundarmen Periode in Mitteleuropa, gewissermaßen Schlüssel ohne zugehörige Türen und Zimmer. Mit dieser schönen Metapher wollen wir es diesmal bewenden lassen.

Literatur

Bäbler, Balbina (2004): Archäologie und Chronologie. Eine Einführung; Darmstadt

Bernstein, Martin (2004): Dachaus Zug durch die Historie. Wie sich eine Stadt 1200 Jahre Geschichte zurecht schneidert; in *Süddeutsche Zeitung,* vom 27. 9. 2004

Breitmann, Eugen (2004): Viel Neues über den "rätselhaften Karl". Bern Basterts spannendes Porträt des Kaisers; in *Aachener Zeitung,* vor dem 23. 9. 2004

Cali, François (1963): Das Gesetz der Gotik. Eine Studie über gotische Architektur; München

Carnevale, Giovanni (1993): San Claudio al Chienti ovvero Aquisgrana; Macerata

Dendl, Jörg (2004): Karl den Großen gab es doch! Eine Kritik der chronologischen Voraussetzungen der These von den "fiktiven Jahrhunderten" von Heribert Illig, S. 192

Ebner, Martin (2004): Hägar der Spurlose. Freispruch mangels Beweisen? Für Wikinger-Züge ins Rheinland gibt es keine überzeugenden Belege; in *Stuttgarter Nachrichten*

Grewe, Holger (2004): Auf neuestem Stand der Forschung. Abteilung Königspfalz: Computer und Exponate eine Einheit; in *Heimat am Mittelrhein. Monatsblätter für Kultur- und Heimatpflege* 49 (4)

Freud, Sigmund (1923): Das Ich und das Es; Leipzig

Fried, Johannes (2004): Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik; München, 509 S. [= F.]

Friedell, Egon (ab 1963): Kulturgeschichte des Altertums; München ([1]1936)

Hagner, Michael (2004): Primärverformung. Johannes Fried über die Historie als neuronales Netzwerk; in: *Süddeutsche Zeitung,* vom 30. 11. 04

Hennies, Matthias (2004): Römer bei Soest. Die Geschichte Westfalens wird von Archäologen neu geschrieben; gesendet am 2. 9. 2004 im Westdeutschen Rundfunk (WDR 5) in *Leonardo - Wissenschaft und mehr* (Skript)

Hochholzer, Elmar (2004): Schlüsselerlebnis für den Pater. Spektakuläre Entdeckung aus der Karolingerzeit im Abtei-Archiv [von Münsterschwarzach]; unbekannte Regionalzeitung, unbek. Datum

Illig, Heribert (2004c) Karl der Große bleibt eine Fiktion, in *Zeitschrift für Anomalis-*

tik, 4 (1-3) 200-203
- (2004b): Die Tyrannei des Trivialen; in: *Zeitensprünge* 16 (2) 258-271
- (2004a): Die Debatte der Schweigsamen; in: *Zeitensprünge* 16 (1) 85-101
- (2003): Dickhäuter und Schweigegeld. Phantomzeitdebatte?; in: *Zeitensprünge* 15 (2) 396-405
- (2001): Kaiser Karl im Ruhestand; in *Zeitensprünge* 13 (2) 266-271
- (2000): Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Diskussion mit emotionalen Verwerfungen; in *Zeitensprünge* 12 (3) 476-494
- (1996b): Das erfundene Mittelalter; Düsseldorf (alle folgenden 17 Auflagen sind seitengleich)
- (1996a): Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; in *Zeitensprünge* 8 (1) 107-120

Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): Bayern und die Phantomzeit; Gräfelfing

Illig, H. / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim - karolingisch oder römisch?; in *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492

Jäger, Lorenz (2004): Anti-Karolinger in Eichstätt. Atlantikbrücke; in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, vom 8. 9. 2004

Katzinger, Willibald (2004): Linz ohne Phantomzeit; in *Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer* zur Vollendung seines 60. Lebensjahres; Linz (S. 327-340)

Klotz, Karlheinz (2004): Geometrie für Götter; in *Süddeutsche Zeitung*, vom 19. 8. 2004

Krojer, Franz (2004): Diskussion nur vordergründig "hinfällig", in *Zeitschrift für Anomalistik*, 4 (1-3) 203 ff

Leica = www.leica-geosystems.com/corporate/de/news/lgs_index.htm?id=302

ma (2004): Vom Wunderstoff zur Lungenpest; in *Der Bund*, vom 27. 8. 2004

Mendelssohn, Gabriele (2004): Nach Umbau in neuem Glanz. Freude in Ingelheim über Museum bei der Kaiserpfalz; in *Heimat am Mittelrhein. Monatsblätter für Kultur- und Heimatpflege* 49 (4) S. 1

Münsterschwarzach = www.abtei-muensterschwarzach.de/Abtei/Seiten/Schluessel.html

Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in ZS 16 (2) 272-278

Patitz, Gabriele / Illich, Bernhard (2002): Karls Kapelle klargemacht. Untersuchung des Mauerwerks am Aachener Dom; in: B+B 8/2002, 16-19

Perler, Dominik (2004): Doppelt hält besser. Als Lügendetektor kommt diese Idee leider zu spät: Johannes Fried plädiert für eine neurokulturelle Wende der Geschichtswissenschaft; in: F.A.Z., vom 6.10.2004, S. L34

Siebigs, Hans-Karl (2004): Der Zentralbau des Domes zu Aachen – Unerforschtes und Ungewisses; Worms

Stellpflug, Anne (2004): Schwere Erschütterung. Warum Karl der Große von Köln nach Aachen umzog; gesendet am 2. 8. in Westdeutscher Rundfunk (WDR 5) *Leonardo - Wissenschaft und mehr* (Skript)

Stichel, Rudolf / Svenshon, Helge (2004): Vorbild der Weltschöpfung [Leserbrief zu Klotz]; in *Süddeutsche Zeitung*, vom 16. 9. 2004

Taube, Stefan (2004): Rezension Franz Krojer: Die Präzision der Präzession; in *Zeit-*

schrift für Anomalistik, 4 (1-3) 268 ff.
Topper, Uwe (2004) : Jörg Dendls Argument ist ein Zirkelschluss, in *Zeitschrift für Anomalistik,* 4 (1-3) 206-210
Wolff, Gerta (41993): Das römisch-germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt; Köln
Zeising, Gert (1999): "Zwischen den Zeiten" oder Zeitensprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer Forschung; in *Zeitensprünge* 11 (3) 459-479

Fortsetzung der Mittelalterdebatte

• 27.8. TV-Sender *BTV4U,* Ludwigsburg – Eine Stunde über das erfundene Mittelalter mit dem Moderator Bruno Brugger, HI und Anrufern • September: *Stuttgarter Nachrichten* und *Letzebuerger Land* - Martin ***Ebner***: Hägar der Spurlose. Freispruch mangels Beweisen? Für Wikinger-Züge ins Rheinland gibt es keine überzeugenden Belege (zur Bonner Ausstellung) • September, Hannover – Bucherscheinung von Andreas ***König*** et al.: *Höxter und Corvey im Früh- und Hochmittelalter*, mit einem Rempler gegen Heribert Klabes und Heribert Illig auf S. 455 • 30.10. *Die WELT,* Hamburg – Sven Felix ***Kellerhof***: Eine kühne Behauptung: "Karl der Große hat niemals gelebt." Ergänzung zu einem ganzseitigen Beitrag über Karl den Großen: Vom Gestern ins Heute (S. 10) • November, *Zeitschrift für Anomalistik,* Sandhausen 4 (2004) Nr. 1-3 – Jörg ***Dendl***: Karl den Großen gab es doch! Eine Kritik der chronologischen Voraussetzungen der These von den "fiktiven Jahrhunderten" von Heribert Illig, S. 192 / ***HI***: Karl der Große bleibt eine Fiktion, S. 200 / Franz ***Krojer***: Diskussion nur vordergründig "hinfällig", S. 203 / Uwe ***Topper***: Jörg Dendls Argument ist ein Zirkelschluss, S. 206 / Stefan ***Taube***: Rezension Franz Krojer: Die Präzision der Präzession; S. 268 ff. • 8.11. *Das Blättchen,* Berlin 7 (23) 26-28 – Hans-Hermann ***Krönert***: Gib mir dein Pfötchen (mit Erwähnung der Phantomzeitthese) • 15.11. Leipzig – *1. Leipziger Geschichtssalon* "Krazykat" zum Thema: Welches Datum haben wir heute? mit den Referenten Hans-Ulrich Niemitz und Ronald Starke. Über 60 Teilnehmer waren anwesend • November: *Festschrift für Fritz Mayrhofer* zur Vollendung seines 60. Lebensjahres: "Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen; Linz – Willibald ***Katzinger***: Linz ohne Phantomzeit (S. 327-340) • Bucherscheinung vom *Studiekring Eerste Millennium,* Bavel: Willibrord en Bonifatius. Waren ze ooit in Nederland? – Ad ***Maas*** / Paul van ***Overbeek***: Het verschijnsel verwalsing. Waren Willibrord en Bonifatius wel ergens, S. 101-123 (Bezug auf HI) • 9.12. Wien, Café Museum – Erstes Treffen der *Wiener Zeitenspringer,* durchgeführt von Siegfried ***Enzi*** und Peter ***Mikolasch***, Eröffnungsvortrag von HI •

Zur indischen Chronologie
Grundprobleme: Dritter Teil (Indica I/3)
Klaus Weissgerber

6/2. Indiens Nordwesten: Die Kushâna

Historisch folgten den Griechen in Baktrien und Nordwest-Indien die aus Mittelasien kommenden Kushâna, die zeitweilig hier ein Großreich errichteten. Ihre Geschichte, vor allem deren Chronologie, ist jedoch sehr umstritten, weil sie fast nur aus Münzen und Inschriften konstruiert werden kann. Deshalb sind die gelegentlichen Hinweise in griechischen Quellen auf die „Tocharoi" und in chinesischen Quellen auf die „Yuezhi" von besonderer Bedeutung. (In der indischen Literatur, z.B. in den Purânas, kamen sie nicht vor, lediglich der Herrscher Kanishka wurde in buddhistischen Legenden erwähnt.)

Es gab eine Kushâna-Ära, die mit der Krönung des Kanishka begann und in der bis zum Jahr 98 K. in Inschriften datiert wurde. Aus Münzfunden ergibt sich jedoch, dass es auch vor Kanishka Herrscher der Kushâna gab. Nach der Kushâna-Ära datierten mehrere Herrscher, deren Einzeldaten umstritten sind: Kanishka, Huvishka, Vasishka und Vasudeva. Aus der Ara-Inschrift wurde noch die Existenz eines Kanishka II. abgeleitet; Göbl unterschied weiterhin noch zwischen Vasudeva I. und II. Die letzte Inschrift mit Daten der Kanishka-Ära stammt aus dem Jahr 98 K.; eine Inschrift, die ursprünglich als 99 K. gelesen wurde, stammt tatsächlich aus dem Jahr 95 K. [Pohl 117, Anm. 72]. Danach erfolgten keine Datierungen mehr nach der Kushâna-Ära.

Das Problem besteht darin, die Jahre dieser Ära den Jahren der christlichen Zeitrechnung zuzuordnen. Hierbei handelt es sich um ein Problem, das seit mehr als 100 Jahren sehr umstritten ist; Altheim [1948, II.122] bezeichnete deshalb die Kushâna-Herrscher (neben den gräko-baktrischen Königen) als die „Schmerzenskinder der Chronologie". In der Diskussion wurden viele Vorschläge unterbreitet, auf wann das Jahr 1 K. zu datieren ist: Sie reichen vom Jahr -57 bis zum Jahr +278, differieren also über eine Zeitspanne von 335 Jahren! Posch [102] bemerkte: „Eine beachtliche Diskrepanz!"

Zur Lösung der Problematik fanden im vorigen Jahrhundert vier internationale Konferenzen statt (die ersten in London; die letzte 1968 in Dushanbe, der Hauptstadt von Tadschikistan); es erfolgte nicht einmal eine Annäherung der vielen Standpunkte.

Im 19. Jh. vertraten James Prinseps (der Entzifferer der Brâhmi-Schrift) und Christian Lassen (der eigentliche Begründer der indischen Altertumswis-

senschaft) den Standpunkt, dass das Jahr +78 (konventionell der Beginn der Shaka-Ära) mit dem Jahr 1 K. identisch war. Auch Salomon Lefmann [1890, 826 f.] hatte sich diesem Standpunkt angeschlossen. Altheim [1948, II.122] sprach sich entschieden gegen diesen Lösungsversuch aus:

> „Aber soviel ist klar: mit dem Ansatz des Kanishka auf 78 n. Chr. und mit einer Gleichstellung des Beginns der Shaka-Ära mit dessen Krönung ist es nichts. Das war von vornherein zu erwarten. Denn die Ära von 78 war, wie ihr Name besagt, eine solche der Shaka. Sie bezeichnet die Wiedereroberung von Ujjayinî durch diese und hat mit Kanishka nichts, aber auch gar nichts zu tun. Denn Kanishka war nun einmal kein Shaka."

Trotzdem wurde diese Gleichsetzung auch in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. mit verschiedenen, m. E. wenig überzeugenden Gründen von einigen Historikern und Archäologen, vor allem von dem Niederländer Pierre Eggermont und dem Franzosen Gérard Fussman, vertreten.

Auf der Internationalen Konferenz von 1913 in London äußerten einige Teilnehmer die Auffassung, dass der Beginn der Vikrama-Ära (-57) mit dem Beginn der Kanishka-Ära identisch sein könnte. In der Folgezeit wurde eine solche Frühdatierung von keinem einzigen Wissenschaftler mehr vertreten; die meisten datierten nunmehr den Beginn der Kanishka-Ära in das 2. und 3. Jh. Einige Beispiele:

> 100: Walter Posch
> 103: A.K.Narain
> 1. Viertel d. 2. Jhs.: Joe Cribb
> 125/28: A.H.D. Bivar
> 128: Garvin Hambly
> Zw. 120 u. 144: Hermann Kulke; Marilia Albanese
> 144: Luciano Petech; Roman Ghirshman; Helmut Humbach
> 201: Ingeburg und Herbert Plaeschke
> 232: Robert Göbl; Franz Altheim (im Alter)
> 278: Evgeny Zeymal

Sehr verbreitet ist die Datierung auf das Jahr +128:

> „Am heftigsten umstritten ist die letzte Datierung. Die hier angenommene Lösung entspricht jedoch der traditionellen Auffassung. Zwar wurden viele Gegenargumente gegen sie vorgetragen, die sie jedoch kaum zu erschüttern vermochten." [Hambly 58]

Ghirshman vertrat nur deshalb die Datierung auf das Jahr 144, weil er annahm, dass die frühen Sassaniden das Kushâna-Reich um 243 erobert hätten [FWG 17,103]. Ähnlich argumentierte auch Romila Thapar [2002, 223].

Großen Anklang haben aber auch die Spätdatierungen des österreichischen Numismatikers Robert Göbl gefunden. So hat F. Wilhelm sich in Band

17 *(Indien)* der *Fischer Weltgeschichte* [103 ff.] den Thesen Göbls voll angeschlossen. Auch Truhart [2000, 160 f.] datierte die Kushâna entsprechend Göbls Chronologie, ohne andere Ansätze überhaupt zu erwähnen.

Zunächst blieb Göbl noch im Rahmen der „traditionellen Auffassung". Er verglich die Münzen der Kushâna-Herrscher mit denen der frühen römischen Adoptivkaiser und behauptete, dass erstere Nachprägungen der letzteren seien. Solche Übereinstummungen sah er

- zwischen den Münzen des Vima Kadphises, eines Vorgängers des Kanishka, und denen des Trajan (98–117),
- zwischen den Münzen des Kanishka und denen des Hadrian(117–138),
- zwischen Münzen des Huvishka und denen des Antonius Pius (138–161) [vgl. Kulke/Rothermund 87].

Seit 1967 vertrat er den weitergehenden Standpunkt, dass die Kushâna-Ära erst mit dem Jahr 325 n.Chr. begann, in seinem Hauptwerk [1984, 57 ff.] identifizierte er dann das Jahr 1 K. mit dem Jahr 232 n. Chr. Seine Beweisführung ist so kompliziert, dass sie hier im einzelnen nicht dargelegt werden kann. Letztlich beruhte sie auf der Annahme, dass die Münzen des Ormazd, eines kuschanischen Statthalters des Sassanidenherrscher Shapur II. (309–379) mit denen des späten Vasudeva, die er als Münzen eines Vasudeva II. betrachtete und ins 4. Jh. datierte, zeitgleich wären. Durch Rückrechnung kam er dann auf das Jahr 232.

Walter Posch [111-121] widerlegte recht überzeugend diese Spätdatierungen Göbls. Er betrachtete schon seine Methodologie im Buch von 1984 als unwissenschaftlich:

> „Eigenart dieses Werkes ist es, sich nicht mit den Argumenten und Einwänden anderer Disziplinen auseinanderzusetzen [...] Aber auch Evidenzen auf dem Gebiet der Numismatik werden nicht diskutiert, wenn sie nicht in sein System passen." [Posch 111, Anm. 47]

Posch [147] datierte den Beginn der „dynastischen Zeit", also den Beginn der Kushâna-Ära, auf etwa +100. Insofern lehnte er auch die Erwägungen Göbls über die typologischen Ähnlichkeiten der Münzen der frühen römischen Adoptivkaiser und der frühen Kushâna-Herrscher, m. E. zu Recht, ab.

Leider ging Posch nicht auf ein Argument Göbls ein, das F. Wilhelm [FWG 17,103] für sehr beweiskräftig hielt. Göbl verwies auf ein Münzmedaillon, das auf der Vorderseite Kaiser Konstantin I. (306–337), auf der Rückseite den Kushâna-Herrscher Huvishka zeigt. Ich behalte mir vor, in einem eventuellem Folgebeitrag („Indiens Münzen") hierauf einzugehen, möchte aber jetzt schon darauf hinweisen, dass nach meiner neuen Chronologie die Zeit Kaiser Konstantins I. der des nordindischen Herrschers Harsha (s. Kap. 8) entspricht. Die Rückseite des Medaillons könnte nicht Huvishka, sondern Harsha zeigen.

Posch lehnte nicht nur die Spätdatierung Göbls, sondern auch die Frühdatierung Fussmans (+78) ab. Soweit es um letzteren geht, beschränkte er sich darauf, chinesische Berichte zu zitieren, die er natürlich konventionell datierte, so dass ich seine diesbezüglichen Argumente für wenig beweiskräftig halte [Pohl 106-111].

In den griechischen Schriftquellen wurden alle Nomadenvölker nördlich des Oxos (Amu-Darja) durchweg als Skythen bezeichnet; die Saken und Sogdier waren nur ein Teilvolk derselben. Im -2. Jh. wurde Baktrien von anderen skythischen Stämmen erobert, die mit den Saken und Sogdiern nicht identisch waren:

> „Die größte Berühmtheit unter den Nomaden erlangten jene Stämme, die den Griechen Baktrien wegnahmen - die Asier (Asioi), die Tocharer (Tocharoi) und die Sakarauken (Sakuraukai), die vom fernen Ufer des Jaxartes (=Syr Darja) aus aufbrachen, Nachbarn der Saken und der Sogdier, die von den Saken besiegt worden waren." [Strabon XI, 511]

Pompejus Trogus hatte diese Eroberung ebenfalls in seinem verloren gegangenen Geschichtswerk geschildert. Im „Prolog" (Inhaltsverzeichnis) zum 41. Kapitel schrieb er:

> „Skythische Völkerschaften, die Sarauker (Saraucae) und Asianer (Asiani), unterwerfen Bactra und die Sarducer."

Im „Prolog" zum 42. Kapitel heißt es:

> „Skythische Begebenheiten. Die asianischen Könige der Tocharer (‚Reges tocharum asiani') und der Untergang der Sarduker."

Ich habe schon auf einen Beutezug der Saken hingewiesen, der von Justinus im 41. Kapitel seiner Trogus-Auszüge beschrieben wurde und mit dem Tod des Partherkönigs Phraates endete. Dieser Beutezug wird zu Recht auf -127/26 datiert. Justinus unterschied diese „Skythen" ausdrücklich von den „Tocharern". Er schrieb, dass Artabanos, der Bruder und Nachfolger des Phraates, nach dem Abzug der Saken die in Baktrien eingedrungenen Tocharer angegriffen hätte:

> „Artobanus aber wird in einem gegen die Togarier (‚togariii') begonnenen Kriege am Arm verwundet und stirbt sogleich." [Justinus 41,2]

Dies geschah, wenn man diesen Bericht in Zusammenhang mit den Datierungen anderer griechischer Autoren stellt, spätestens -124/23. Kurz vorher, also um -126, müssen somit die Tocharer und Asianer in Baktrien eingedrungen sein.

In Ost-Turkestan (Xinjiang) wurden seit Beginn des vorigen Jhs. (vor allem in der Oase Turfan) Ausgrabungen vorgenommen. Hierbei wurden Abbildungen von Menschen mit roten Haaren und blauen Augen gefunden,

die also keine Türken oder Mongolen waren [Tarn in Altheim/Rehork 129; Narain 1990]. Durch das trockene Wüstenklima blieben Handschriften in Brâhmi-Schrift erhalten. Es erwies sich, dass die Sprachen indoeuropäisch waren. Es ist üblich, diese als Tocharisch A und B zu bezeichnen; es handelte sich um nordiranische Sprachen oder Dialektgruppen. Diesen Standpunkt hatte schon Altheim [1948, II.89] vertreten; er hat sich inzwischen in der Linguistik durchgesetzt. (Früher wurde Tocharisch zu den konstruierten „Kentum-Sprachen" gerechnet und deshalb sogar als „Keltisch" bezeichnet.) Die gefundenen Handschriften stammen aus der Tang-Zeit und haben zumeist buddhistischen Inhalt. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich hier um zurückgebliebene Tocharer gehandelt hat.

Dabei muss jedoch gesehen werden, dass nicht nur Tocharer, sondern auch andere Völker, wie die von Strabon und Trogus genannten Asianer/Asier und Sarauker/Sakurauken, Baktrien besetzt haben. In dieser Stammesföderation hatten nach dem Bericht des Trogus die Asianer die Führung. Auch deren Identität ist umstritten. Vieles spricht dafür, dass sie mit den von Plinius [VI,48] genannten „Arsi" identisch waren; die „Tocharer A" nannten sich in ihren Handschriften selbst „Ârshi" [vgl. Altheim 1947, I,51 ff., der allerdings diese Identität bestritt]. Der Name der „Arsi" stand auch auf uighurischen Inschriften [Franke III.180].

Tarn [1938, 287, 533] hat vermutet, dass die „Kushâna" als führende Sippe der Stammesföderation dem Volk der Asianer (= Arsi) entstammten. Anscheinend waren sie ein Teilstamm der (iranischen) Alanen, die sich nach den Angaben von Ibn Batuta selbst „Âs" nannten [Marquart 165]. So bezeichnen sich noch heute die im Kaukasus lebenden Osseten, die Nachkommen der Alanen sind [Marquart 168; Altheim/Rehork 450]. Die Münzinschriften der Kushâna waren jedenfalls iranisch [Brentjes 1981, 150].

Aufschlussreich sind die Münzen und archäologischen Funde, die den frühen Kushâna zugeschrieben werden.

Als erster bekannter Kushâna-Herrscher gilt Heraios (die frühere Lesung Heraos ist unrichtig; vgl. Posch [127, Anm. 114]), der durch eine in Kanghulik/Mittelasien gefundene Silbermünze, die sich im British Museum in London befindet, bekannt ist. (Mitunter wird behauptet, dass Heraios auch weitere Münzen hinterlassen habe; Belege hierfür liegen mir bis jetzt nicht vor.) Diese Münze soll nach dem Vorbild der Münzen des Gudophares geprägt worden sein [Posch 123], dessen 26. Regierungsjahr ich auf -144 datiert hatte. Die Münzlegende ist griechischsprachig und kaum lesbar. Eduard Meyer [55] las: TYIANNOYNTOΣ HIAOY ΣAKA KOIIANOY. In der Literatur ist es üblich, ohne den Originaltext zu zitieren, diesen als „Heraios, Tyrannuntos der Kushâna" [Albaum/Brentjes 120; Posch 123] wiederzugeben. Während Meyer noch

„sakische Kuschana" übersetzte, wird nunmehr das Wort „Saka" einfach weggelassen, auch „koiannou" klingt seltsam. Insofern erscheint es zweifelhaft, ob es sich überhaupt um einen Kushâna-Herrscher gehandelt hat. Im Gegensatz zu diesen nannte er sich auch nicht „basileos" (König). Posch schloss daraus, dass er noch nicht Gesamtherrscher der Kushâna war.

Die sowjetische Archäologin Galina Pugatschenkowa [1966, T. XXX u. Abb. 94] fand bei der Ausgrabung des Palastes von Chaltschajan (Khalchayan) in Tadschikistan Terrakottaplastiken eines Fürsten, die dem Bildnis der Heraios-Münze ähnelte. Posch [142 f.] unterstützte diese Deutung; nach seiner Auffassung nimmt der „plastische Schmuck" Chaltschajans kulturgeschichtlich eine Mittelstellung „zwischen graeko-baktrischer und der hochkuschanzeitlichen Reliefkunst" ein. Der Grundriss dieses Palastes soll dem eines Palastes entsprechen, der in Babisch-Mulla II am Aralsee ausgegraben wurde [Albaum/ Brentjes 120f.; Brentjes 1983, 149]. Diese Ähnlichkeit spricht dafür, dass die Tocharer zunächst am Aralsee siedelten, bevor sie nach Tadschikistan und später nach Baktrien zogen. In Mittelasien wurden (griechisch beschriftete) Münzen aus dieser Zeit gefunden, die von "Phar...-Arseiles", Sapadbizes, Pabes und Phseigacharis geprägt wurden [Posch 127]. Diese können Fürsten der Saken, aber auch einzelner tocharischer Stämme gewesen sein.

In Baktrien und im südlichen Mittelasien wurden viele Münzen des Kujula Kadphises und des Vima Kadphises gefunden, die nach den Legenden zweifellos Kushâna-Herrscher waren. Da beide sich oft nur Kadphises nannten, war es zunächst recht umstritten, ob es sich um ein und denselben Herrscher oder um zwei handelt [vgl. Lefmann 825 f.]. Auch unter dem Einfluss eines chinesischen Berichtes im *Hou Hanshu,* auf den ich noch eingehen werde, hat sich nunmehr die Auffassung durchgesetzt (Posch zweifelt noch), dass es sich um zwei Herrscher – Vater und Sohn – handelt. Dafür sprechen schon die verschiedenen Bildnisse auf den Münzen, aber auch die Prägungsweise. Die Münzen des Kujula Kadphises sind dem römischen Denar nachgeahmt, Vima Kadphises prägte Goldmünzen, unter anderem Doppelmünzen. Nach der Auffassung von Göbl [1984, 58] entsprachen diese dem römischen Gold-Aureus, der erst +215 unter Caracalla eingeführt worden sei; er zog entsprechende chronologische Schlussfolgerungen. Posch [114 f.] widerlegte überzeugend diese Behauptung. So kursierte schon eine goldene Doppelmünze, der „Stater", seit Alexander dem Großen im Orient.

Die ersten Prägungen des Kujula Kadphises gelten insofern als interessant, weil sie auf der einen Seite den graekobaktrischen Herrscher Hermaios, auf der anderen Seite Kujula Kadphises zeigen [Münzbeschreibung siehe: Meyer 64, Anm. 71; FWG 17,101 f.]. Hermaios gilt als letzter gräkobaktrischer Kleinfürst; Münzen, die nur ihn zeigen, wurden im Kabul-Tal gefunden [Alt-

heim 1948, II.122]. Die Münzen mit den zwei Herrschernamen sprechen dafür, dass im Kabul-Tal für eine gewisse Zeit eine Doppelherrschaft bestanden hat, aber auch dafür, dass der Machtantritt des Kujula Kadphises sehr früh, nach dem bereits erwähnten Purâna-Texten vor -102 anzusetzen ist. Ich halte es für möglich, dass dieser Hermaios mit dem Heraios der Kanghulik-Münze identisch war und dass Vater und Sohn gleichzeitig in Kabul regiert hatten. (Nach weiteren Studien werde ich im Folgebeitrag „Indiens Münzen" auch hierzu Stellung nehmen.)

Auf späteren Münzen bezeichnete sich Kujula Kadphies als Alleinherrscher, als „mahârâja" [Kunkel/Rothermund 84]. Schon dieser Titel zeigt, dass er seine Herrschaft auf Nordwest-Indien ausgedehnt haben muss. Die Münzen des Vima Kadphises tragen auf der Rückseite Abbildungen indischer Götter und Symbole. Er bezeichnete sich persisch als „König der Könige" und in Sanskrit „mahîshvara" (Erdbeherrscher [FWG 17, 102]).

Die meisten Historiker vertreten die Auffassung, dass die beiden Kadphises in das +1. Jh. und später zu datieren sind. Das würde bedeuten, dass nach der Eroberung Baktriens durch die Kushâna (Tocharer/Asianer) um -126 mindestens ein Jahrhundert lang keine Münzen geprägt wurden und keine Königsherrschaft bestanden hat. Dagegen spricht schon der archäologische Befund. Ich erinnere daran, dass in Taxila-Sirkup die Münzen des Kujula Kadphises unmittelbar den Münzen des Azes II. und Gudophares folgten. Kujula Kadphises muss somit noch dem späten -2. Jh. zugeordnet werden. Ich erinnere weiterhin an die Silberrollen-Inschrift von Taxila, die dem „maharaja rajatirara devaputra kushana", also einem der beiden Kadphises, gewidmet war. Ich datierte diese Inschrift im Saken-Abschnitt nach der Arsakiden-Ära auf das Jahr -121. Wenn diese Datierung richtig ist, kann nur der ältere Kadphises gemeint gewesen sein.

Typologisch ähneln die Münzen des Vima Kadphises denen des Kanishka so, dass letzterer der unmittelbare Nachfolger des Vima Kadphises gewesen sein muss. Zwischen beiden gab es keine Prägungen eines anderen Kushâna-Herrschers. Es werden zwar einige Münzen eines namenlosen Herrscher mit der Legende „Soter megas" (Großer Erlöser) gefunden. Da Vima Kadphises diesen Titel führte, muss davon ausgegangen werden, dass er auch die namenlosen Münzen geprägt hat [so überzeugend Posch108 ff.].

Chinesische Berichte über die Yuezhi

Schon Lassen [II.370 ff.] hat zur Datierung der Geschichte Nordwest-Indiens im Altertum chinesische Berichte herangezogen. Altheim [1947/48] und Franke [I-III] haben diese ausführlich zitiert.

Vor einigen Jahren hat Walter Posch, ein Iranologe mit anscheinend guten

Chinesisch-Kenntnissen (seine Frau ist Chinesin), eine ausführliche Analyse der frühen chinesischen Schriftquellen zur baktrischen Problematik durchgeführt; er versuchte, mit Hilfe chinesischer Datierungen alle seine Kontrahenten widerlegen zu können. Ich teile Poschs Auffassung über die Bedeutung der chinesischen Berichte für die richtige Datierung der mittelasiatischen und indischen Geschichte. Allerdings gehe ich davon aus, dass diese um Jahrhunderte zurückdatiert werden müssen.

Meine neue Konzeption habe ich in *Sinaica I-IV* ausführlich und konkret begründet. Ausgangspunkt meiner Analysen war Illigs These, dass in Byzanz und Europa zwischen 614 und 911 eine Phantomzeit bestand. Gerade während dieser Zeit regierte aber in China die Tang-Dynastie (konv. 618–907), deren Existenz durch archäologische Relikte, konkrete Schriftquellen und Synchronismen mit japanischen Schriftquellen so gut gesichert ist, dass sie, ohne sich wissenschaftlich lächerlich zu machen, nicht gestrichen werden kann. Ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass alle chinesischen Daten von +319 bis 911 um 297 Jahre, alle Daten bis +228 um 208 Jahre zurück datiert werden müssen: „Die Jahre 229 und 318 können zeitidentisch sein" [*Sinaica* IV, 730].

Es besteht somit in China eine Leerzeit von etwa 89 Jahren. Da es im Kapitel 6 nur um Datierungen bis +229 geht, kommt hier nur die Rückrechnung um 208 Jahre in Betracht.

Die folgenden Ausführungen beruhen auch auf einer allseitigen Auswertung der deutschen Übersetzung der zweiten Bandes der *Chinesischen Urkunden zur Geschichte Asiens,* den 1926 Otto Franke aus dem Nachlass des niederländischen Sinologen J.J.M. de Groot veröffentlicht hat. Leider ist es mir hier nicht möglich, eingehender auf diese, zum Teil sehr auslegungsbedürftigen Primärquellen einzugehen; ich muss mich auf einige grundlegenden Bemerkungen beschränken.

Alle hier interessierenden chinesischen Quellen sprechen von den Yuezhi, die, von Gansu und Ost-Turkestan (heute Xinjiang) kommend, nach Mittelasien gezogen waren und schließlich Daxia (Baktrien) erobert hatten. Ich habe, wie die meisten Spezialisten, keine Zweifel, dass diese mit den Tocharern der griechischen Quellen identisch waren. Mitunter ist in den chinesischen Quellen auch von „Da Yuezhi" (Großen Yuezhi) die Rede. Dieser Begriff bringt m.E. deutlich zum Ausdruck, dass es sich um einen Bund mehrerer Stammesverbände gehandelt haben muss. Allerdings klingt dieser Name dem der Tocharer gar nicht ähnlich. Hierzu muss gesagt werden, dass wir nicht wissen, wie die chinesischen Schriftzeichen im Altertum ausgesprochen wurden. Insofern erscheint mir eine Bemerkung Poschs interessant:

„Die vor allem in der westlichen Literatur etablierte Lesung des Namens wurde in der chinesischen Forschung seit kurzem in Frage gestellt. Man

verbindet das erste Zeichen „yue" mit dem Radikal ‚Fleisch', dessen Lesung ‚rou' ist. Die sich daraus ergebende Aussprache des Namens ist demnach ‚Rouzhi'" [Posch 84, Anm. 28].

(Die Aussprache des Pinyin-Buchstaben „r" kann im Deutschen nicht wiedergegeben werden. Sie ähnelt dem „j" im Wort „Journalist".)

Im *Hou Hanshu* (den „Annalen der Späten Han") befindet sich im Kap. 118 eine zur Lösung der Yuezhi-Frage sehr bedeutsame Bemerkung:

„In verschiedenen Ländern wurden die Yuezhi immer ‚königliche Guishuang' (= Kushâna) genannt, aber die Han blieben bei dem alten Namen und nannten sie Da Yuezhi" [de Groot II.101; Franke III.212; Posch105].

Für die Problematik dieses Kapitels kommen vier chinesische Geschichtswerke (Dynastiegeschichten) in Betracht. Es gibt drei bis vier Zitate, die in der allgemeinen Literatur immer wieder angeführt werden. Die meisten Autoren verzichten jedoch darauf, konkreter auf die jeweilige Quelle einzugehen. Das Wissen um die Herkunft des jeweiligen Zitats ist jedoch unerlässlich, um zu einer vernünftigen chronologischen Abfolge zu kommen.

Die „Historischen Aufzeichnungen" *(Shiji)* des Sima Qian (ca. 135–93), waren die erste Dynastiegeschichte, nach deren formellen Aufbau (Annalen – Sachgebiete – Einzelbiographien) sich alle folgenden 24 offiziellen Dynastiengeschichten richteten. In diesem Werk wurde die Geschichte Chinas seit den Urzeiten (soweit dies nach den Büchervernichtungen des 'Einigungskaisers' Shi Qin Huangdi noch möglich war) bis in die Zeit des Kaisers Wudi (141–87), etwa bis -101, beschrieben.

Dem *Shiji* folgten die „Annalen der frühen Han-Dynastie" *(Qian Hanshu)*, in denen die Zeit von -206 bis +8 dargestellt wird. Als Autoren gelten Ban Biao, dessen Sohn (und Hauptverfasser) Ban Gu und Ban Zhao (die Tochter des Ban Biao und Schwester des Ban Gu), die das Werk [laut Garnet 145] +82 zum Abschluss brachte.

Die Ereignisse von -206 bis etwa -101 wurden somit sowohl im *Shiji* wie auch im *Qian Hanshu* beschrieben.

In diese Zeit fiel die legendäre Reise des Zhang Qian in die „Westländer". Dieser war ein chinesischer Diplomat, der nach dem *Shiji* und dem *Qian Hanshu* gegen -139 vom Kaiser Wudi beauftragt wurde, Verbindung zu den Yuezhi aufzunehmen. Diese waren nach ihrer Unterwerfung durch die „Xiongnu" unter Maodun nach Westen ausgewandert. (Ein Teil, die „Kleinen Yuezhi", verblieben allerdings in Ost-Turkestan [de Groot II.95]).

Die Reise des Zhang Qian verlief sehr abenteuerlich. So geriet er zehn Jahre lang in Gefangenschaft der Xiongnu, ehe er die Yuezhi im nördlichen Mittelasien umweit eines Sees (wohl des Aral-Sees) fand. Er hielt sich einige Zeit bei ihnen auf und soll auch in Kangyu (Samarkand) und Daxia (Baktrien)

gewesen sein. Auf der Rückreise fiel er neuerlich in die Gefangenschaft der Xiongnu, ehe er gegen -126 wieder in China eintraf. (In den Texten wurden natürlich keine christliche Jahreszahlen, sondern Kaiserdevisen – nianhao – angegeben.) Die Berichte des Zhang Qian sind im Kapitel 123 des *Shiji* („Bericht über Da Yuan"), im Kapitel 61 des *Qian Hanshu* („Bericht über Zhang Qian und Li Guangli") und im Kapitel 95 des gleichen Werkes („Bericht über die Barbaren des Südens und des Westens") enthalten. Schon zu Beginn des 20. Jhs. wurde die Glaubwürdigkeit dieser Berichte angezweifelt:

> „Pelliot glaubt [...], daß das 123. Kapitel der Lebensbeschreibung Tschang K'iens im 61. Kapitel der Han-Annalen entnommen sei, nicht umgekehrt, wie man annehme, und daß ein Fälscher es in das Schi ki eingeschoben habe. Die Lebensbeschreibung selbst aber fuße zum Teil auf einen historischen Roman des 1. nachchristlichen Jahrhunderts, der die Legenden über Tschang K'ien verarbeitet habe." [Franke III,186]

Vor einigen Jahrzehnten hat der niederländische Sinologe Anthony Hulsewé [1979] in einer Neuausgabe der einschlägigen Berichte erneut ernste Zweifel an der Zuverlässigkeit des Textes des *Shiji* 123 geäußert; der ursprüngliche Text sei während der frühen Han-Zeit entscheidend geändert worden. Posch [65-80] sprach sich dagegen entschieden für die Authentizität dieses Kapitels aus.

Meine Studien haben ergeben, dass die Berichte des *Shiji* 123 und des *Qian Hanshu* tatsächlich fast wortidentisch sind. Den Argumenten Poschs folgend, möchte ich davon ausgehen, dass der Urtext des Zhang-Berichtes weitgehend erhalten geblieben, aber in der frühen Han-Zeit (nach meiner Chronologie, wie ich noch begründen werde, *vor* der Eroberung Baktriens) überarbeitet worden ist.

Nach meiner neuen Chronologie kehrte Zhang Qian -334 (208 Jahre vor -126) nach China zurück; er hielt sich somit einige Jahre vor Alexander dem Großen in Mittelasien auf. In seinen überlieferten Berichten wurden Zustände beschrieben, die der uns aus griechischen Berichten bekannten Situation in dieser Region vor Alexander voll entsprechen. Das gilt auch für Persien. Der iim Bericht gebrauchte Begriff „Anxi" deutet zwar auf das Arsakidenreich hin und wurde wohl auch in dieser Zeit in den Text eingefügt; der überlieferte Bericht [de Groot II,17] kann jedoch als Beschreibung des Achämenidenreiches gelten.

Die umfangreichen Berichte im *Shiji* über die Yuezhi wurden im entsprechenden Text des Kap. 61 *Qian Hanshu* wie folgt zusammengefasst:

> „Zu dieser Zeit waren die Yuezhi bereits von den Xiongnu geschlagen worden und hatten westwärts die Sai-wang geschlagen. Die Sai-wang wichen südwärts aus und zogen weithin fort, die Yuezhi wohnten in ihrem Land." [de Groot II.24; Altheim 1948, II.106]

„Sai-wang" bedeutet „königliche Sai"; der Begriff erinnert an die von Herodot erwähnten „königlichen Skythen" im nördlichen Schwarzmeergebiet. Ich habe keine Zweifel an der Identität dieser „Sai" mit den Saken, die nach iranischen und griechischen Berichten im -4. Jh. Persien bedrohten. De Groot [II.25] und Altheim [1948, II.107] vertraten die Auffassung, das entsprechende chinesische Schriftzeichen sei in der Han-Zeit „sak"ausgesprochen worden.

Der zitierte Text besagt eindeutig, dass nur die „Sai" nach Süden zogen, während sich die Yuezhi im nördlichen Mittelasien, dem früheren Land der „Sai" niederließen. Nirgends ist in dem chinesischen Text davon die Rede, dass auch die Yuezhi mit den „Sai" nach Süden zogen. Das hat aber anerkannte Historiker nicht davon abgehalten, dies zu behaupten. Einige Beispiele:

> „So standen bald nach 160 v. Chr. zwei gleich mächtige Horden, die Saken und die Yüe-tschi, drohend vor der griechisch-baktrischen Grenze am ‚Jaxartes'". [Hambley 50]
>
> „Nach chines. Quellen verließen die Sê (= Saka) zusammen mit den Ta Yüe-chih (Tocharern) zwischen 170 und 160 v. Chr. T'en-shan, brachen in Transoxanien ein und bereiteten der griech. Herrschaft zwischen 133 und 129 den Untergang." [Duchesne-Guillemin 1502]

Man wird auch vergeblich in den damaligen chinesischen Texten nach einer Erwähnung der „Griechen" suchen. Die Beispiele zeigen, wie unseriös manche Historiker zitieren. Offensichtlich wurden griechische und chinesische Berichte in Einklang gebracht (Keiner ahnte, dass diese verschiedene Zeiten betrafen.)

Im *Shiji* 123 und *Qian Hanshu* 61 [de Groot II.23 ff.] wurden auch Berichte des Zhang Qian über die Wusun, bei denen er sich während einer späteren Gesandtschadt aufhielt, wiedergegeben. Auch diese siedelten ursprünglich in Ost-Turkestan und waren nach Westen ausgewandert. Sie siedelten dann im mittelasiatischen Siebenstromland; ihre Zahl wurde mit 630.000 angegeben [de Groot II.122]. Aus Kap. 90 des *Qian Hangshu* ergibt sich, dass sie -71 (= +137 !!) 39.000 Xiongnu gefangennahmen [de Groot II.197]; sie stellten eine Macht dar. Bemerkenswert sind die Angaben eines späteren *Shiji*-Kommentators, Yan Shigu (579–645):

> „Unter den Bewohnern der Westlande hatten die Wusun das eigentümlichste Aussehen. Diejenigen der heutigen Hu (Barbaren), welche blaue Augen und einen roten Bart haben und an Gestalt dem Mi-Affen ähneln, sind ihrem Stamm entsprossen." [de Groot II.123]

Diese Angaben wurden archäologisch bestätigt: In den „Wusun-Gräbern" im Siebenstromland wurden sehr viele europide Schädel gefunden [Maenchen-Hel-

fen 252]. Meines Wissens hat hieraus noch kein Historiker weitergehende Schlussfolgerungen gezogen. Ich wage die These, dass die Wusun mit den Asianern, die mit den Tocharern Baktrien eroberten und deren Führung übernahmen, identisch waren. Möglicherweise ist der Name der Kushâna aus dem der Wusun entstanden!

Aus *Shiji* 123 ergibt sich, dass sich Zhang Qian während seiner ersten Gesandtschaft in „Daxia" aufhielt; so bezeichneten die Chinesen Baktrien in späterer Zeit. Aus dem überlieferten Text ergibt sich aber nicht eindeutig, dass schon Zhang Qian Baktrien gemeint hat. Nach seinem Bericht waren die Bewohner von Daxia, im Unterschied zu den nomadisierenden Yuezhi, sesshaft und wohnten in ummauerten Siedlungen:

> „In Daxia gab es kein königliches Oberhaupt; überall setzten die Städte kleine Häuptlinge ein." [de Groot II.95]

Diese Schilderung ist schwer mit der Situation in Baktrien der Jahre -139 bis -126 zu vereinbaren, wie wir sie aus den griechischen Berichten kennen. Sie trifft aber auf Baktrien vor Alexander dem Großen zu und würde damit meine neue Chronologie bestätigen. Franke [I.408] machte darauf aufmerksam, dass der Zhang-Bericht keine einzige Angabe über den Buddhismus enthält. Dies könnte auch dafür sprechen, dass Zhang Qian das voralexandrinische Baktrien gemeint hat, da erst Ashoka den Buddhismus nach Baktrien gebracht hat.

Franke [III,29 f.] vertrat aber die Auffassung, dass der Begriff „Daxia" ursprünglich überhaupt nichts mit Baktrien zu tun hatte, sondern dass damit das jeweilige Siedlungsgebiet der Tocharer, zur Zeit des Zhang Qian also das spätere Choresmien (am Aral-See), soweit es von sesshaften Tocharern besiedelt war, gemeint war. (Der Pinyin-Buchstabe „x" wird etwa wie der deutsche „ich"-Laut ausgesprochen.) In allen Berichten des Zhang Qian über Wusun heißt es, dass „Daxia" westlich von Wusun liegt. So schrieb er laut *Shiji* 123 dem Kaiser:

> „Haben wir erst einmal die Verbindung mit den Wusun, dann können wir das westlich von ihnen gelegene Daxia und was sonst dazu gehört, auffordern, unsere ausländischen Untertanen zu werden" [Franke I.342].

Baktrien liegt aber südlich des Siebenstromlandes, Choresmien dagegen westlich desselben ! Erst als die Tocharer Bakrien eroberten, wurde nach der Auffassung von Franke, der ich zuneige, der Name „Daxia" auf Baktrien übertragen.

In der Literatur fand ich verschiedene Angaben darüber, wann das *Qian Hanshu* abgeschlossen wurde: Gernet [145] nannte das Jahr +82, welches nach meiner Konzeption dem Jahr -126 entsprechen würde. Das war nach griechischen Quellen genau die Zeit, in der Tocharer und Asier/Asianer Baktrien

eroberten. Ich halte es für ausgeschlossen, dass die Kunde hiervon den Endkompilator der Annalen noch erreicht hat und er diese im ‚letzten Augenblick' noch einarbeiten konnte. Die aktuellsten Informationen zu den Yuezhi sind im Kapitel 95 des *Qian Hanshu* enthalten. Hier heißt es, dass zu dieser Zeit die „Da Yuezhi" fünf Gebiete („xihou") beherrschten, die teilweise nach ihren Hauptstädten benannt wurden: Xiumi, Shuangmi, Guishuang, Xidun und Gaofu [vollständiger Text: de Groot II.97; Pulleyblank121ff.; Posch 104 f.].

Woher hatten die Verfasser des *Qian Hanshu* aber ihre Informationen über die Yuezhi? Franke [I,396] hatte schon darauf aufmerksam gemacht, dass Ban Biao, der Erstverfasser des Werkes, Vater von Ban Gu und Ban Zhao, im Jahr +33 Gehilfe des Generalgouverneurs von Ost-Turkestan war und insofern Informationsmöglichkeiten hatte. Edwin G. Pulleyblank [1968, 251 f.] wies darauf hin, dass dessen Sohn Ban Chao +74/75 an einem Feldzug des Dou Gu in die Westlande teilgenommen hatte und bestimmt über seine Erlebnisse berichtet hat. In diesem Kapitel wurde nach meiner Chronologie die Situation von -133/34 (208 Jahre vor +74/75), also die Situation vor der tocharisch-asianischen Invasion in Baktrien geschildert.

In diesem Kapitel 95 wurde zum "xihou" Guishuang nur angeführt, dass dessen Hauptstadt Huzao war. (Dies könnte der Palast des Kushâna-Fürsten Heraios in Chaltschajan gewesen sein.) Im *Qian Hanshu* ist noch keine Rede davon, dass an der Spitze aller „Da Yuezhi" ein König stand; es war auch keine Rede davon, dass sich diese „xihou" überhaupt in Baktrien befanden. Lediglich mit „Gafao" könnte Kabul gemeint gewesen sein. Dies war aber ein Irrtum, wie später im *Hou Hanshu* betont wurde.

Erst Jahrhunderte nach dem *Qian Hanshu* entstanden die „Annalen der späten Han" *(Hou Hanshu)*. Diese behandelten die Zeit von +8 bis 220 (nach meiner Konzeption also die Zeit von -200 bis +12). Als Verfasser gilt Fan Ye, der 445 gestorben sein soll. In der heutigen Form entstand das *Hou Hanshu* aber weitaus später:

> „Erst im 11. Jh. ist es aber aus anderen früheren Quellen zu der Form vervollständigt worden, in der wir es heute haben" [Franke I.268; mit konkreter Begründung III,151].

Trotzdem haben sich die Aussagen dieses Werkes über die Yuezhi, die in mehreren Kapiteln erwähnt wurden, als glaubwürdig erwiesen; sie wurden vor allem durch Münzfunde bestätigt. Soweit in dem Werk allerdings chronologische Angaben enthalten sind, habe ich Zweifel an deren absoluter Zuverlässigkeit.

Die Passage des Kap. 118 des *Hou Hanshu,* die auf die Yuezhi Bezug nimmt, beginnt mit einem Satz, der offensichtlich Kap. 95 des *Qian Hanshu* entlehnt ist:

„Die Yuezhi wurden ehemals von den Xiongnu unterworfen. Sie verlegten

ihre Wohnsitze nach Daxia und teilten ihr Land in die fünf „xihou" Ximui, Shuangmi, Guishuang, Xidun und Dumi auf." [de Groot II.101; Hambly 54]

„Gaofu" wurde also nicht mehr als „xihou" erwähnt:

„Dieses gehörte niemals den Yuezhi. Die Geschichte der frühen Han betrachtet Gaofu als eines der fünf „xihou", aber das war nicht richtig. Es gehörte den Anxi (= Persern). Die Yuezhi erlangten Gaofu erst, als sie die Anxi besiegten." [de Groot II.101; Pulleyblank 254; Posch 104].

Im „Westland-Kapitel" 118 des *Hou Hanshu* wurde (nach der aus der dem *Qian Hanshu* entnommenen Passage) erstmals die weitere Entwicklung der Yuezhi dargestellt:

„Mehr als hundert Jahre später griff der Herrscher des xihou Guishuang, Qiujiuque (K'iu-tsiu-k'io; Ch'iu-chiu-ch'üeh), die anderen fünf xihou an. Er nannte sich selbst König. Der Name seines Königreiches war Guishuang (Kuei-shuang). Dieser König griff die Anxi an und eroberte das Gebiet von Gaofu (Kao-fu). Darüber hinaus zerstörte er Puda (P'u-ta) und Jibin (Ki-pin, Chi-pin) und brachte ihr Gebiet völlig in seine Gewalt" [de Groot II.101; Zürcher 367; Posch 104].

Umstritten sind die Begriffe „Puda" und „Jibin"; anscheinend waren es Gebiete im südlichen Baktrien [hierzu u.a. Posch 122, 124].

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass in der zitierten Passage die Einigung der Yuezhi-Stämme unter Kujula Kadphises und die Gründung des Kushâna-Reiches beschrieben wurde. Wann ist dies aber geschehen? Man könnte denken, dass sich die „mehr als hundert Jahre" auf die Eroberung Baktriens um -126 beziehen. Diese Lösung wird aber von den meisten Historikern abgelehnt, weil sie bedeuten würde, dass Kujula Kadphises schon -26 die Regierung angetreten hätte; dieses Datierung wäre auch nicht mit der Behauptung zu vereinbaren, dass Kanishka erst im +2. Jh. oder später seine Regierung antrat.

Wie die meisten Historiker betrachte ich diese Zeitangabe als unbestimmte Floskel, die bei der Kompilation der verschiedenen Quellen, die dem Werk zugrunde lagen, verwendet wurde und die deshalb nicht auf die Goldwaage gelegt werden darf. Es spricht aber auch wenig dafür, dass der Autor überhaupt die Eroberung Baktriens gemeint hat; auch der Marsch der Yuezhi vom Aralsee nach Tadschikistan kommt in Betracht. Das *Hou Hanshu* berichtete im Kap. 118 weiter:

„Qiujiuque starb im Alter von mehr als achtzig Jahren. Sein Sohn Yan Gaozheng (Yen Kao-chen) folgte ihm als König. Er zerstörte Tianzhu (T'ien-chu; = Indien) und setzte dort zur Kontrolle einen General ein. Seitdem sind die Yuezhi sehr reich und stark. In verschiedenen Ländern wurden die Yuezhi immer ‚königliche Guishuang' genannt, aber die Han

blieben bei dem alten Namen und nannten sie Da Yuezhi" [de Groot II.101; Zürcher 367; Posch 105].

Offensichtlich ist hier von Kujula Kadphises und Vima Kadphises die Rede. Mit Hilfe dieses Berichtes ist es möglich, die Münzfunde zu verstehen; der Bericht muss nur richtig zeitlich eingeordnet werden. Da die späte Han-Dynastie +220 (nach meiner Konzeption +12) endete, müssen die beiden Kadphises vor diesem Endjahr der Dynastie gelebt und regiert haben.

Das *Hou Hanshu* berichtete auch über das weitere Schicksal des Ban Chao: Er wurde Generalgouverneur („duhu") Ost-Turkestans und unterwarf in jahrelangen Kämpfen von +73 bis 94 diese Region wieder der chinesischen Oberhoheit [Gernet 133 f.]. Nach meiner Chronologie war dies die Zeit von 135 –114, also die Zeit, in der nach den griechischen Berichten die Tocharer und Asianer Baktrien eroberten und beherrschten. Ban Chao schickte auch eine Gesandtschaft unter Ganying nach dem Westen, die Persien (Anxi) durchquerte und bis zum Mittelmeer, nach „Daqin" kam (die Schreibung „Dacin" in *Sinaica* I, 72 wird hiermit korrigiert). Nach einer späteren Sage, die öfters in der Sekundärliteratur ohne Quellenangabe wiedergegeben wurde, soll ein namentlich nicht genannter Kushâna-Herrscher den chinesischen Kaiser aufgefordert haben, eine seiner Töchter ihm als Frau zu überlassen. Wegen dieser „Beleidigung" wurde danach Ban Chao beauftragt, die Kushâna zu bestrafen. Ihm gelang es, diese zu besiegen und tributpflichtig zu machen [Einzelheiten siehe Thapar/Spear 126; FWG 17,102; Posch 114].

Dies soll im Jahr +91, nach der neuen Chronologie somit im Jahr -117 geschehen sein. Ein beliebtes Thema ist, darüber zu spekulieren, um welchen Kushâna-Herrscher (Vima Kadphises?) es sich gehandelt hat. Franke schrieb viel über Ban Chao, erwähnte diese Sage aber nicht. De Groot [II, 125 f.] gab stattdessen eine Passage des *Qian Hanshu* wieder, die real erscheint. Danach musste eine „kaiserliche Prinzessin" (Tochter eines Unterkönigs der Han) aus politischen Gründen einen Wusun-Fürsten heiraten. Dies geschah nach alter Chronologie -110/04, nach der neuen -318/12, also lange vor der Eroberung Baktriens durch die Kushâna. Von einem chinesischen Feldzug gegen die Wusun ist in diesem Bericht keine Rede. Diese Prinzessin, Xiqun (Si-kiün), hat ein schwermütiges Gedicht hinterlassen, das erhalten geblieben ist.

Meines Wissens gibt es keine chinesischen Berichte über Kanishka und seine unmittelbaren Nachfolger.

Das vierte chinesische Werk mit Bezug auf die „Kushâna" ist die „Geschichte von Wei" *(Weizhi)*. Sie darf nicht verwechselt werden mit dem *Weishu* (den „Annalen der nördlichen Wei" [vgl. Sinaica IV,701]). Das *Weizhi* ist ein Bestandteil des *San Guozhi* („Geschichte der drei Reiche") des Chen Shou, das ich, der Sekundärliteratur folgend, in *Sinaica* I,74 und *Sinaica*

IV.701, noch als „dubios" bezeichnet hatte. Nach meinen letzten Erkenntnissen könnte es aber die Geschehnisse bis konvent. +229 richtig dargestellt haben; ich konnte den Text jedoch noch nicht einsehen. Franke [II,28] berichtete über eine Notiz im 3. Kapitel, wonach im Jahr 229 der Wei-Kaiser eine Gesandtschaft des „Königs der Großen Yuezhi", Botiao (Po-t'iao), empfangen habe. Spuler [319] ergänzte, dass der Gesandte wegen der Bedrohung des Kushânreiches durch die Perser um Hilfe gebeten habe. Es kann sich hierbei nur um Vasudeva, dem letzten bekannten Kushâna-Herrscher gehandelt haben, der sich in Inschriften auch „Bazodevo" nannte [Lassen II.825; Lefmann 827]. Das konventionelle Jahr 229 entspricht nach meiner Konzeption dem Jahr +21.

Ich gehe davon aus, dass nicht die Sassaniden, wie Spuler meinte, sondern die Arsakiden, im Bündnis mit indischen Stämmen, das Kushâna-Reich angegriffen und vernichtet haben. Nach meiner neuen Chronologie wurde das Gupta-Reich im Jahr +23 (+320 minus 297) begründet. Dies war offensichtlich erst nach Vernichtung des Kushâna-Reiches möglich; meine Konzeption ist somit geeignet, vorher nicht geahnte historische Zusammenhänge zu erkennen.

Kanishka und seine Nachfolger

Die letzte bekannte Inschrift des Vasudeva stammt aus dem Jahr 98 K. Wenn dieses in etwa dem Jahr +21 entsprach, muss die Krönung Kanishkas ca. -77 erfolgt sein, was mit den Schriftquellen und dem archäologischen Befund (natürlich von den Münzdatierungen Göbls und Zeymals abgesehen) durchaus in Einklang steht.

Ich werde (im Kap. 8) noch auf den Bericht des chinesischen Indien-Reisenden Xuan Zang eingehen. Dieser gab an, dass Kanishka 400 Jahre nach Buddha gekrönt wurde. (Diese Angabe verdanke ich dem Internet-Text *Date of Kanishka*). Anscheinend wurde in dieser Zeit entsprechend den Angaben der Ceylon-Chroniken angenommen, dass Buddha 218 Jahre vor der Inthronisation Ashokas (ca. -270) starb, was dem Jahr -488 entsprochen hätte [Lefmann 565; Schumann 1982, 23]. Nach Xuan Zang wäre Kanishka somit im Jahr -88 gekrönt worden. Der Autor des bezeichneten Internet-Textes konnte für diese Datierung kein Verständnis aufbringen. Xuan Zang gab natürlich eine runde Zahl an, die aber in etwa meiner Frühdatierung des Kanishka entspricht.

Kanishka war auf jeden Fall eine historische Person. In Mathurâ befindet sich seine (inzwischen kopflose) Statue aus rotem Sandstein mit entsprechender Inschrift; außerdem wurden viele Münzen und Inschriften mit seinem Namen gefunden. Sein Herrschaftsbereich erstreckte sich anscheinend bis Benares (Varanasi); in Sarnath bei Benares wurden zwei Inschriften aus dem

Jahr 3 seiner „königlichen Ära" gefunden. Kanishka förderte den Buddhismus (seine Münzen zeigten auch buddhistische Symbole), weshalb er in den buddhistischen Schriften öfters erwähnt wurde. In diesen heißt es, dass er Kurator des 4. buddhistischen Konzils war, das in Kuvana/Kashmir stattfand. In der Literatur fand ich bis jetzt keine buddhistischen Belege zur Datierung dieses Konzils. Petech [440] schrieb:

> „Tibetische und chinesische buddhistische Texte bezeugen sowohl seine Kriege gegen die Könige von Sâkata (Ayodhyâ) und Pâtaliputra wie seine Ermordung, als er zur Eroberung der nördlichen Länder ansetzte."

Leider gab Petech seine Quellen nicht an; intensive Studien der buddhistischen Literatur habe ich noch nicht begonnen. Wenn Petechs Angaben stimmen, woran ich bei der Zuverlässigkeit dieses Autors keinen Zweifel habe, bestätigen diese meine Frühdatierung des Kanishka. Wie ich im Kapitel 4 ausführlich darlegte, gab es nach der konventioneller Chronologie zwischen -23 (dem Ende der Kânva-Dynastie) und +320 (dem Beginn der Gupta-Dynastie) keine indischen Herrscher in Pâtaliputra/Magadha. Kanishka kann somit nur vor -23 Kriege gegen Magadha geführt haben.

Die Nachfolger Kanishkas (bis auf den bereits erwähnten Vasudeva) sind nur durch Inschriften und Münzen bekannt (Die Münzen wurden nicht datiert.) Da die letzte Herrscher-Inschrift auf das Jahr 98 K. datiert ist, steht das Ende der Kushâna-Zeit relativ fest, so dass die Einzeldatierungen der Herrscher, die sehr umstritten sind, für die chronologische Gesamtproblematik ohne Bedeutung sind.

Bis 1958 wurde davon ausgegangen, dass Kanishka 23 K. gestorben ist, weil keine Inschriften aus der Zeit danach vorhanden waren. Dies änderte sich mit den Ausgrabungen von Sarch Kotal bei Kabul, die zeitweilig von Daniel Schlumberger [1975] geleitet wurden. Hierbei wurde 1957 eine Inschrift aus dem Jahr 31 K. gefunden, in der Kanishka als Gründer des dortigen buddhistischen Tempels bezeichnet wurde. Altheim [Altheim/Rehork 439] bezweifelte zunächst, dass diese Inschrift nach der Kanishka-Ära datiert war, obgleich das angegebene Jahr ausdrücklich nach der „königlichen Ära" datiert wurde. Er meinte, dass es sich um das Jahr (5)31 der Alexander-Ära gehandelt habe, was dem Jahr +219/20 entsprechen würde. Im Jahr 1958 fand aber der indische Archäologe A.D.H. Bivar in Sarch Kotal eine weitere Inschrift, wonach Kanishka im Jahr 39 K. „zum Gott Mithra erhoben" wurde [Kunkel/Rothermund 87 f.]. Seitdem gilt dieses Jahr als Todesjahr Kanishkas. (Umstritten blieb natürlich, wann die Kanishka-Ära begonnen hat.)

Bis dahin galten die Söhne Kanishkas, Huvishka und Vasishka, als seine Nachfolger. Hambly [58] schrieb Vasishka die Jahre 24-28 K., Huvishka die Jahre 28-60 zu. Kulke/Rothermund [87 f.] meinten, dass beide Brüder gemeinsam regierten. Diese weitgehenden Schlussfolgerungen wurden nur aus weni-

gen Inschriften gezogen. Von Vasishka sind keine Münzen bekannt, sondern nur zwei Inschriften mit der Jahreszahl 28 K., die in Mathurâ und Sanchi gefunden wurden. Die Inschrift von Mathurâ befindet sich auf einer Statue des Vasishka [Baedeker 174]. Anscheinend war er nur Unterkönig seines Vaters Kanishka, der nach Auffassung von Waldschmidt [1950, 80] in Purashapura (Peshawar) residierte.

De Groot [II.102] vertrat übrigens entschieden die Auffassung, dass nur Kabul der Sitz Kanishkas gewesen sein konnte, was die Ausgrabungen von Sarch Kotal eindrucksvoll bestätigt haben.

Nach meiner Chronologie entspricht das Jahr 28 K. dem Jahr -47. Wie dargestellt, war dies die Zeit des Verfalls des Magadha-Reiches unter der Kânva-Dynastie; die neue Datierung erklärt, dass eine Inschrift des Vasishka in Sanchi gefunden worden ist.

Bezeichnend ist auch, dass Huvishka in seinen frühen Inschriften nicht die Königstitel seines Vaters führte; er nannte sich bescheiden nur „Devaputra Shâhî" [Petech 440]. Das änderte sich nach dem Tod seines Vaters. In einer Inschrift aus dem Jahr 51 K., gefunden in Warduk (bei Kabul), bezeichnete er sich mit dem Titel seines Vaters „Mahârâja Râjâtirâja" [Kulke/Rothermund 88]:

> „Unter seiner Herrschaft verschwanden die buddhistischen Bilder auf den Münzen und wurden durch ägyptische und zoroastrische Götter sowie durch Industal-Götter ersetzt." [Albanese 2003, 34]

Die letzte Inschrift Huvishkas soll aus dem Jahr 60 K. stammen [Hambly 58].

Besonders umstritten ist eine Inschrift des Kanishka aus dem Jahr 41 K., die in Ara (nordwestliches Pandschâb) gefunden wurde. Sie ist kaum leserlich; in ihr wurde Kanishka mit dem Titel „Mahârâja Râjâtîrara Devaputra" bezeichnet [Kunkel/Rothermund 88]. Vor der Entdeckung der Inschriften von Sarch Kotal wurde allgemein angenommen, dass es sich um einen Kanishka II. gehandelt hat, für dessen Existenz es allerdings ansonsten keinen Beleg gibt. Da er sich in der Inschrift als Sohn des „Vajhishka" bezeichnet, wurde angenommen, dass er der Sohn des bezeichneten Vasishka war [Kunkel/Rothermund 88].

Ich halte es für möglich, dass es sich noch um eine postmortale Inschrift Kanishkas gehandelt hat. Der angegebene Name des Vaters beweist gar nichts, da wir nicht wissen, von wem der historische Kanishka abstammt. Albanese [35] hat unbekümmert, ohne weitere Begründung, diesem noch die Ara-Inschrift zugeordnet. Diese (recht unleserliche) Inschrift wurde auch deshalb bekannt, weil in ihr der Name „Kaisara" erwähnt sein soll. Viele Historiker behaupten sogar, dass dies eines der Titel des Kanishka gewesen sein soll. Selbst wenn diese Lesung richtig ist und damit „Caesar" gemeint sein sollte, spricht dies nicht gegen meine Frühdatierung des Kanishka. Danach ist die

Inschrift im Jahr -36 entstanden; Caesar, der im Orient gut bekannt war (Ägyptenfeldzug), wurde bekanntlich -44 ermordet.

Aus der Zeit zwischen 74 und 98 K. sind einige Inschriften des Vasudeva bekannt. Unbekannt ist, in welchem Verwandtschaftsverhältnis er zu seinem Vorgänger Huvishka stand. Sein Name ist indisch; seine vielen Münzen zeigen auf der Rückseite indische Götter. Er war der letzte bekannte Kushâna-Herrscher.

Über das Ende des Reiches der Kushâna ist wenig bekannt. Wie ich schon darlegte, ist dieses nach meiner Überzeugung nicht durch die Sassaniden, sondern durch die Arsakiden um +21 vernichtet worden. Hierfür gibt es Schriftquellen, die m.E. bisher unrichtig interpretiert worden sind.

Als Beispiel verweise ich auf den Bericht des Philostratos, eines Autors aus der ersten Hälfte des +2. Jhs. über das Leben des Apollonios von Tyana. Letzterer kam im Jahr +43 auch nach Taxila, wo zu dieser Zeit ein Phraotes, also ein Perser, als Kleinkönig herrschte [Posch 110 f.]. Posch, befangen in der konventionellen Chronologie, vertrat auf Grund dieses Berichtes die Ansicht, dass Vima Kadpises erst nach +43 Taxila erobert hatte. Ich vertrete dagegen die Auffassung, dass sich zu dieser Zeit Taxila, nach dem Untergang der Kushâna, schon wieder in parthischer Hand befunden haben muss.

Möglich ist, dass sich kuschanische Kleinherrschaften gehalten haben. Dafür spricht die bereits mehrfach von mir erwähnte Säulen-Inschrift des zweiten Gupta-Herrschers Samudagupta (konv. 335–375; nach meiner Konzeption 38–78), in der von „Daivaputra Shahi Shahanashahi" als westlichen Nachbarn des Gupta-Reiches die Rede ist. Der Name klingt kuschanisch; mehr ist nicht bekannt.

Auf jeden Fall überlebte das (iranische) Volk der Tocharer. Ammianus Marcellinus [XXIII.6,57] schrieb im +4. Jh. über die Baktrianer: „Viele Stämme sind diesen Baktrianern untertan, darunter vor allem die Tocharer (Tochari)." Noch im Mittelalter wurde die von ihnen bewohnte Region „Tocharistan" genannt.

An der Vertreibung der Kushâna aus Indien waren auch indische Stämme beteiligt. In Inschriften ist die Rede von den Yaudheya, die nach Ansicht von Panikkar [70] „eine Art Nationalbewegung" gegen die Kushâna bildeten. Sie prägten auch Münzen mit der Devise „Yaudheya Ganasya Jaya" (Sieg der Yaudheya und ihrer Freunde). Panikkar bezeichnete die Völker der Mâlava und der Arjunayana als Bundesgenossen der Yaudheya.

7. Zum Großreich der Gupta

Nach konventioneller Geschichtsauffassung begründete +320 Chandra-Gupta I. in Magadha (mit der alten Hauptstadt Pâtaliputra) eine neue Dynastie, die

in der Folgezeit ganz Nordindien ihrer Herrschaft unterwarf. Viele Historiker nehmen an, dass Chandra-Gupta I. bewusst den Namen des Begründers der Maurya-Dynastie angenommen hat [z.B. Ruben 1957, 223]; jedenfalls enthalten die Namen aller bekannten Herrscher der neuen Dynastie den Zusatz „-Gupta", weshalb diese als „Gupta-Dynastie" bezeichnet wird. (Es handelt sich also um keine Selbstbezeichnung der Dynastie.) Unsere Kenntnisse über die Anfänge der neuen Dynastie ergeben sich eigentlich nur aus der Inschrift des Samudra-Gupta, Sohn von Chandra-Gupta, auf einer Ashoka-Säule, die von einem späteren muslimischen Herrscher nach Allahabad verbracht worden ist. In dieser Inschrift wurde auf Vorfahren des Dynastie-Begründers in Magadha verwiesen, die einigermaßen obskur sind. Romila Thapar [Thapar/Spear 175] hat daraus auf recht einfache Ursprünge der Dynastie geschlossen. Im Vishnu-Purâna wurde ziemlich verächtlich über die Vorfahren Chandra-Guptas I. gesprochen [Lefmann 224]. Abgesehen von der berühmten Inschrift seines Vaters ist Chandra-Gupta I. durch eine Stûpa-Inschrift in Sincha [Lefmann 834] und Münzen belegt. Eine Münze zeigt ihn zusammen mit seiner Ehefrau Kumâradevî, einer Prinzessin aus der angesehenen Licchavi-Familie:

> „So läutete auch die Hochzeit zwischen Chandragupta I. und Kumaradevi im Jahr 320 den Beginn der Gupta-Zeit ein." [Albanese 2003, 36]

An der Existenz der Gupta-Dynastie kann kein Zweifel bestehen:. Sie bestand etwa 200 Jahre; die Gupta-Zeit gilt als das „goldene Zeitalter" der frühen Geschichte, die archäologisch und numismatisch sehr gut belegt ist. Alle 'klassischen' Gupta-Herrscher haben Inschriften und Münzen hinterlassen, an deren Authentizität nicht zu zweifeln ist (weshalb ich hier nicht näher auf diese eingehen möchte). Trotzdem gibt es in der Literatur Meinungsverschiedenheiten über die Länge der jeweiligen Regierungszeiten. Truhart [2000, 190] gab z. B. folgende chronologischen Daten:

320 – 335: Chandra-Gupta I.	455 – 467: Skanda-Gupta
335 – 375: Samudra-Gupta	467 – 472: Nârasimha-Gupta
375 – 414: Chandra-Gupta II. Vikramâditya	472 – 476: Kumâra-Gupta II.
414 – 455: Kumâra-Gupta I.	476 – 492: Budha-Gupta.

Andere Autoren nannten andere Regierungszeiten. Der Grund hierfür besteht darin, dass die Purânas die Regierungszeiten verschieden angeben; alle diesbezüglichen Analysen tragen sehr spekulativen Charakter. Allerdings haben einzelne Gupta-Herrscher auch datierte Inschriften hinterlassen; die Datierungen erfolgten nach der „Gupta-Ära", deren Beginn von Sir Alexander Cunningham nach Daten bis ins 19. Jh. auf den 26. Februar +320 bestimmt worden ist. Alle Indologen identifizieren – obwohl es hierfür keinen direkten Beweis gilt – den Beginn der Gupta-Ära mit der Errichtung des Gupta-Reiches durch Chandra-Gupta I.

Schon in den Vorbemerkungen zu diesem Beitrag habe ich meine grundsätzliche Auffassung zum Ausdruck gebracht, dass – wegen der Phantomzeit – der Beginn der indischen Ären, nach denen noch im 18./19. Jh. datiert wurde, 297 Jahre früher, als konventionell errechnet, angenommen werden muss; diesen Standpunkt habe ich im 6. Kapitel vertieft.

Was ich über die Shaka-Ära schrieb, gilt sinngemäß auch für die Gupta-Ära: Ihr Beginn muss um 297 Jahre zurückdatiert werden. Nach meiner neuen Chronologie begann die Gupta-Herrschaft des Chandra-Gupta I. somit im Jahr +23! Diese Rückdatierung ergibt keine logischen Probleme, da, wie ich ausführlich dargelegt habe, in Indien vor +32 eine „Leerzeit" von knapp 300 Jahren bestanden hat, die nunmehr historischen Inhalt bekommt. Durch die Rückdatierung wird die wirkliche Geschichte Indiens im späten Altertum erst verständlich; das Gupta-Reich erhält seinen wirklichen Platz in der indischen Chronologie zurück.

Es gibt auch keine Synchronismen, die diese Neudatierung in Frage stellen können. In der berühmten Allahabad-Inschrift des Samudra-Gupta wurden zwar die Shaka-Kshatrapa als westliche Nachbarn der Gupta erwähnt; ich hatte aber schon dargelegt, dass diese nach der Shaka-Ära datiert wurden, so dass auch diese, wie die Gupta, um 297 Jahre zurück zu datieren sind.

Was verbleibt, ist der Reisebericht des buddhistischen Mönches Faxian (Fa-hsien), der, nach konventionellen Zeitangaben, von 399–413 Ost-Turkestan, Nordindien, Sri Lanka und Indonesien bereist und einen ausführlichen „Bericht über die buddhistischen Königreiche" *(Foguoji)* hinterlassen hat. Kommentatoren haben aus den Einzelangaben geschlossen, dass Faxian etwa +401 bis 410 in Nordindien war. Seltsamerweise ging er auf die damaligen politischen Verhältnisse in Nordindien mit keinem Wort ein; es wurde nicht einmal der Name eines Gupta-Herrschers erwähnt.

Ich habe jedoch keinen Zweifel daran, dass Faxian die gesellschaftlichen Zustände in Indien seiner Zeit korrekt geschildert hat. Nach meiner China-Chronologie muss diese jedoch um 297 Jahre zurückdatiert werden (Faxian reiste nach 310!), so dass er tatsächlich etwa 104–113 Nordindien bereist hat. Insofern verwundert es auch nicht mehr, dass zur Zeit von Faxian Nordindien noch sehr vom Buddhismus geprägt war.

Senguptas astronomische Analysen

Der indische Mathematik-Professor und Astronom Prabodh Chandra Sengupta hatte sich zeitlebens mit der Problematik der indischen Chronologie beschäftigt und 1947 die Ergebnisse seiner Forschungen in dem Buch *Ancient Indian Chronology* veröffentlicht (Mir liegt ein Reprint aus dem Jahr 2003 vor). Hierin hat Sengupta alle indischen Schriftquellen und Inschriften mit

zeitlichem Bezug erfasst und zu analysieren versucht. Für meinen Folgebeitrag *Indica* II („Indien vor den Maurya!") stellen seine chronologischen Ausführungen über das Mahâbhârata, die Veden und die Bhârata eine wirkliche Fundgrube dar. Sengupta erfasste vor allem die Angaben über Sonnen- und Mondfinsternisse und versuchte, unter Berücksichtigung der Erkenntnisse der westeuropäischen Astronomie eine astronomisch begründete Chronologie Indiens zu schaffen.

Dabei ging er vom Wissensstand seiner Zeit aus. Obwohl Senguptas Werk als Standardwerk gilt, wird es kaum zitiert: Die Ergebnisse seiner Analysen stehen mitunter in krassem Gegensatz zu den chronologischen Thesen, die derzeit Konjunktur haben. Einige Beispiele:

Sengupta [217-221] zeigte auf, dass das von Indologen auf Grund von Schriftquellen errechnete Todesjahr Buddhas von -483 astronomisch unhaltbar ist. Stattdessen hielt er es für möglich, dass Buddha -544 ins Nirwana eingegangen ist. Auf die Idee, ein mögliches Sterbejahr vor -483 astronomisch zu analysieren, kam er nicht.

Er setzte sich mit der zu seiner Zeit vorherrschenden These auseinander [222-228], dass der Kushâna-Herrscher Kanishka +78 n. Chr. gekrönt wurde und bewies, dass diese astronomisch ebenfalls unhaltbar ist. Eine Datierung auf +79 hielt er für möglich; spätere Datierungen lehnte er entschieden ab. Datierungen vor +78 lagen außerhalb seines Horizontes und wurden nicht untersucht. Alle Daten der Vikramâditya-Ära (bei ihm Mâlava-Ära) erkannte er als astronomisch unhaltbar [235-243]; er widerlegte den aus späten jainistischen Schriften sich ergebenden zeitlichen Zusammenhang zur Shaka-Ära. Er analysierte zwölf Inschriften mit Daten der Gupta-Ära und bewies, dass das von Cunningham errechnete Anfangsdatum des 26. 2. +320 astronomisch unhaltbar ist [244-262]. Er prüfte auch andere Daten des frühen 4. Jhs, ohne sich festzulegen.

Sengupta ahnte nicht von einer Phantomzeit und zog deshalb in keinem Fall Daten, die 300 Jahre vor den konventionellen lagen, in Betracht. Insofern sind seine immerhin konventionskritischen Analysen für die neue Chronologie ohne Bedeutung. Ich hoffe, dass sich eines Tages ein Wissenschaftler findet, der im Sinn der Phantomzeit-Theorie zuverlässige astronomische Berechnungen vornimmt.

Die Vâkâtaka

Diese Herrscher sind nur durch Inschriften bekannt; da diese aber geeignet sind, die tatsächliche Geschichte Indiens zur Gupta-Zeit zu bestätigen, möchte ich kurz auf sie eingehen. Vorab muss die Inschrift des Herrschers Pravarasena (I)., Sohn des Vindhyashakti, genannt werden, die im westlichen

Dekkhan gefunden wurde [Waldschmidt 1950,85; Panikkar 71; Thapar 2002, 225f.; Albanese 2003, 44] und nach der Shaka-Ära auf das Jahr 206 (konv. +284, nach neuer Chronologie +7 datiert ist (m.W. die einzige datierte Vâkâtaka-Inschrift). Aus dieser ergibt sich, dass das Reich der Vâkâtaka ein Nachfolgestaat des Ândhra-Reiches (des Staates der Sâtavâhana) war und dass Pravarasena, der umfangreiche Eroberungen im westlichen Südindien durchführte und Beziehungen zu Bhava Naga, dem letzten Naga-König im Ganges-Tal, unterhielt. Wie schon dargelegt, herrschten die Naga-Könige Ende des -1. Jhs. im Ganges-Tal, und es gibt keinen Nachweis dafür, dass das Ândhra-Reich noch nach Beginn der christlichen Zeitrechnung bestanden hat.

Samudra-Gupta erwähnte in seiner Allahabad-Inschrift die Vâkâtaka nicht in der Liste der von ihm unterworfenen Völker, woraus zu schließen ist, dass diese unabhängig blieben. Dass zwischen Gupta und Vâkâtaka freundliche Beziehungen bestanden, ergibt sich aus weiteren Vâkâtaka-Inschriften. Danach heiratete Rudrasena II. die Tochter des Gupta-Herrschers Chandra-Gupta II., Prabhâvathî-Gupta, während Chandra-Gupta II. gleichzeitig eine Vâkâtaka-Prinzessin zur Frau nahm. Als Rudrasena nach fünfjähriger Regierung im Kampf fiel, übernahm Prabhâvathî-Gupta füre ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft des Vâkâtaka-Reiches [Panikkar 71; FWG 17, 128; Thapar 2002, 285].

Die meisten Vâkâtaka-Inschriften wurden in Felsenklöstern der West-Ghats (an der indischen Westküste) gefunden, vor allem in den Höhlen von Ajanta, die 1819 von einem britischen Offizier zufällig bei der Tigerjagd entdeckt wurden. Um die künstlerische Bedeutung dieser Klöster zu erfassen, verweise ich auf das prächtig illustrierte Werk von Marilia Albanese [2003, 198-231]. Hierin ist die italienische Archäologin auch auf die Chronologie der Kunstwerke in den Höhlen von Ajanta eingegangen:

> „Das hypothetische Datieren basiert auf den zahllosen Votivinschriften, dem Vergleich der Skulpturen und Malereien mit ähnlich datierten Exemplaren sowie dem Studium der Ikonographie, die mit der Entwicklung des Buddhismus reifte und sich in literarischen Texten spiegelt." [Albanese208]

Es wurden somit hier keine datierten Inschriften gefunden. Ich habe gewisse Zweifel an der Zuverlässigkeit von Chronologien, die vor allem auf den Vergleich zwischen Kunstwerken beruht, deren Datierungen recht subjektiv sein können. Trotzdem kam Albanese zu für mich sehr bedeutsamen Schlussfolgerungen:

> „Die Höhlen lassen sich zeitlich in etwa wie folgt einordnen: Nr. 10 und 12 datieren aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., Nr. 8, 9, 13 und 15 entstanden Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., Nr. 1, 2, 6 (untere Etage), 7, 11, 16, 17, 19 und 23 wurden im 5. Jahrhundert n. Chr. angelegt und Nr. 4, 5, 20, 26 und 27 datieren aus dem 5.-7. Jahrhundert." [ebd., 207]

Zusammenfassend bemerkte sie [ebd.]:

> „Die Höhlen von Ajanta wurden in zwei Phasen angelegt. Die erste Phase dauerte vom 2. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr., die zweite begann etwa 400 Jahre später unter der Herrschaft der lokalen Vakatanka-Dynastie, die ihre größte Pracht in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts entfaltete,"

Die Höhlen der ersten Phase schrieb sie den Sâtavâhana zu, die sie als Gründer der Höhlenklöster bezeichnete [ebd. 202]. Hiergegen habe ich keine Einwendungen; die Kunstwerke dieser Frühphase entsprechen denen Sâtavâhana in der Felshöhle von Nanagatha (vgl. Kap. 5). Ebenso entsprechen die Kunstwerke der zweiten Phase denen der Vâkâtaka in anderen Felsklöstern der West-Ghats. Dementsprechend nahm Albanese ihre Datierung der Höhlen von Ajanta vor, wobei sie, wohl oder übel, eine ‚Leerzeit' von 400 Jahren annehmen musste, die sie logisch nicht erklären konnte. Die Lösung liegt nach meiner neuen Chronologie natürlich auf der Hand: Es gab keine ‚Leerzeit', die Vâkâtaka müssen vordatiert werden. (Die trotzdem noch ‚fehlenden' 100 Jahre betrachte ich als unproblematisch, da es sich sowieso nur um ‚Ungefähr'-Datierungen gehandelt hat.) Auch dieses Beispiel zeigt, dass die neue Chronologie geeignet ist, Probleme der konventionellen Geschichte vernünftig zu lösen.

Die letzte Inschrift in Ajanta stammt von dem Vâkâtaka-Herrscher Harisena, den Albanense [208] auf die Zeit zwischen 460 und 478 datierte; nach meiner Chronologie sind die Vâkâtaka somit in Ajanta bis etwa +181 nachweisbar. Dann verschwanden sie im Dunkel der Geschichte.

Die Hûna

Nach der konventionellen Chronologie zerfiel um +500 das Gupta-Reich in mehrere Kleinstaaten; große Gebiete Nordindiens gerieten unter die Herrschaft der „Huna". In der Literatur werden diese stets als „Hunnen" bezeichnet; über ihre Geschichte in Indien ist wenig bekannt. Diese wurde vor allem aus einigen Inschriften erschlossen.

In einer Inschrift, die in Eran/Zentralindien gefunden wurde, heißt es, dass der indische Fürst Goparaja, der mit dem Gupta-Fürsten Bhânu-Gupta (konv. 503–530) verbündet war, im Kampf gegen die Hûna gefallen ist. In einer weiteren Inschrift aus Mâlava bezeichnete sich der Hûna-Herrscher Toramâna als „der weitberühmte, weithin leuchtende Oberkönig der Großkönige". In einer Weihinschrift des Sonnentempels bei Gwalior heißt es, dass dieser Tempel im 15. Regierungsjahr des Mihirakula, des Sohnes des Toramâna, errichtet wurde. Schließlich rühmte sich (ein sonst nicht bekannter) Yashodharman in zwei Inschriften, die konventionell auf 527 und 533 datiert werden, die Hûna besiegt zu haben:

„Es heißt, er beherrsche Länder, die weder die Guptas noch die Hunnen zur Unterwerfung bringen können, und die Grenzen seines Machtbereiches erstrecken sich vom Brahmaputra im Osten bis zum Himalaya im Norden und im Westen bis zum Gestade des Meerrs, sogar Mihirakula habe als sein Vasall das Haupt vor ihm beugen müssen" [alle Belege Waldschmidt 1950, 91].

Über das weitere Schicksal des Hûna-Herrschers Mihirakula berichtete die späte *Kashmir-Chronik* (s. Kap. 1): Er habe sich, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, in Kashmir festgesetzt und „dort böse Untaten, vor allem gegen Buddhisten, unternommen". Diese Angabe wurde offenbar dem Bericht des späteren chinesischen Pilgers Xuanzang (auf den ich noch eingehe), entnommen [Waldschmidt, ebd.]. Thapar/Spear [182] schrieben ohne Quellenangabe, dass Mihirakula 542 gestorben ist.

Es gibt aber auch eine zeitgenössische chinesische Schriftquelle über die Hûna in Indien. Von 518 bis 522 soll der buddhistische Mönch Song Yun über Mittelasien nach Indien gereist sein, um im Auftrag der Wei-Kaiserin Hu buddhistische Literatur zu besorgen. Er kam mit seiner Gesandtschaft bis Udyâna und Gandhâra, den damaligen Zentren der indischen Hunnen. Gernet [193] schrieb über Song Yun:

„Erst im Jahr 522 kehrte er in die Hauptstadt der Nördlichen Wei zurück. Sein eigener Reisebericht, der Songyun jiaji, ist verlorengegangen."

Dies entspricht nicht ganz den Tatsachen, da der wesentliche Inhalt des Berichtes in das *Bei Weishi* [Kap. 98 der „Annalen der Nördlichen Wei"] eingegangen ist. Otto Franke [II.219] schrieb hierzu:

„Der Bericht, den sie [die Gesandtschaft; K.W.] über die Reise verfaßt hat, ist eine der ergiebigsten und wichtigsten Quellen, die wir für unsere Kenntnis von Turkistan und Nordindien zu jener Zeit besitzen."

Nach der neuen Chronologie muss die Herrschaft der Hûna unter Toramâna und Mihirakula in Nordwest-Indien etwa auf 203–229 datiert werden. Diese These bedarf aber einer besonderen Begründung, weil es in der Literatur üblich ist, die „Hûna" in Beziehung zu den Hephtaliten (weißen Hunnen) zu setzen, die nach griechischen und iranischen Schriftquellen im 5. und 6. Jh. das iranische Sassanidenreich bedroht haben. Franz Altheim hat im Band II seiner *Geschichte der Hunnen* versucht, die Geschichte der Hephtaliten zu erhellen. Trotz seiner Forschungen betrachte ich nach wie vor deren Geschichte „als sehr unklar und verworren" [Sinaica III.472].

Da die griechischen Schriftquellen nach meiner Überzeugung chronologisch zuverlässig sind, habe ich keine Zweifel an der Richtigkeit der traditionellen zeitlichen Zuordnung der Hephtaliten. Beispielsweise erwähnte Theophanes von Byzanz, dass +484 die „Ephtalitoi" die Perser geschlagen hätten

[Franke III,286 ff.]; Menandros Protector und Theophylaktos Simokattes [VII,7,8] bezeichneten sie als Zeitgenossen der (Bajan-)Awaren vor ihrem Zug nach Europa (um 550). In meinen Beiträgen habe ich mehrfach die Glaubwürdigkeit der Sassanidengeschichte des at-Tabari betont. Dieser berichtete sehr ausführlich über die Kämpfe der Perser gegen die „Haital", die zwischen 420 und 558 stattfanden [s. chronologische Übersicht Altheim 1991, 148 f.]. An der Identität der „Haital" mit den Hephtaliten kann nach den Analysen Altheims kein Zweifel bestehen.

In den Schriftquellen habe ich aber nirgends einen Beweis dafür gefunden, dass auch die „indischen Hunnen" mit den Hephtaliten identisch oder verwandt waren. Dies wird nur deshalb für selbstverständlich gehalten, weil die konventionelle indische Chronologie nie ernsthaft angezweifelt worden ist.

Robert Göbl, bekannt geworden durch seine Spätdatierung der Kushâna, hatte bereits 1966 versucht, auf Grund des numismatischen Befundes die Informationen über die hunnischen Stämme in ein System zu bringen. Nach seiner Auffassung sind vier verschiedene hunnische Stammesverbände in Indien eingefallen. Albanese [2003, 38] hat seine Thesen wie folgt zusammengefasst:

> „Neuere Forschungen ergaben, dass vier Gruppen iranischer Hunnen in Indien einfielen: die Kidariten, die im 4. Jahrhundert unter Kidara Gandhara und Kashmir heimsuchten; die Kioniten, deren erster König Khingila, Taxila im Jahr 460 überwältigte; die Gruppe, die als ReNspk [sic] bekannt ist und Mitte des 5. Jahrhunderts in Ghazna und Kabul siedelten sowie die „Weißen Hunnen" (Hephtaliten), die in ganz Chorasan zu finden waren."

Toramâna und Mihirakula betrachtete er als Kioniten und Nachkommen des Khingila. Ich sehe die Hauptschwäche der Thesen von Göbl darin, dass auch er von dem Axiom ausging, dass alle in Persien, Baktrien und Indien gefundenen „hunnischen" Münzen der Zeit vom 4. zum 6. Jh. zuzuordnen sind.

Wegen des Mangels an Informationen kam es in der Literatur mitunter zu recht gewagten Spekulationen. So schrieben die Autoren der *Fischer Weltgeschichte*:

> „Wenig später waren die Hunnen die Herren großer Gebiete Nordindiens. Der Hunne Toramâna residierte in Mâlwa. Die Zentrale des Hunnenreiches aber lag in der Gegend von Herat, und das Herrschaftsgebiet reichte von Persien bis Khotan. Somit war Nordindien nur die südliche Provinz eines solchen Reiches und Toramâna nicht selbständiger Herrscher, sondern Vizekönig oder Provinzgouverneur" [FWG 17, 129; ähnliche Formulierungen finden sich auch bei Thapar/Spear 182 und in allen Publikationen von Brentjes].

Allerdings gibt es keinen Beweis dafür, dass im frühen 6. Jh. die hunnischen Stämme in einem „Großhunnischen Reich" vereint waren und dass die Hûna-

Herrscher in Indien deren Vasallen gewesen sind. Ich habe stets die Auffassung vertreten, dass zu verschiedenen Zeiten Stämme auftraten, die sich selbst „Hunnen" nannten:

> „Es hat den Anschein, dass diese bis auf den Namen nicht viel miteinander gemein hatten. Sie nahmen diesen Namen an, um ihren Gegnern Furcht und Schrecken einzuflößen." [Weissgerber 2003, 133]

Für die Richtigkeit meiner These, dass die „Hûna" in Indien chronologisch dem frühen +3. Jh. zuzuordnen sind, spricht die Tatsache, dass schon lange vor 375 Hunnen in Vorderasien aufgetreten sind. Schon Ptolemaios (Mitte +2. Jh.) sprach in seiner *Geographia* [III,5,10] von „Chunnoi", die am Kaspischen Meer siedelten.

Ulrich Becker hat 2002 [331f.] in seinem Beitrag „Hidzhra und Hunnen", gestützt auf Schriftquellen, viele Belege für die „frühen Hunnen" vorgetragen; im letzten Drittel des +2. Jhs. verdrängten (nach den Forschungen von Altheim und Pekkanen) „Hunnen" alanische Stämme aus der Nordkaukasusregion.

Kaiser Antonius Verus (161–169) führte (laut Iannes Malalas) einen siegreichen Krieg „gegen einen der Hunnenstämme." Als der Sassaniden-Herrscher Shahpur I. den römischen Kaiser Valerian 260 vernichtend schlug, dienten Hunnen in seinem Heer. Unter dem römischen Carus (282–283) kam es (laut Malalas) zu einem Krieg gegen die Hunnen [nach Becker a.a.O.].

Sollten tatsächlich Hunnen schon im 3./4. Jh. Persien bedroht haben, muss at-Tabari in seinem Sassaniden-Buch, der wichtigsten einschlägigen iranischen Geschichtsquelle, über diese geschrieben haben. Ich war nicht sehr überrascht, dass ich fündig wurde. Als der Herrscher Shapur II. (309–379) seine Regierung antrat, wurden die Sassaniden von zwei Seiten bedrängt: „Da bekamen die Türken und Römer Gelüste nach ihrem Reich" [at-Tabari 53]

Nöldeke, der Herausgeber der mir vorliegenden Ausgabe des Sassaniden-Buches, fühlte sich gezwungen, diesen Satz zu kommentieren:

> „Der Name ‚Türken' zeigt, daß diese Erzählung frühestens Ende des 6. Jahrhunderts redigiert ist, denn die Türken wurden erst unter Chosrau I. gefährliche Nachbarn der Perser. Die Späteren [sic!] nannten oft ungenau die Haital [= Hephtaliten; K.W.] und sonstigen Barbaren Türken." [Nöldeke 53, Anm. 2].

Palmström lässt grüßen: „Nicht sein kann, was nicht sein darf!" Dies war aber nicht die einzige Erwähnung von „Türken" in der Frühzeit der Sassaniden. Als Bahram IV. (Vahram IV., 388–399) die Regierung antrat, wurde er ebenfalls von „Türken" bedroht:

> „Der Erste [sic!], der ihn mit Übermacht bedachte, war der Châkan, König der Türken, denn der zog mit 250.000 Türken gegen ihn." [Nöldeke 98 f.]

Nöldeke [99, Anm. 1] kommentierte wie gewohnt: „Von Türken kann auch noch damals nicht die Rede sein." (Leider gab er nicht an, wie die genannten „Türken" im Originaltext bezeichnet wurden.) Ulrich Becker [2002, 331] hat, gestützt auf die Forschungen von Altheim, dargelegt, dass tatsächlich schon im 3. Jh. „Türken" in Vorderasien aufgetreten sind:

> „Als der persische Sassaniden-Herrscher SHAPUR I. den römischen Kaiser VALERIAN **260** vernichtend schlug, dienten Hunnen in seinem Heer. Vier eindeutig türkische (d.h. turksprachige) Namen wurden auf einem Ostrakon (beschriftete Tonscherbe) in der mesopotamischen Stadt Dura-Europos gefunden, die vermutlich im Zusammenhang mit der römischen Niederlage gegen die Perser im Herbst 260 fiel. Altheim und Stiehl [1953, 20 ff.] halten einen hunnischen Ursprung für sehr gut möglich."

In diesem Zusammenhang halte ich eine persönliche Bemerkung für notwendig. Ich hatte meinen 2000 fertiggestellten Beitrag „Zur chasarischen Phantomzeit" seinerzeit nicht der ZS-Redaktion zur Veröffentlichung vorgelegt, weil mich meine damaligen Erörterungen über das Verhältnis zwischen den (in griechischen Quellen genannten) Chasaren und den (aus chinesischen Quellen bekannten) Koktürken („Westtürkisches Chaganat") nicht befriedigten. (Beide sollen um 600 das Byzantinische Reich bedroht haben.) Nach meinen chinesischen Studien ist mir klar, dass auch die Koktürken um etwa 300 Jahre zurückdatiert werden müssen und dass diese somit schon aus zeitlichen Gründen unmittelbar nichts mit den Chasaren zu tun haben konnten. Nach meinen jetzigen Erkenntnissen müssen aber die Koktürken mit den von at-Tabari genannten Türken identisch gewesen sein, die anscheinend im +3. Jh. ein Steppenreich (allerdings nicht mit Zentrum in Baktrien) bildeten. Die „Hûna" in Indien dürften solche „frühen Türken" gewesen sein; auch die nach 375 in Osteuropa einfallenden Hunnen dürften nach meiner neuen Chronologie Abkömmlinge dieser Türken gewesen sein. (Mehr dazu, nach weiteren Studien, im Folgebeitrag „Türken, Hunnen und Chasaren".)

8. Harsha und Südindien

Nach den Angaben aller derzeitigen Geschichtswerke war Indien im 6. Jh. in eine Vielzahl von Kleinstaaten zersplittert (siehe S. 686, neue Zeittafel), ehe 606 Nordindien wieder durch Harsha (Harshavardhana) geeinigt wurde, der bis zu seinem Tod im Jahr 647 regiert haben soll. Danach zerfiel Indien wieder in Kleinstaaten.

Harsha hat eine Vielzahl von Inschriften hinterlassen, in denen Schenkungen an buddhistische Klöster und Privatpersonen beurkundet wurden. Kosambi [204] hat die Bankshera-Kupferplatte, aus der sich die Landschenkung an einen Brahmanen ergibt, wiedergegeben.

„Der Tempelbau (Paläste sind uns nicht erhalten) im nordindischen Großreich mit seinem Höhepunkt unter Harsha wird als eine fast ebenbürtige Fortsetzung der Guptazeit angesehen" [Ruben 1978, 249].

Der Dichter Bhâna beschrieb in seinem Roman *Harshacharita* – mit hoch eingeschätztem historischen Wert [Panikkar 111 f.] – den Aufstieg des Königs:

„eine einzigartige Biographie, die abgesehen von ihren außerordentlichen literarischen Qualitäten, geradezu eine Fundgrube von historischen Nachrichten über frühere Perioden ist."

Er meinte damit vor allem die Informationen über Geschehnisse des 6. Jhs. in Indien. Harsha selbst stammte danach aus der Pushpabhûti- (Vardhana-)Dynastie, die Thâmesvar, eine Stadt nördlich von Delhi, beherrschte. Sein Vater Prabhakaravardhana kämpfte gegen die Hunnen und gegen die Fürsten von Mâlava, sein Bruder Raijavardhana fiel gegen Shashanka, den Herrscher von Bengalen. Harsha selbst gelang es, in jahrzehntelangen Kämpfen den größten Teil Nordindiens zu erobern. Er regierte nicht in Magadha, wie die ihm vorhergehenden Großherrscher Indiens, sondern in Kanyakubja, dem heutigen Kanauj im westlichen Ganges-Tal. Er förderte, wie aus Inschriften hervorgeht, die berühmte buddhistische Universität von Nalanda/Bihâr und verfasste selbst drei Dramen, die von buddhistischen Moralvorstellungen geprägt sind [Ruben 1957, 236 ff; Albanese 2003, 40f.].

Die wichtigste zeitgenössische Schriftquelle über das Harsha-Reich bildet der Reisebericht des chinesischen Pilgers Xuan Zang: „Chronik einer Reise in den Westen" *(Datang xiyuji)*. Dieser durchwanderte von 629–645 große Teile Mittelasiens und Indiens und hielt sich auch mehrere Jahre am Königshof Harshas auf. Der Bericht enthält nicht nur Schilderungen über Leben und Kultur, sondern auch konkrete Darlegungen politischer und militärischer Ereignisse der damaligen Zeit (zur Datierung [Franke II.571; III.437 f.; Gernet 235 f.]; über seine Unterredung mit Harsha [Franke III.365 f.]).

Weiterhin suchten 643 und 647 zwei Gesandtschaften des chinesischen Tang-Kaisers Taizong (626–649) Harshas Hof in Indien auf. Die zweite, unter Wang Xuance, traf ihn jedoch nicht mehr lebend an. Er war kurz vorher von einem Usurpator ermordet worden. Wang Xuance gelang es, den tibetischen König Songtse Gampo dazu zu bewegen, den Usurpator anzugreifen, der gestürzt und gefangen genommen wurde. Dieses Ereignis wurde sowohl in indischen, tibetischen wie chinesischen Schriftquellen geschildert [Iljin 1962, II,353; Thapar/Spear 185; FWG 17,144 f.; Gernet 215]. Harsha, der den Beiname „Shâlâditya" führte, wurde in den beiden Tang-Annalen – nach der Schreibung von Franke [III,364 f.] – „Shi-lo-yi-do", der Usurpator wurde „A-lo-na-shun" genannt. Letzterer heißt in den indischen Texten „Arjuna" [Waldschmidt 1950, 110; Truhart 2000, 196].

Harsha wurde ausschließlich nach chinesischen Berichten datiert. Nach der konventionellen Chronologie hat er während der von Illig in Europa bewiesenen Phantomzeit (614||911) gelebt und gewirkt. Seine Existenz kann aber, genauso wenig wie die der chinesischen Tang-Zeit, nicht ernsthaft bestritten werden. Die einzig vernünftige Lösung ergibt sich aus meiner neuen Chronologie: Er regierte tatsächlich etwa von 309 bis 350. Wegen der Rückdatierung der Gupta-Zeit kann auch die Rückdatierung Harshas problemlos erfolgen, was wohl keiner weiteren Begründung bedarf.

Der Reisebericht des Xuan Zang ermöglicht auch die richtige Datierung der südindischen Staaten und Dynastien. Xuan Zang berichtete, dass Harsha im Jahr 630 versuchte, Gebiete im Dekkan zu erobern, aber von Pulakeshin (II.), dem Châlukya-Herrscher von Badamii, an der Narmadâ geschlagen wurde. In einer erhaltenen Inschrift rühmt sich Pulakeshin seines Sieges. Kuhle/Rothermund [122] haben die entsprechende Passage im Bericht des Xuan Zang und den Text der Châlukya-Inschrift zitiert. Die inhaltliche Übereinstimmung beweist die Zuverlässigkeit des chinesischen Pilgers.

Die südindischen Herrscher der Châlukya und Pallava haben viele Tempel und Klöster hinterlassen; ihre Inschriften ergeben relativ geschlossene Genealogien. Das von Xuan Zang angegebene Datum 630 (nach neuer Chronologie 333) ermöglicht die korrekte Datierung der südindischen Dynastien. Wegen der gebotenen Seitenzahl soll auf diese erst in dem Folgebeitrag „Sri Lanka und Südindien" eingegangen werden.

Indiens „Phantomzeit"

Nach der konventionellen Chronologie bestand in Indien nach Harshas Tod eine Vielzahl von kleineren und größeren Staaten, die dem 7., 8. und 9. Jh. christlicher Zeitrechnung, also der Phantomzeit, zugeordnet werden. Deren Geschichte ist sehr unklar; es gibt nur Einzel-Inschriften und Erwähnungen in Literaturquellen. Grundsätzliche Werke zu diesen „dark ages" habe ich trotz vieler Recherchen nicht ermitteln können. Es gibt vereinzelte chinesische Berichte aus der Tang-Zeit, die sich problemlos zurückdatieren lassen; Synchronismen zur griechischen und byzantinischen Chronologie sind mir nicht bekannt.

Nach meiner Rückdatierung von Harsha ist es möglich, die indischen Staaten, die nach seinem Tod bestanden, problemlos dem 4., 5. und 6. Jh. zuzuordnen. Ich möchte in diesem Beitrag deshalb nicht weiter ins Detail gehen und verweise vorerst auf die allgemeinen Angaben in der „neuen Zeittafel" (S. 684).

Zur „ersten islamischen Invasion"

In allen Darstellungen der indischen Geschichte ist, mehr oder weniger ausführlich, davon die Rede, dass 711/12 (92 Hidshra) Truppen des Arabischen Kalifats unter dem Oberbefehl von Muhammad bin Qasim (der Name wird verschieden geschrieben) das Gebiet des südlichen Indus-Tals (die historische Landschaft Sindh) erobert und dem Kalifat einverleibt hätten. Nach dem Zerfall des Kalifats sollen dann 871 selbständige Emirate in Mansur und Multan entstanden sein, deren weiteres Schicksal ungewiss ist [z.B. Kulke/Rothermund 182]. Quellen wurden nirgends genannt; bestenfalls war von konkret nicht genannten „arabischen Quellen" die Rede.

Mit dieser Problematik hatte ich mich bereits während der Vorbereitung meines ZS-Beitrages *Islamica I* beschäftigt und wurde, wie schon mehrfach geschehen, in meiner eigenen Bibliothek fündig. 1964 analysierte ich den großen indischen Volksaufstand von 1857 („Sepoy Mutiny") und besorgte mir hierzu viele zeitgenössische Quellen. Sehr preisgünstig (10 Mark/DDR) erwarb ich damals antiquarisch zu dieser Thematik ein Werk, das 1859 der Indologe Leopold von Orlich veröffentlicht hatte und das aus vier Teilen besteht. Im ersten Teil (1-172) wurde die Geschichte von Sindh, auf den ersten 20 Seiten die arabische Eroberung dieser Region ausführlich beschrieben; diese Beschreibung trägt sehr romanhafte Züge. Damals war es noch üblich, Quellen zu bezeichnen; Orlich [165, Anm. 1] bezog sich auf eine *History of Sind* (sic!), die 1855 Capt. George Grenville Marlet in Bombay veröffentlicht und die letzterer aus dem „Persischen" übersetzt hatte. Dieser Text lag, neben dem Werk von Elphinstone [1841], auch Karl Marx vor, als er seine *Notes on Indian History* niederschrieb. Bei der Vorbereitung dieses Beitrages habe ich intensive Internet-Studien durchgeführt und wurde in pakistanischen Websites [Nizamani; Shafique] fündig. Unabhängig hiervon ermittelte ich den Originaltext (in englischer Übersetzung) in der Quellensammlung von Elliot/Dawson [1867, I.185 ff.; Reprint von 1952]; Orlich hatte ihn fast wörtlich kopiert.

Dieser Text bildet unbestritten die einzige Quellengrundlage für die angebliche arabische Eroberung von 711/12. Er nennt sich *Fatename-i-Sindh* (Geschichte von Sindh); seine übliche Bezeichnung ist *Chachnamah* (Chachname). Als Verfasser gilt Ali Bin Hamid bin Abi Bakr Kufi, in der pakistanischen Geschichtsschreibung wird er kurz nur als Ali Kufi bezeichnet. Pakistan, das 1947 als islamischer Staat entstand, legt Wert auf seine Wurzeln: Ali Kufi gilt als der früheste islamische Schriftsteller des damaligen Gesamt-Indien.

Diese persischsprachige Schriftquelle entstand, nach eigenen Angaben des Autors, allerdings erst im Jahr 1216 (613 Hidshra). Er bezog sich auf ein arabisches Manuskript, das ihm vorgelegen hätte; dieses gilt als verschollen.

Mitunter wird seine Existenz bezweifelt; selbst pakistanische Historiker [Nizamani] haben dies angedeutet. Der mir vorliegende Text des Ali Kufi – Vorgeschichte und Einzelheiten der Eroberung – ähnelt stilmäßig auffallend den *Märchen aus 1001 Nacht;* ich betrachte ihn und damit die in ihm geschilderte arabische Invasion als späte Erfindung. Dafür spricht vor allem auch, dass in keiner indischen Inschrift und Literaturquelle (vor 1200) diese Eroberung erwähnt worden ist. Nicht ganz möchte ich aber ausschließen, dass im 10. Jh. islamisch geprägte Emirate in Mansur und Multan entstanden sind, deren Ideologen eine frühe islamische Vergangenheit erfanden. Historisch belegbar sind erst die islamischen Invasionen, die zunächst 1000/21 unter Führung von Mahmud, dem Sultan von Ghazni, erfolgten und die schließlich 1192 zur Bildung des Sultanats von Delhi führten.

Neue Zeittafel

(Ungefähr-Jahreszahlen; konventionelle Daten nach Panikkar)

Vor Beginn der christlichen Zeitrechnung

1500–500	Eindringen der Ârya in Nordwest-Indien (konv. 1400–1000)
600–400	Frühe Industal-Kultur: Schichten 7-6 (konv. 3000–2000), Handlungszeitraum des Mahâbhârata (konv. 1000–800), Ausbreitung der Ârya in Nordindien
450	Eroberung des westlichen Indien durch Perser (konv. -518)
450–327	Mittlere Industal-Kultur: Schichten 5-3 (konv. 2000–1500)
448–368	Wahrscheinliche Lebenszeit Buddhas (konv. 623–543)
vor 350	Saken besetzen südliches Mittelasien
347–334	Reise des Zhang Qian (konv. 139–126)
368–317	Magadha zwischen Buddhas Tod und Maurya-Reich
vor 317	Erste Blütezeit Taxilas
327–325	Feldzug Alexander des Großen nach Indien
317–234/28	Maurya-Großreich (Chandragupta, Bindhusâra, Ashoka)
247	Beginn der Arsakiden-Ära: Begründung des Arsakiden-Reiches
247/38	Machtergreifung von Diodotos I. in Baktrien
234/28	bis 189 letzte Maurya in Magadha
219	Begründung des Saken-Reiches der „Westlichen Satrapen" (konv. +78: Beginn der Shaka-Ära)
218–205	Ostfeldzug des Antiochos III. Gleichzeitig: Euthydemos in Baktrien; Sophagasenos in Indien
184–175	Feldzug des Demetrios in Nordindien
183	Khâravela begründet Kalinga-, erobert erstes Ândhra-Reich
180– 68	Shunga-Dynastie in Magadha

180	Machtergreifung des Eukratides in Baktrien
178–173	Saken-Satrap Nahapâna (konv. 119–124)
175	Demetrios belagert Pâtaliputra; von Eukratides geschlagen
nach 175	Herrschaften des Apollodotos und Menandros
nach 173	Ândhra unter Satakarni besiegen Kalinga und Saken-Satrapen
170	Regierungsbeginn des Godophares in Baktrien (konv. +1. Jh.)
169	Inschrift des Saken-Herrschers Maues in Taxila (konv. -97/77)
vor 163	Ermordung des Eukratides von Baktrien
vor 144	Azes II. in Taxila (konv. -1. Jh.)
144	Inschrift des Godophares in Baktrien (konv. +1. Jh.)
140	Antialkidas in Gades/Baktrien. Inschrift seines Gesandten Heliodor in Besnagar
135–114	Feldzüge des Ban Chao in Mittelasien (konv. 73–94)
127/26	Einfall der Saken in Persien
ab 126	Tocharer und Asianer erobern Baktrien: Begründung des Ku-Shâna-Reiches (konv. 73–94)
126– 77	Kushâna-Könige Kujula Kadphises und Vima Kadphises (konv. sehr umstritten)
121	Silberrollen-Inschrift von Taxila, gewidmet Kujula Kadphises (konv. +69)
102	Laut Purânas Ende der letzten Gräko-Baktrier in Indien; in Magadha weiter Shunga-Dynastie, im Süden und Westen weiter Reiche der Ândhra und Saken-Satrapen
77	Krönung des Kanishka: Beginn der Kushâna-Zeitrechnung (konv. sehr umstritten)
68–23	Kânva-Dynastie in Magadha
47	Tod des Kanishka (konv. sehr umstritten)
23	Shipakra stürzt Kânva-Dynastie: Ândhra-Herrscher in Vidisha

Zur Zeitenwende: Ende des Ândhra-Reiches im Dekkan (konv. +218)

Nach Beginn der christlichen Zeitrechnung

7	Inschrift des Pravaresena I. von Vâkâtaka (konv. +284)
21	Ende des Kushâna-Reiches (konv. sehr umstritten)
23	Chandra-Gupta I. gründet Gupta-Großreich (konv. +320)
38–78	Samudra-Gupta (konv. 335–375)
43	Phraotes in Taxila
78 –117	Chandra-Gupta II. Vikramâditya; erobert sakisches Satrapen-Reich (konv. 375 –414)
104 –113	Reise des Faxian durch Nordindien (konv. 401–410)
150–180	Vakâtaka-Inschriften in Ajanta (konv. 5. Jh.)

195	Tod des Budha-Gupta: Gupta-Großreiches endet (konv. 492)
213–236	Huna-Herrscher Toramâna und Mihirakula (konv. 510–533)
221–225	Song Yun in Nordindien (konv. 518–522)
3. Jh.	Kleine Herrschaften in Indien: Verschiedene Gupta-Linien; Maukhari in Kanauj; Châlukya und Pallava im Dekkan; Shashanka in Bengalen (konv. 6. Jh.)
309–350	Großreich des Harsha in Nordindien (konv. 606–647)
332–348	Reise des Xuan Zang (konv. 629–645)
333	Châlukya-Herrscher Pulakeshan II. besiegt Harsha (konv. 630)
345–371	Narasimhavarman Mahâmalla: Höhepunkt des Pallava-Reiches von Kanchi (konv. 642–668)
350	Harsha ermordet; Gesandtschaft des Wang Xuance (konv. 647)
seit 433	Erstarken des Râstrakûta-Reiches unter Dantidurga u. Krishna I. (konv. seit 730)
vor 443	Reich von Yashovarman in Kanauj (konv. vor 740)
486	Vatsarâja Pratîhâra erobert Bengalen: Höhepunkt des Gûrjara-Pratîhâra-Reiches (konv. 783); danach Kämpfe mit den Râstrakûta auf dem Dekkan und den Pâla in Bengalen
6. Jh.	Gûrjara-Pratîhâra unter Bhoja und Mahendrapala; Pâla in Magadha und Bengalen; Râstrakûta-Reich im Dekkan: Kailâsha-Tempel von Ellora (konv. 9. Jh.)
614 || 911	Phantomzeit
10. Jh.	Weiter Herrschaften der Gûrjara-Pratîhâra, Pâla und Râstrakûta
973	Châlukya zerstören Râstrakûta-Reich
998	Mahmud wird Sultan von Ghazni/Afghanistan
1018	Mahmud von Ghazni erobert Kanauj
1192	Begründung des Sultanats von Delhi

Weitere Literatur

Altheim, Franz (1991): Das alte Iran. In: Propyläen-Weltgeschichte. Berlin · Frankfurt/Main. II.135-235

Altheim, Franz / Stiehl, Ruth (1953): Das erste Auftreten der Hunnen. Das Alter der Jesaja-Rolle. Neue Urkunden aus Duros-Europos. Baden-Baden

Ammianus Marcellinus (1970): Römische Geschichte. (Hg.: Wolfgang Seyffarth). Berlin (DDR)

Bagchi, Prabodh Chandra (1950): India and China. Bombay

Brentjes, Burchard (1977): Mittelasien. Eine Kulturgeschichte der Völker zwischen Kaspischem Meer und Tien-Schan. Leipzig

Date of Kanishka (o. J.): Arguments on the date of the ascension of the Great Kushan King Kanishka
www.keele.ac.uk/socs/ks45/PageIhistory/Club7bracey/Kushan/digressions/Kanishka

Faxian, Giles, H.A. (^{2}1956): The Travels of Fa-hsien. London

Groot, Johann Jakob Maria de (1921/26): Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. Berlin · Leipzig
(1921): Die Hunnen der vorchristlichen Zeit
(1926): Die Westlande Chinas in vorchristlicher Zeit
Hirth, Friedrich (2001): The Story of Chang Kien. China's Pioneer in Western Asia. Text and Translation of Chapter 123 of Sima Tsien's Shi Ki. New Haven (Reprint des Textes von 1917 in „Journal of the American Society" (New Haven) 35. 89-116
Hulsewé, Anthony (1979): China in Central Asia, the Early Stage 125 B.C. - A.D. 23. An annoted translation of chapters 61 and 96 of the History of the Former Han Dynasty. Leiden/NL
Koeller, David W. (1998): Sima Qian. The Records of the Grand Historian. The Expedition of Zhang Qian
htpp://campus.northpark.edu/history/Classes/Sources/ZhangQian.PS.html
Konow, Sten (1914): On the Nationality of the Kushans. In: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Leipzig · Wiesbaden) IV.85 ff.
Maenchen-Helfen, Otto J. (1997): Die Welt der Hunnen. Wiesbaden
Marquart, Josef (1903): Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge. Leipzig
Meyer, Eduard (1964): Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien. In: Altheim/Rehork 19-72
Narain, Adwaid Kishore (1990): Indo-Europeans in Inner Asia. In: Sinor (1990) 151
Pulleyblank, Edwin G. (1968): Chinese Evidence for the Date of Kanishka. In: Basham 1968. 247-258; Leiden/NL
Sinaica I - IV: siehe Weissgerber 2002a-d
Sinor, Denis (Hg.;1990): The Cambridge History of Early Inner Asia. Cambridge
Tarn, William Woodthorpe (1969): Euthydemos und Parthien. In: Altheim/Rehork 73-154
Waugh, Daniel C. (1999): Selections from the Hun Narrative Histories
htpp://depts.washington.edu/uwch/silkroad/texts/hantxt1.html
Weissgerber, Klaus (2002a): Zur chinesischen Phantomzeit. Alte und neue Gedanken (Sinaica I). In: Zeitensprünge 14 (1) 68-78
- (2002b): China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica III). In: Zeitensprünge 14 (2) 365-392
- (2002c): Ta-shi und Tang. Bestanden zur Tang-Zeit islamisch-chinesische Beziehungen? In: Zeitensprünge 14 (3) 455-477
- (2002d): China zwischen Han und Tang (Sinaica IV). In: Zeitenspr. 14 (4) 692-735
- (2004a): Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. Erster Teil (Indica I/1). In: Zeitensprünge 15 (1) 183-214
- (2004b): Zur indischen Chronologie. Grundprobleme: Zweiter Teil (Indica I/2). In: Zeitensprünge 15 (2) 369-399
Zeymal, Evgeny (1974): 278 A.D.: The Date of Kanishka. In: Dushanbe (1974) I. 292-301
Zürcher, Erik (1968): The Yue-Chih and Kanishka in Chinese Sources. In: Basham (1968): 346-390

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

"Die Kurve ist Quatsch"
Die ignorierte Phantomzeit als Fallgrube für Naturwissenschaftler

Hans-Erdmann Korth

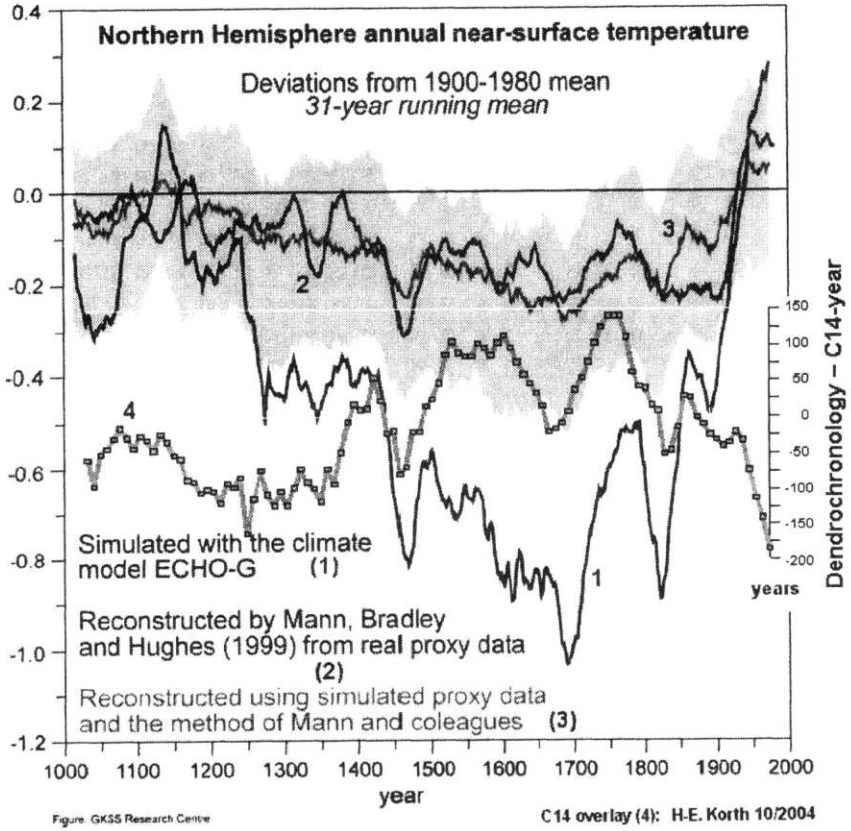
Weit aus dem Fenster gelehnt hat sich Prof. Dr. Hans von Storch, Leiter des Instituts für Küstenforschung des GKSS Forschungszentrums in Geesthacht. Unter der Überschrift "Die Kurve ist Quatsch" brachte *Der Spiegel* ein Interview mit dem Klimaforscher, in dem dieser seine neueste Veröffentlichung in der Zeitschrift *Science* präsentierte. Dort stellte er den anhand seines Klimamodells ermittelten Verlauf der Erdoberflächentemperatur während der vergangenen tausend Jahre dar. Die neuen Ergebnisse zeigen, nach v. Storchs Meinung, dass

> "die Rekonstruktionen, die üblicherweise benutzt werden, um die jüngsten extremen Klimaänderungen hervorzuheben, wahrscheinlich irreführend sind. Sie unterschätzen die Temperaturschwankungen von Jahrhunderten möglicherweise ganz erheblich."

Das gelte insbesondere für die unsinnige, von Prof. M. Mann veröffentlichte Temperaturkurve [Mann et al.]. Diese bisher als gültig akzeptierte Kurve werde jedoch von Mann zu Unrecht seit Jahren gegen alle Kritik verbissen verteidigt.

Dem Verfasser dieser Zeilen kam der Verlauf der beiden im Spiegel abgebildeten Kurven merkwürdig bekannt vor. Der Verdacht bestätigte sich schnell: Die Temperaturkurven von v. Storch (1) und Mann (2) zeigen, wie in der Abbildung zu sehen, eine enge Korrelation mit (4), der testweise hinzugefügten Kalibrierkurve für das Radiokarbonverfahren zur Altersbestimmung [Stuiver]. Das ist erstaunlich [Loriot, passim] ! Zufall? Oder sollte die Temperatur etwa zu guten Teilen vom C14-Gehalt der Atmosphäre abhängen? Schwer vorstellbar. Die Annahme, dass es dann wohl eine gemeinsame Ursache für den Verlauf der Temperatur und die Konzentration von C14 gibt, muss ebenfalls sogleich verworfen werden: Die Schwankungen der mittleren Temperatur des vergangenen Jahrtausends betrugen weniger als ein Grad. Dagegen war die Konzentration von C14 nach der herrschenden Lehre derart starken Schwankungen unterworfen, dass streckenweise bei den unkalibrierten Radiokarbondatierungen das gemessene Alter aufeinanderfolgender Baumringe paradoxerweise sogar mit dem Lauf der Zeit zuzunehmen scheint.

Geht man die Sache mit chronologie-kritischem Blick an, so zeigt sich, dass schon der Verlauf der Kalibrierkurve physikalisch unmöglich ist, wenn



Jahrestemperatur der nördlichen Hemisphäre nahe der Erdoberfläche während des vergangenen Jahrtausends, bezogen auf den Mittelwert von 1900 bis 1980 [Quelle: GKSS]. Kurve (1) zeigt den Verlauf nach dem Klimamodell von v. Storch et al., Kurve (2) nach dem Modell von Mann et al. Ein gemischtes Modell liefert Kurve (3). Überraschend ist der synchrone Verlauf der Temperaturkurven mit der vom Verfasser hinzugefügten Abweichung zwischen Dendrochronologie und C14-Datierung (4). Dieser erklärt sich erst aus einer gemeinsamen fehlerhaften Zeitachse.

Linke Abszisse: °Kelvin
Rechte Abszisse: Dendrochronology-C14-year [intercalc88-dataset (Stuiver)]

diese – wie behauptet – die Konzentration von C14 wiedergibt [Korth]: Der jeweils streckenweise lineare, drei festen Steigungswerten folgende Verlauf würde eine C14-Produktion voraussetzen, die entsprechend zwischen drei festen Werten abwechselt. Darüber hinaus wäre absurderweise die Streuung der Messwerte von der Kurvensteigung abhängig. So verbleibt die Frage, wie bei diesen Gegebenheiten die Temperaturkurve mit einem offenbar unsinnigen Verlauf derart eng korrelieren kann.

Die nahe liegende Erklärung wird die Leser der *Zeitensprünge* nicht überraschen: Sowohl die Temperaturkurven wie auch die Kalibrierkurve für Radiokarbon beruhen auf der (leider falschen) Annahme, dass die scheinbar so leicht verifizierbare Dendrochronologie einen gültigen Maßstab für die Zeitachse darstelle. Durch den Bezug auf die Dendrochronologie wurden daher die Temperaturkurven in der gleichen Weise verformt wie die Kurve der vorgeblichen C14-Konzentration. Besonders gut sichtbar ist dies am Verlauf ab etwa +1350 bis zum Beginn der Industrialisierung. In der Zeit vor 1350 verläuft die Dendrochronologie dagegen zumeist regulär, bis auf einige kleine 'Ausreißer', die sich ebenfalls in den Temperaturkurven abbilden. Dass der Kurvenverlauf von (1) und (2) sich während des Mittelalters auch untereinander wesentlich unterscheidet, mag von den unterschiedlichen Ausgangsdaten und Mittelungsintervallen herrühren.

Also alles Lug und Trug? Keineswegs. Für eine schlüssige Erklärung muss die gefundene Korrelation genau eine Ursache haben: die überdehnte Dendrochronologie. Dies bestätigt nochmals, was der Verfasser gezeigt hat, dass nämlich die atmosphärische C14-Konzentration (genauer: das $^{14}C/^{12}C$-Isotopenverhältnis) im Wesentlichen konstant blieb, wenn man von einem geringen stetigen Abfall aufgrund der CO_2-Freisetzung nach der letzten Eiszeit und von kleineren statistischen Schwankungen absieht. Wären sowohl C14 als auch Dendrochronologie stärkeren erratischen Schwankungen unterworfen, wie dies von Blöss/Niemitz in den *Zeitensprüngen* so emotionsstark postuliert wurde, dann könnte der ermittelte Temperaturverlauf nicht mit der Differenz (!) dieser Variablen [genau: Dendrochronologie - (1950 - Radiokarbonalter)] korrelieren.

Leider nutzt es nur wenig, dass die C14-Datierung im Rahmen ihrer Messgenauigkeit in der Lage wäre, weitgehend objektive Altersbestimmungen zu liefern. Durch den technischen Aufwand und die 'empirische' Kalibrierprozedur bleiben die Resultate völlig intransparent und ungenau. Nur so konnte es geschehen, dass (wie ebenfalls im *Spiegel* unter dem Titel "Mogelei im Knochenkeller" zu lesen) der Leiter des Instituts für Anthropologie und Humangenetik der Universität Frankfurt, Professor R. Protsch v. Zieten, jahrzehntelang seine meditativen Betrachtungen am Schreibtisch als C14-Datierungen für teuer Geld verkaufen konnte.

Zurück zum Erdklima: Die Kurve ist Quatsch? Aber welche: (1) oder (2)? Beide! Dagegen zeigt die Vergleichskurve (4) – bei richtiger Interpretation – in guter Näherung den Datierungsfehler der Dendrochronologie. Dieser ist auch in vielen anderen über historische Zeiträume (natürlich ohne Berücksichtigung der Leerzeit des Frühmittelalters) rekonstruierten Variablen nachweisbar (z.B. der dendrochronologischen Belegdichte, dem Eichenwuchs und sogar in der durch die Gezeitenreibung bedingten Verlangsamung der Erdrotation). Aber wie entwickelte sich das Klima des vergangenen Jahrtausends wirklich? Und was ist mit der "kleinen Eiszeit", deren kalte Winter einen Pieter Breughel zu seinen herrlichen Winterszenen angeregt haben sollen? Die Temperaturkurven verraten uns hierüber nichts. Erst die Rekonstruktion auf Basis einer korrekten Chronologie kann uns gesicherte Erkenntnisse liefern.

Auch schon vor der Veröffentlichung v. Storchs hatten sich Zweifel an der Kurve von Mann gehäuft. Die kanadischen Wissenschaftler McKitrick und McIntyre fanden heraus, dass jene, einem Hockey-Schläger ähnelnde Temperaturkurve auch bei der Verwendung von schlichten Zufallszahlen entsteht. Eine Veröffentlichung ihres Befundes wurde jedoch von der Zeitschrift *Nature* aus formalen Gründen abgelehnt. Frustriert stellten die Verfasser ihren Aufsatz nebst Korrespondenz schließlich ins Internet. Dieses Beispiel behinderter wissenschaftlicher Kommunikation wurde dann in mehreren Kolumnen von R.A. Muller in *Technology Review* aufgenommen (Muller ist Physik-Professor an der University of California in Berkeley. Außerdem ist er seit 1972 Berater für die nationale Sicherheit der USA):

> "Der wissenschaftliche Fortschritt hat manchmal mit großen Entdeckungen zu tun. Manchmal kommt die Wissenschaft aber auch dann vorwärts, wenn wir lernen, dass etwas nicht der Wahrheit entspricht, was wir zuvor für richtig hielten. Wenn man ein Puzzle zusammensetzt, wird seine Fertigstellung manchmal dadurch verhindert, dass ein falsches Stück mit aller Macht an eine wichtige Stelle gedrückt wurde."

Aber auch recht unsinnige Kurven können uns noch etwas Interessantes zeigen: Beim Versuch, die unerkannte Leerheit mit plausiblen Daten zu überbrücken, wurden offensichtlich die Fehldatierungen über mehr als ein Jahrtausend verteilt. Die größten Störungen des unkritisch bestimmten Temperaturverlaufs zeigen sich daher überraschenderweise zwischen dem 16. und dem 19. Jh. Das heißt jedoch nichts anderes, als dass gerade diejenigen naturwissenschaftlichen Daten weithin inkorrekt sind, auf denen z.B. die derzeitigen Klimamodelle beruhen. Auf deren Basis werden jedoch, wie v. Storch zutreffend feststellt, wichtige Weichenstellungen für die Zukunft getroffen.

Bei allem Respekt gegenüber den Historikern: Es geht bei den Bemühungen zur Richtigstellung der Chronologie offenkundig um weit mehr, als nur um Karl den Großen und ein paar verstaubte Urkunden!

Literatur

Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (2003): Beweist der Kalendersprung die C14-Methode? Eine Replik auf H.-E. Korth; *Zeitensprünge* 15 (2) 423-429

Korth, H.-E. (2002): Anomalie der ^{14}C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung; *Zeitensprünge* 14 (1) 49-67

Mann, M.E. / Bradley, R.S. / Hughes, M.K. (1998): Global-scale temperature patterns and climate forcing over the past six centuries; *Nature* 392, 779-787

McKitrick, R. / McIntyre, S. (2003): Corrections to the Mann et al (1998) Proxy Data Base and Northern Hemisphere Average Temperature Series; http://www.uoguelph.ca/~rmckitri/research/trc.html.

Muller, R.A. (2004): Global Warming Bombshell
http://technologyreview.com/articles/04/10/wo_muller101504.asp
http://technologyreview.com/articles/03/12/wo_muller121703.asp
auf Deutsch: Rechenfehler bei der globalen Erwärmung,
http://www.heise.de/tr/aktuell/meldung/52478/1

Schulz, Matthias (2004): Mogelei im Knochenkeller; *Der Spiegel* 45/2004, S. 156-160

Spiegel, Der (2004): Klima. "Die Kurve ist Quatsch"; *Der Spiegel* 41/2004, S. 158

Storch, H. v. (2004): hhttp://www.helmholtz.de/de/Aktuelles/Pressemitteilungen_2004/GKSS_01.10.04_Temperaturschwankungen_des_letzten_Milleniums_wahrscheinlich_groesser_als_bisher_angenommen.html

Stuiver, M.S. et al. (1998): INTCAL98 radiocarbon age calibration, 24,000-0 ca. BP; *Radiocarbon,* 40, 1041-1084, - Data:
http: depts, washington,edu/quil/datasets/uwten98_14c.txt

Hans-Erdmann Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34
Korth@t-online.de

Von Kolumbus zu Eis- und Eisenzeit

Eine Rezension von Heribert Illig

Zillmer, Hans-Joachim (2004): *Kolumbus kam als Letzter. Als Grönland grün war: Wie Kelten und Wikinger Amerika besiedelten. Fakten, Funde, neue Theorien;* München, 366 S., 95 Fotos und 66 Textabbildungen [= Z.]

Vorkolumbianische Beziehungen zwischen Alter und Neuer Welt werden seit langer Zeit gesehen, geprüft und vorgestellt. Doch ist dies in den letzten Jahrzehnten immer schwieriger geworden, weil sich insbesondere die lateinamerikanischen Ethnologen strikt gegen eine frühe Beeinflussung oder gar Kulturbringung durch Nichtamerikaner wehren – ein bekannter Fall von 'scientific correctness'. Deshalb hat z.B. Alexander von Wuthenau [1965] dafür geworben, hier den offenen Blick zu bewahren.

> "Die Frage eines möglichen Überseekontaktes Amerikas mit anderen Teilen der Welt lange vor der Entdeckung durch Kolumbus bedarf m. E. eines ernsten, intensiven und vor allem völlig objektiven Studiums weitester wissenschaftlicher Kreise. Man sollte dabei nicht zu ängstlich sein und das freie Spiel der Forschungstendenzen nicht systematisch zu unterdrücken versuchen, wie dies nicht selten sogar auf Hochschulen der Fall zu sein scheint" [Wuthenau 45].

A. v. Wuthenau durfte sich diese Aussage erlauben, weil er selbst

> "viele Hunderttausende von Tonköpfen aller Arten und Größen, allein aus dem Bereich von Mexiko, in der Hand gehabt [hat]. In der Privatsammlung des berühmten mexikanischen Malers Diego Rivera z. B., an deren Klassifizierung ich in bescheidener Weise mitarbeiten durfte, wurden über 60000 Stücke katalogisiert, von denen die meisten menschlichen Darstellungen gewidmet sind" [Wuthenau 5].

Die Physiognomien sprechen eine klare und eindeutige Sprache. Neben spezifischen Maya- oder Olmeken-Köpfen finden wir Gesichtszüge, die viele überseeische Völker repräsentieren: Da gibt es negroide Anklänge genauso wie chinesische oder japanische, allgemein semitische oder nordische. Manche Köpfe lassen sich präziser ansprechen, wie einstige Hethiter oder Perser, Bewohner von Belutschistan oder des prähellenischen Griechenlands.

Heinke Sudhoff hat 1990 im Vorgriff auf die 500-Jahr-Feiern für Kolumbus auf diese und andere Arbeiten zurückgegriffen und weiteres Material ausgebreitet. Als Vertreter nordamerikanischer Forschung ist Barry Fell mit seinen Publikationen ab 1976 ein vortreffliches Beispiel für unvoreingenommene Arbeit.

Hans-Joachim Zillmer spannt einen vielleicht noch größeren Zeitrahmen auf, der von der Eiszeit über die Megalithkulturen bis zu Kolumbus reicht. Anfangs berichtet er über schon bekannte transatlantische Beziehungen, um dann auf megalithische Bauten Nordamerikas überzugehen, die einen weißen Fleck auf der bisherigen Landkarte der Dolmen, Menhire, Cairns etc. füllen. Da gibt es ebenfalls Tholoi und Root Cellars (unterirdische Räume aus Trockenmauerwerk), Kalenderbauten, Steinkreise und Dolmen, selbst als Wackelsteine, die in der herkömmlichen Literatur nicht beachtet werden. Hier zeichnet sich eine übergreifende Kultur ab, zu der Zillmer die berechtigte Frage stellt, ob es überhaupt ein Volk der Megalithiker gegeben hat [Z. 40].

Doch nur zwei Seiten später wird das angekündigte Thema des Buches mit einer ganz anderen Frage verlassen: "Oder waren die Römer in Wirklichkeit Kelten?" Es folgt ein Einschub von fast 150 Seiten, der zunächst erstaunt, doch bald mehr als verwundert. Ausgehend von Thomas Riemers These, die Römer seien die Soldateska der Griechen gewesen, geht es zu Gernot Geise, der die Römer als Kelten erkennen will. Diese Idee führte zu immer neuen Widersprüchen in sich, was sie offenbar attraktiv macht. So kannten die Kelten keine Staaten mit fixierten Staatsgrenzen, was ihre Gleichsetzung mit einem römischen Imperium samt Limes und Hadrianswall einigermaßen schwierig gestaltet. Die naturverbundenen Kelten hatten keine Tempel, werden aber jetzt vielleicht zu den Architekten der römischen Tempel, Aquädukte, Amphitheater und anderer Großbauten – sofern diese nicht viel später erst entstanden sind. Schriftliche Zeugnisse der Kelten liegen uns praktisch keine vor, allenfalls ein Kalender in lateinischer Schrift – doch jetzt werden sie fast zu einem Schriftvolk.

Zillmer behält die Wertschätzung für die Kelten bei, bringt aber – ohne sich da abzugrenzen – als neue Variante das ersatzlose Streichen des römischen Imperiums, dessen aufgefundene Überreste allesamt fälschlich den 'Römern' zugeschrieben worden wären. Insofern gab es allenfalls ein Imperium unter verändertem Vorzeichen – und das in Mitteleuropa. Das alles ist leider schwer zu eruieren, weil Zillmer keineswegs kontrovers diskutiert [Z. 11], sondern einfach inkommensurable Teile aneinander fügt und es dem Leser überlässt, daraus ein ihm konvenierendes Ganzes zu formen.

Weil die griechischsprachige Antike mit Kelten, Skythen, Indern und Libyern nur vier große barbarische Urvölker gekannt hat, müssen die ungenannten Germanen 'zwangsläufig' Kelten gewesen sein, weshalb Zillmer [Z. 61] nun von Kelto-Germanen sprechen will. Auf derselben Seite wird eine alte Quelle zitiert, wonach "alle Europäer, ohne die Griechen und Römer Celten genennet werden". Dies würde die vorgetragene Gleichsetzung von Römern und Kelten entschieden behindern. Es ließe jedoch Zillmers nächste Vermu-

tung zu, dass "die römischen vielleicht griechische Kolonien" waren [Z. 94]. Er geht gleich noch einen Schritt weiter und fügt mit dem Begriff Kelto-Skythen [Z. 61] auch zwei der vier barbarischen Urvölker ineinander, womit nun im Geise'schen Extremfall Römer wie Griechen auch Skythen oder Germanen genannt werden könnten. Allerdings hätte es in Mitteleuropa eine "vor der Ankunft der Kelto-Skythen (= Ostgermanen) vorhandene", aus dem Westen Europas und Nordafrikas stammende Urbevölkerung gegeben, die durch berberische Ortsnamen bezeugt wird [Z. 230]. Aus all diesem Qui pro quo resultiert Zillmers Hauptanliegen, das durchaus das Anliegen der *Zeitensprünge* tangiert:

> "Es gibt ereignislose (dunkle) Zeiten (dark ages) oder von Naturkatastrophen verursachte Kulturbrüche in unserer Geschichte. Durch Eliminierung von rein archäologisch begründeten und/oder durch die Neudatierung zeitlich falsch eingestufter Kulturen könnte eine neue gestraffte Abfolge der Kulturen entstehen, die sich transatlantisch wie die Sprossen einer in Längsrichtung geteilten Leiter wieder zu einer Einheit zusammenfügen lassen.
>
> Um dieses Ziel in Form einer experimentellen Geschichtsschreibung zu erreichen, müssen wir den Zeitstrang des römischen Weltreiches aus der Geschichte unserer Alten Welt wie einen Schaschlikspieß herausziehen und die dadurch frei gewordenen Geschichtsblöcke zeitlich neu ordnen. Denn die römische Geschichte stellt praktisch den Maßstab, die Norm und den Anker nicht nur für unsere europäische Geschichte dar. Existiert sie, sind transatlantische Kontakte zwar trotzdem denkbar, aber nur in bedeutungsloser Form" [Z. 114].

Der Nachweis von transatlantischen wie transpazifischen Kontakte ist selbstverständlich ein wichtiges Anliegen. Warum aber ein tatsächlich existentes Römerreich transatlantische Kontakte zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, ist schwer nachzuvollziehen. Deshalb sollen wir zu einer Zeitreise aufbrechen. Für sie wird so ziemlich alles herangezogen und verschnitten, was die Autoren der *Zeitensprünge* und von *Efodon* und die dort behandelten Themen hergeben: M. Baillies dendrochronologische Arbeiten, R. Baldaufs Mittelalterkritik, die C14-Kritik von C. Blöss und H.-U. Niemitz, die von Niemitz aufgespürte Düngetheorie E. Brommes, F. Carottas Jesus=Caesar-Gleichung, K. Faussners Urkundenkritik, A. Fomenkos Kürzung der Kulturzeit auf 1.100 Jahre, Gams-Nordhagens postglaziale Katastrophen, G. Heinsohn Motivation für die Vernichtung der weisen Frauen und seine Chronologiekritik für Ägypten und Vorderasien, K. Humperts und M. Schenks Theorie der mittelalterlichen Städtegründungen, die Mittelalterthese und auch der Vorschlag des Rezensenten zur Kürzung der Vorzeit, vor allem W. Kammeiers "Große Aktion", W. Marolds Lateinkritik, P.C. Martins Münzuntersuchungen, unausge-

sprochen Chr. Marx' Postulat einer globalen Katastrophe im 14. Jh., Niemitz' Beiträge zur Phantomzeitforschung, V. Ritter und K. Schildmann, U. Toppers Bestärkung von Kammeier, I. Velikovskys Umdatierungen und M. Zellers Gedanken zur frühmittelalterlichen Literatur und manch anderes.

Benutzt worden ist viel weitere Literatur, deren Urheberschaft oft nur ganz unzulänglich genannt wird. So bringt das Literaturverzeichnis fünf Bücher von Jacques de Mahieus, der gewichtige Anteile an Zillmers Ideen zu transatlantischen Kontakten geliefert hat [Z. 232-257 passim]; doch im Text ist er mir nur ein einziges Mal [Z. 246] begegnet, im Register gar nicht. Dabei hat er die Arbeiten geliefert, mit denen Zillmers seinen Untertitel *Wie Kelten und Wikinger Amerika besiedelten* formulieren und seinen Klappentext so überschreiben konnte: "Waren die Inka-Herrscher Wikinger?" Der guten Ordnung halber trage ich die Untertitel von vier Mahieu-Büchern nach, die bei Zillmer untergegangen sind: *Die Wikinger in Paraguay* [1973], *Die Wikinger in Brasilien* [1975], *Die Wikinger in Amambay* [1978], *Das Wikingerreich von Tiahuanacu* [Haupttitel, 1981]. Bei Zillmer genannt ist *Des Sonnengottes große Reise*, dessen Untertitel *Die Wikinger in Mexiko und Peru* [1972] als maßgebend für sein einschlägiges Kapitel durchaus mitteilungswürdig gewesen wäre.

Meine Interpretation des späten Entstehens des Kirchenstaates steht bei Zillmer auf den S. 119-122, allerdings wird mein Name nur einem Detail zugeordnet. Stete Gewohnheit ist es dem Autor, bei Zitaten nur die Urheber zu nennen, nicht aber die Sekundärquellen, denen er diese Zitate und die dort entwickelten Zusammenhänge verdankt. Hier wäre mehr Sorgfalt anzuraten.

Ich habe oben von Verschnitt gesprochen, weil es selbstverständlich unmöglich ist, die oft konträren, häufig völlig antagonistischen Ansätze unter einen Hut zu bringen, noch dazu in übereiltem Bemühen. Ich denke dabei weniger an die kleinen Schnitzer, von denen es zu viele gibt: Etwa wenn der 899 gestorbene, "britische König Alfred der Große [...] um 1000 in seinen Annalen" geschrieben hat [Z. 213], er aber auch als vermeintlich Lebender (wir sehen ihn als Versatzstück für die Phantomzeit) keine Annalen geschrieben hat, sondern später Annalen für ihn geschrieben worden sind. Oder an den Satz: "Zehn Meter hohe Brandungswellen wurden als neue 'Moränen' aufgetürmt" [Z. 280]. Aber es geht um die fundamentalen Widersprüche.

Es war Kammeiers Grundgedanke, dass die katholische Kirche überhaupt erst in oder nach Avignon gegründet worden sei, also zwischen 1309 und 1377 respektive 1423, konkret 1409. So gibt es Zillmer ohne Kritik wieder [Z. 108, 115]. Er sieht aber gleichwohl ab dem 4. Jh. ein aus Ostrom stammendes Papsttum [Z. 120], er sieht 1215 einen Papst und erstmals den Kirchenstaat [Z. 121]. 1305 wäre die französische Kirche zur Papstkirche geworden, die zu Beginn des 15. Jhs. den Sitz der katholischen Kirche "in das fast unbewohnte Trümmerfeld einer antiken Stadt, die [...] erst jetzt Rom genannt wurde" [Z.

123], verlegt hätte. Insofern kann dann die (katholische) Kirche doch bereits ab 1096 Kreuzzüge und fürchterliche Judenpogrome veranstalten und im 13. Jh. massiv gegen Ketzer und Juden vorgehen. Auf S. 146 wurde Europa nach der irischen Mission wegen "des universellen Glaubensanspruchs der Papstkirche frühestens ab dem Ende des 12. Jhs. zum zweiten Mal christianisiert". Auf S. 155 ist zu lesen, dass ab 1000 statt des immer noch andauernden Matriarchats das besitzergreifende Patriarchat der Könige "im Zusammenspiel mit dem nicht nur religiösen Machtanspruch der katholischen Kirche" um sich griff. Damals hätten bereits die Wikinger den christlichen Glauben nach Amerika gebracht [Z. 251]. Gemeint ist vermutlich die heidnisch-christliche Naturreligion [Z. 124], die einigermaßen rätselhaft wirkt. Wegen ihr habe sich später die römische Kirche mittels eines Bluffs mit der christlichen Kirche gleichgesetzt [Z. 123].

Wie immer Kammeier und Zillmer zueinander stehen mögen: Bei Kammeier darf vor dem erstmaligen Auftreten eines Papstes in Rom (1423) Rom nur ein Ruinendorf sein, bei Zillmer darf Rom sogar bis 1506, bis zum Baubeginn des neuen Petersdomes, keine Architektur bekommen haben, weil es ja nur Ruinenstätte war, allerdings von Ruinen, die nicht römischen Ursprungs gewesen sein sollen. Wilhelm Kammeier konnte noch nichts von der Stadtarchäologie nach dem Zweiten Weltkrieg ahnen, aber er hätte wissen müssen, dass sein mittelalterliches Rom ohne Kirchenneubauten eine Wunschvorstellung ist, unbedingt notwendig, damit seine "Große Aktion" nicht zusammenbricht. Kammeier-Symphatisanten wie Wolfram Zarnack tradieren sie noch heute:

> "'Die Stadt Rom hat aber offensichtlich weder an der Romanik, noch an der Gotik, noch an den frühen Stadien der Renaissance teilgenommen. Sie tritt vielmehr erst mit dem großartigen, ehemals größten abendländischen Bau des *Petersdoms* als Kulturzentrum in Erscheinung.' Die Geburt einer fiktiven Kultur könnte nicht besser beschrieben werden" [Z. 107 f., Binnenzitat von Zarnack].

Zarnack [2000; 399] hat dies auch formuliert, um meine These eines Zeiteinschubs vor dem 14. Jh. zu einer sehr fragwürdigen zu erklären. Der kommentierende Zillmer stützt sich außerdem auf (den von Zarnack aufgefundenen) H.E. Kubach, demzufolge "nichts Greifbares über romanische Großbauten in Rom" vorzuzeigen ist [Z. 119].

Der Rezensent hat im Zusammenhang mit Mosaikkunst einmal 16 Kirchenbauten aufgelistet, die zwischen 625 und dem 12. Jh. In Rom entstanden sind, und 22 Mosaikdarstellungen aus römischen Kirchen benannt, die der Zeit zwischen 611 und 1300 zugeordnet werden [Illig 1996, 308-312]. Ungeachtet der Frage, ob sie zum Teil frühmittelalterlich oder aus der Zeit nach 1000

stammen, vertreten sie das christliche Rom im Mittelalter. Einige der schönsten Gestaltungen römischer Künstler sind die eingelegten Böden und Zierelemente von Altären oder Kreuzgängen, wie sie von der einheimischen Künstlerfamilie der Cosmaten zwischen dem 12. und 14. Jh. geschaffen worden sind (etwa der berühmte Kreuzgang von S. Giovanni in Laterano). Einer der von Zarnack wie von Zillmer [Z. 99, 107, 141] wiederholt vermissten gotischen Bauten Roms existiert: S. Maria sopra Minerva, erbaut ab 1280, direkt neben dem Pantheon, allen Kunstfreunden wegen Michelangelos auferstandenem Christus wohlbekannt. Dieser Kirchenbau ist der letzte römische vor dem Exil in Avignon. Somit widerspricht der architektonische Befund der Einschätzung von Rom als einem 'Ruinendorf' erheblich.

Zillmer spannt seinen Bogen architekturloser Zeit bis 1506, weil er dieses Jahr mit dem Baubeginn für den Petersdom verbindet. Tatsächlich ist dieser vielfach veränderte, zeitweilig ruhende Bau bereits 1452 begonnen worden. Älter noch sind die Anfänge der Vatikanischen Paläste, deren schönste Kapelle von 1447 bis 1449 durch Fra Angelico ausgemalt worden ist. In Zillmers fragliche Zeit gehört natürlich auch die 1473 begonnene Sixtinische Kapelle, von den Ausmaßen her eine große Kirche, die zwischen 1481 und 1483 von den besten Renaissance-Malern der Zeit geschmückt worden ist. Bei Zarnacks wie Zillmers Betrachtung sind auch die römischen Fresken von Masolino da Panicale (1383–1440), Melozzo da Forli (1438-1494), Pinturicchio (1454–1513) oder Filippino Lippi (1458–1515) ausgeblendet worden. All diese Kunstwerke müssten zu Nachempfindungen der späteren Renaissance erklärt werden, um Rom als frische Blüte des 16. Jhs. zu retten.

Denn im Unterschied zu Kammeier werden nun bei Zillmer bislang römische Kunstobjekte zu etruskischen, griechischen oder aber zu ab dem 15. Jh. gefälschten deklariert [Z. 91, 119]; insbesondere die antik-römischen Bauten sollen nun ab dem 13. Jh. fälschend fabriziert worden sein [Z. 100]. Eine Klarstellung der Datierung wäre durchaus hilfreich. Noch einmal Zillmers Sicht zu Roms Ruinen:

> "Auch heutzutage gibt es in Rom genug Schutt. Rom hat im Laufe der Zeit sechs Meter Schutt aufgetürmt, auf dem heutige Straßen verlaufen und unter dem die klassischen und frühchristlichen Bauten versanken. Mit anderen Worten, jeder Besucher Roms wird feststellen, dass die vorhandenen antiken Bauten nicht sehr alt sind. Heutzutage als alt ausgegebene Bauwerke wurden größtenteils aus den Ruinen und dem in Kalkbrennöfen aufgearbeiteten echt antiken Schutt der alten Bauwerksreste neu gebaut – nicht rekonstruiert, sondern neu geplant und jungfräulich geschaffen (Peterskirche), teilweise sogar auf dem Bauschutt errichtet" [Z. 118]

Wie sich ein juveniles Alter der Ruinen ausgerechnet aus besonders viel Schutt ableitet, der die Bauten geradezu versinken ließ, bleibt dem Rezensen-

ten verborgen. Er muss auch seine Hilflosigkeit eingestehen, den weiteren Inhalt dieses 'Gärbottichs' von einem Buch auch nur annähernd darzustellen: Denn nun werden ab der Eiszeit alt- und neuweltliche Zeitstränge zusammengeführt, obwohl wir für Amerika außer den wiederholt kritisierten Maya-Daten ausschließlich C14-Daten kennen, die Zillmer mit gutem Grund nicht heranziehen möchte. Die allenfalls schemenhaft erkennbare Chronologie der Neuen Welt als Parallelmaßstab für die der Alten Welt zu benutzen, wirkt nicht zielführend. Um dieses Verwirrspiel zu enträtseln, in dem alle Ansätze irgendwie erhalten bleiben sollen, wäre ein stringenter Zeitrahmen und seine Präsentation sehr hilfreich gewesen. Insgesamt wirkt der Versuch eines Autors, der bislang praktisch nicht zu historischen Zeiten publiziert hat, allzu ambitioniert. Ob der stetig voranschreitenden Chronologiekritik mit diesem überaus eiligen 'großen Wurf' Hilfestellung oder ein Bärendienst geleistet worden ist, wird sich zeigen.

Weitere Literatur

Fell, Barry (1976): America B.C.; New York · Toronto

Illig, Heribert (1996): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaike. Eine Verschiebung und ihre Begründung; in *Zeitensprünge* 8 (3) 302-327

Sudhoff, Heinke (1990): Sorry Kolumbus. Seefahrer der Antike entdecken Amerika; Bergisch Gladbach

Wuthenau, Alexander von (1965): Altamerikanische Tonplastik. Das Menschenbild der Neuen Welt; Baden-Baden (Reihe Kunst der Welt. Ihre geschichtlichen, soziologischen und religiösen Grundlagen) zitiert nach der unveränderten Neuauflage, 1980

Zarnack, Wolfgang (2000): 300 Jahre europäische Geschichte erfunden? Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums; in Wilhelm Kammeier: *Die Fälschung der deutschen Geschichte;* Viöl, S. 347-434 (11. Auflage, tatsächlich wohl 2. Auflage)

Neue epochale Funde aus der Karlszeit
Eine sehr ernst gemeinte Glosse
Dieter von Strauwitz

Am Sonntag, dem 26. 08. 1979, bekam Karl Große, Traktorist in der LPG Typ III „ Froher Mut", den Auftrag, zur Sicherung aller im Einsatz befindlichen Mähdrescher und Transportfahrzeuge – die Ernteschlacht um höchste Erträge bei Weizen lief wegen des hochsommerlichen Wetters auf vollen Touren – eine größere Menge Dieselöl bereitzustellen. Er machte sich zum Mittag mit seinem „Beloruss"-Allrad-Trecker und dem mit einem Tank beladenen Hänger mit rund 7.000 Litern Dieselöl auf den Weg zu dem ausgemachten Platz.

Als er an dem sog. Loch, einer früheren kleinen Sandgrube, die zum Ende des 2. Weltkrieges einer Waffen-SS-Einheit als Geschütz-Stellung gegen die anrückenden Amerikaner gedient hatte, vorbeikam, rutschte der Hänger auf dem leicht abschüssigen Gelände zur Seite und geriet gefährlich nahe an den steilen Rand des Loches. Karl Große stieg von seinem Traktor, besah sich die Bescherung und bemerkte dabei mit Entsetzen, dass der Hang langsam abbrach und der Hänger sich dadurch immer weiter zur Seite neigte. In großer Angst rannte er zu einem in der Nähe pflügenden Kollegen auf einem schweren Gleiskettentraktor. Dieser reagierte geistesgegenwärtig, hängte schnell den großen Pflug ab, fuhr von vorn auf das ins Rutschen geratene Gespann zu und zog mit dem eilends ausgewickelten und eingehängten Seil seiner Seiltrommel mit starkem Ruck Traktor und Hänger aus der misslichen Lage. Jedoch hatte sich durch diesen Ruck der Tank von der Pritsche des Hängers gelöst. Er kullerte den Hang in das Sandloch hinab und schlug unten so auf, dass der Ablassstutzen ausbrach. Innerhalb kurzer Zeit flossen alle 7.000 Liter Dieselöl aus und versickerten im Sand.

Nun war guter Rat teuer. Der herbeigerufene Vorsitzende der LPG entschied, dass der Vorfall vertuscht wird, indem der Tank geborgen und über den noch sichtbaren Ölfleck auf dem Grund des Loches, ebenso auf die Spuren am Hang und der oberen Kante solange Sand geschaufelt wird, bis nichts Auffälliges mehr zu bemerken ist. Er befürchtete nämlich zu Recht, dass bei Baggerarbeiten zum Abtragen des ölverseuchten Bodens unter Umständen nicht geborgene Wehrmachts-Munition explodieren könnte. Und das wollte er nicht riskieren.

Zufällig genau 200 Jahre nach diesem Ereignis, es war Donnerstag, 26. 08. 2179, drang eine gutausgerüstete Expedition von Süden her in die seit

etwa 80 Jahren völlig bevölkerungsleere, versteppte und sehr trockene Landschaft vor und stieß bei über Satellit verifizierten Bodenuntersuchungen überraschend auf den mineralölhaltigen Fleck. Genauere Untersuchungen förderten zudem Reste von zwei Ledergürteln zutage, an deren noch leidlich gut erhaltenen metallenen Schnallen in einer Schrift, der karolingischen Minuskel sehr ähnlich, deutlich zu lesen war: „GOTT MIT UNS".

Aus der chemischen Analyse der Ölreste ergab sich zweifelsfrei, dass es sich um stark schwefelhaltiges Erdöl handelte. Die deutlich sichtbare Bodensenke ließ keine Zweifel zu. Hier wurde in karolingischer Zeit Erdöl gefördert. Da bei einer Probebohrung keine größeren Ölmengen mehr ausgemacht werden konnten, musste die Fundstelle über einen längeren Zeitraum, mit hoher Sicherheit um 800 n. Chr., gründlichst ausgebeutet worden sein. Die geförderten Mengen sind zweifelsohne beträchtlich gewesen, denn ein zufällig gefundenes kurzes Eisenrohr, an dem sich sicherlich eine Absperreinrichtung befunden hatte, besaß einen Innendurchmesser von immerhin 120 mm. Geht man von den Drücken aus, die in einer Ölquelle üblich geherrscht hatten, solange auf der Erde noch Erdölförderstätten existierten (die letzten bekannt gewordenen Ölbohrtürme, wie das damals hieß, waren noch bis etwa 2075 auf der arabischen Halbinsel in Benutzung, dann versiegten auch die letzten Quellen dieser natürlich vorkommenden Kohlenwasserstoffverbindungen), dann kann durchaus von einer täglich möglichen Fördermenge in der Größenordnung um 100 m^3 ausgegangen werden.

Die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen waren weitreichend:

In der näheren und sicherlich auch ferneren Umgebung dieser Erdölquelle müssen über einen sehr langen Zeitraum Hunderttausende Menschen in festen Häusern und mit hervorragend organisierten Lebensgemeinschaften existiert haben, die mit diesem Erdöl ihre Öllampen betrieben und sicherlich auch Feuerstätten unterhielten, um mit diesen zu kochen, zu backen und zu braten, ihre Behausungen zu beheizen oder auch Waffenschmieden zu betreiben usw. Diese Erkenntnisse werfen schlaglichtartig ein ganz neues Licht auf die Zivilisation dieser Zeit, vor allem auf die sicherlich sehr hohe Besiedlungsdichte, ein gut funktionierendes Transportsystem mit hervorragend ausgebauten Wegesystemen und auf die kulturell hoch stehenden Gepflogenheiten und Esskulturen, zusammengehalten durch den allumfassenden starken christlichen Glauben, der eindeutig aus der Inschrift „GOTT MIT UNS" hervorging. Es darf also ohne weiteres geschlussfolgert werden:

- Die streng gläubigen Menschen in der Karolingerzeit beherrschten alle Techniken und hatten auch die Mittel, um recht tiefe Bohrungen zu teufen, womit sie große Mengen an Erdöl und damit sicherlich auch an Erdgas fördern konnten;

- sie verfügten über die Kenntnisse und Hilfsmittel, zumindest das Erdöl in großen Mengen über weite Entfernungen sicher zu befördern, zweckmäßig zu verteilen und sinnvoll zu nutzen, was eine hohe Entwicklungsstufe bezüglich Planung, Organisation, Buchführung und finanzielle Abrechnung voraussetzte, ganz ohne Zweifel auch einen hohen Stand der mathematischen Kenntnisse und selbstverständlich zwangsläufig auch die umfassende und nachhaltige Alphabetisierung breitester Bevölkerungskreise bedingte;

- sie müssen wegen der ständig zur Verfügung stehenden Beleuchtung und Beheizung in ihren Wohnstätten und wegen der stets möglichen Zubereitung von Gekochtem und Gebratenem sowie heißen Wassers und warmer Getränke einen sehr hohen Bildungsstand (ein bemerkenswert entwickeltes Schulsystem ist die logische Konsequenz dieser Feststellung) sowie eine gut funktionierendes soziales Dienstleistungssystem (das heißt selbstredend Krankenhospitäler, Altenheime, Pflegestationen für Kranke, Verwundete usw., Wanderärzte, die die medizinische Versorgung auf Befehl Karls des Großen auch in den entlegensten Gebieten des riesigen Kaiserreiches sicherstellten u.v.a.m.) und eine ausgezeichnete Gesundheit mit einem hohen Lebensalter besessen haben, das sie damit weit über das Niveau aller Völkerschaften um sie herum erhob, die diese Vorteile durch die Nutzung des Erdöls nicht kannten. Und das ist sicherlich auch die Voraussetzung dafür, dass es Karl dem Großen mühelos gelang, immer wieder frische Truppen für seine alljährlichen Kriege auszuheben.

Das Problem, an der ehemaligen Förderstelle auf keinerlei Funde technischer Details oder von Mauerwerk, von Siedlungsresten usw. gestoßen zu sein, klärt sich auf schlüssige Weise dadurch – was übrigens unter ernsthaften Karlsforschern schon lange wohlbekannt ist: Die Karlszeit besaß wegen der Naturverbundenheit ihrer Bevölkerung und wegen des hohen Bildungsstandes ein ausgeprägtes Umweltbewußtsein und eine sehr gesunde und geradezu als vorbildlich zu wertende, im festen christlichen Glauben verankerte, auch praktisch gelebte Einstellung zu Vorsorge und Nachhaltigkeit ihrer zivilisatorischen Auswirkungen, gewissermaßen ein nur schwaches Abbild dieser bekannten ungeheuren Lebensleistung, die Karl der Große als Vater aller Karolinger in seiner gesamten Regentschaftszeit ohne jeden Zweifel vorgelebt hatte.

Das bedeutet aber nichts anderes als: Bevor diese karolingische Epoche zu Ende ging und ihre Zivilisation so plötzlich aus der Geschichte abtrat, wie sie erschienen war, hat sie sich gewissermaßen prophylaktisch selbst entsorgt, so, wie sie es auch – von allen Karlsforschern und -verehrern gut tradiert – bei all den Hunderten von Kaiserpfalzen, Klöstern, Kirchen, Vorratsstätten, Siedlungen, Befestigungsmauern usf. aus dieser Zeit getan hatte, einschließlich der Heerstraßen und Handelswege, der übrig gebliebenen Kriegswaffen, Münzen,

Urkunden, Kunstwerke usw. Durch dieses gelebte radikale Umweltbewusstsein ist uns leider nur sehr wenig aus dieser für die Entstehung der Deutschen und des deutschen Reiches so eminent wichtigen Zeit überkommen.

Damit muss die Karolingerzeit in einem ganz neuen, viel helleren Lichte gesehen werden, das viele erst bedeutend später wirksam werdende Ereignisse so bewundernswert vorausschattete.

Dresden, antizipatorisch verfasst am 18. August 2004
Dieter v. Strauwitz

*

Zur ***Lorscher Torhalle*** und zu ihrer Datierung hat Michael Bohrer eine interessante Textstelle bei Günther Binding [in: *Reichsabtei* 275] aufgespürt, die hier in Ergänzung zu Gerhard Anwanders Überlegungen (S. 608) abgedruckt wird.

> "Humann *(30)* geht von dem Gedanken aus, der immer wieder zur Deutung der Torhalle auf die ecclesia varia Ludwigs des Deutschen von 882 führte, und möchte die Torhalle der gleichen Zeit und dem gleichen Baumeister zuweisen; hiergegen sprächen auch nicht die Detailformen im Vergleich mit anderen Bauten. Gleichzeitig weist Schultze *(31)* auf die Verbindung mit römischen Triumph- und Stadttoren hin. Zu einer noch späteren Datierung kommt Lasteyrie *(32)* durch einen Vergleich mit französischen Fassaden. Die Torhalle hätte bei dem Brande von 1090, wenn damals schon vorhanden, wegen ihrer Nähe zur Kirche in Mitleidenschaft gezogen werden müssen. Er nimmt französische Ausführung an und bringt sie mit dem Wechsel des Ordens zusammen, der im 13. Jahrhundert eingetreten ist. Dieser Deutung schließt sich Ahlenstiel-Engel *(33)* an, datiert jedoch die Torhalle in das zweite Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts. Diese Spätdatierungen finden keinerlei Zustimmung."
>
> [Aus: *Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an die Stiftung 764*. II. Teil (HG. Knöpp, Friedrich 1964); Hessische Historische Kommission Darmstadt, S. 275]

Demnach wird hier nicht nur von römischen Vorbildern oder vom Typus eines die "Verschmelzung römischer und fränkischer Elemente zeigenden merowingischen Wohnhauses" [ebd.] mit Einliegerwohnung im ersten Stock gesprochen, sondern es werden antikisierende Bewegungen wie bei der Kathedrale von Autun auch für Lorsch gesehen. Gemeint sein dürften Robert Comte de Lasteyrie, der schon vor dem Ersten Weltkrieg publizierte, und Elisabeth Ahlenstiel-Engel, die um 1922 über Romanik schrieb.

Nachrichten aus der Provinz

Marianne Koch · Andreas Otte

In Ostwestfalen-Lippe, bisher ein weißer Fleck auf der frühmittelalterlichen Phantomkarte, zeigen sich erste gemeinsame Zeitenspringer-Aktivitäten. Begonnen hat alles Anfang 2004 mit dem Studium der Teilnehmerliste des Erfurter Jahrestreffens in Heft 3/2003. Marianne Koch stellte fest, dass es einen Teilnehmer aus Oerlinghausen gab, ein Ort, nur ca. 10 km von ihrem Wohnort Leopoldshöhe entfernt. Ein erster telefonischer Kontakt wurde hergestellt, aber es dauerte noch bis zum April, ehe die Idee zu einem lokalen Treffen der ostwestfälischen Zeitenspringer wirklich Gestalt an nahm. Hilfreich stellte Heribert Illig Adressen von weiteren *Zeitensprünge*-Abonnenten aus der näheren Umgebung zur Verfügung, und es wurde endlich ein fester Termin vereinbart.

Ein freundlicher Feiertag im Monat Mai ließ dann nicht nur die Bäume ausschlagen. Sechs ostwestfälische Zeitenspringer – Ewald Ernst, Helga und Dieter Helbig, (später Angela und) Herbert Helmeke, Marianne Koch und Andreas Otte – schlugen sich ins Gebüsch des Tönsbergs, oberhalb von Oerlinghausen, im Teutoburger Wald, betrachteten Wall- und Steinwerk aus Arminius- oder Wittekindszeit und dürsteten nach Gedankenaustausch auf Grundlage gemeinsamer Lektüre. Leiblicher und geistiger Durst konnten im am Wege liegenden Berggasthof gelöscht werden. Es wurden Bücher herumgereicht, Titel und Anschriften notiert. In geselliger Runde im Gasthof wurden dann auch die *Freunde der karolingischen Baukunst* gegründet. Diesen offiziellen Tarnnamen unseres Zeitenspringer-Grüppchens hat Dieter Helbig ausgeknobelt.

Wir wollen uns in unregelmäßigen Zeitabständen treffen, um individuelle Verstehenshorizonte abzugleichen, Wissen schaffen, auch wenn es noch nicht druckreif sein mag, und uns gemeinsam ansehen, was vor der westfälischen 'Haustür' oft unbeachtet und unbekehrt herumliegt. Letzterem soll auch der Name dienen, schließlich möchten wir von Verwaltern und Hausmeistern unserer heimischen Klöster, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler als Gruppe Einlass in selten zugängliche Bereiche begehren.

Hans Weeg und Horst Nitz zeigten unserem Grüppchen im Juli das römische Corvey bei Höxter auf Grundlage der Untersuchungen von Heribert Klabes. Hier hatten sich uns ca. 30 Mitglieder des Vereins *Arminiusforschung* angeschlossen (oder umgedreht, je nach Sichtweise), deren Teilnahme von uns etwas zwiespältig aufgenommen wurde. Einerseits ergaben sich Gespräche, in denen unter anderem die Phantomzeitthese erläutert werden konnte,

andererseits erschwerte das große, inhomogene Auditorium eine vertiefende Diskussion zu Klabes' Thesen. Schließlich irritierte einige von uns auch das Gefühl, von Regionalenthusiasten vereinnahmt zu werden. Spontaner Abschluss des Tages war die Begehung des nahebei gelegenen Grabungsgeländes von Kloster Tom Roden, welche allerdings von einem Unwetter vorzeitig beendet wurde.

Im August folgte eine Führung durch die Lippische Landesbibliothek Detmold mit ihren Renaissanceschätzen, begleitet von der Einführung in die chrono-rekonstruktion-Website durch Andreas Otte in einem Seminarraum der Bibliothek. Hier waren wir dann bereits sieben *Freunde der karolingischen Baukunst*. Hinzugestoßen waren Horst Nitz (nun offiziell) und Ludger Funke. Der Abend klang mit italienischem Essen und regen Diskussionen aus.

Im Oktober führte uns Ewald Ernst in Paderborn durch Pfalzen und Kirchen auf der Suche nach römischen und karolingischen Spuren. Zwischendurch wurde zur Stärkung der Ratskeller aufgesucht und zum Abschluss im Museumscafé auf dem Domplatz heftig diskutiert.

Im November wurde das Schloss in Rheda besucht und an einer öffentlichen Führung der Grabung am Kolpinghaus in Paderborn teilgenommen. Weitere Besuche (allerdings nach der dunklen Jahreszeit) sind für Porta Westfalica/Minden, Heiligenkirchen und an den Externsteinen in Planung. Ein Besuch der Wittekindstadt Enger musste leider auf unbestimmte Zeit verschoben werden, da das zugehörige Museum bis auf weiteres wegen Umbauarbeiten geschlossen ist. Während des Winters werden wir uns eher im privaten Rahmen treffen und die bisherigen Exkursionen aufarbeiten.

Es lässt sich insgesamt gut an, und die gemeinsamen Unternehmungen machen viel Spaß. Vielleicht sind die *Freunde der karolingischen Baukunst* ein Beispiel für weitere zukünftige regionale Zeitenspringer-Gruppierungen; für eine geeignete Infrastruktur ist jedenfalls gesorgt. Eine eigene Mailingliste (fdkb@forum.chrono-rekonstruktion.de) dient dem Austausch neuester Informationen und der Vereinbarung von Terminen. Zusätzlich werden die Termine der Treffen den angemeldeten Nutzern der chrono-rekonstruktion-Website auf der Startseite angezeigt.

Natürlich sind wir offen für alle *Zeitensprünge*-Leser, die den Anfahrtsweg zu unseren Treffen nicht scheuen.

Marianne Koch, 33818 Leopoldshöhe, Krentruper Str. 2
mariannekoch1@gmx.de
Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Fraglos – ein Zustand von Wissenschaft ?
Eine Rezension zu W. Kliers Shakespeare-Buch
von Heribert Illig

Walter Klier (2004): *Der Fall Shakespeare. Die Autorschaftsdebatte und der 17. Graf von Oxford als der wahre Shakespeare;* Verlag Uwe Laugwitz, Buchholz, 319 S., 17 Abbildungen, ISBN 3-933077-15-X [= K.]

Im Abstand von zehn Jahren legt Walter Klier erneut sein *Shakespeare-Komplott* vor, erweitert, verbessert, vertieft, mit verbesserter Argumentation. Die Thematik gehört allenfalls zur Peripherie der Mittelalterdebatte, aber die Form der Debatte gehört natürlich zur hier interessierenden Frage nach Wissenschaft und ihren Zielsetzungen.

Auf neun Zeilen verdichtet geht es um Folgendes: 1920 veröffentlichte der Schullehrer John Thomas Looney sein *Shakespeare Identified;* seitdem gibt es mindestens drei aktive Parteien: Die Stratfordians halten die Ehre des dortigen Schauspielers William Shakespeare (1564–1616) hoch; die Marlowians lassen Christopher Marlowe (1564–1593) nach seiner Ermordung in einem Londoner Wirtshaus einfach unter anderem Namen weiterleben, während die Oxfordians den 17. Graf von Oxford, Edward de Vere (1550–1604) für den eigentlichen Verfasser von Sonetten wie Dramen halten. Klier fasst in seinem Buch deren Argumentation zusammen.

Hinzugekommen ist in den letzten zehn Jahren wenig von Seiten der Stratfordians, die den Oxfordians häufig gar nicht erst widersprechen, "denn ihre These sei lächerlich". So der Vizepräsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der auf dem Mitgliedertreffen fortfuhr, er "könne sich nicht vorstellen, dass sie in den Medien und der Öffentlichkeit Akzeptanz finde". Der Präsident tat auf derselben Mitgliederversammlung kund,

> "ihm sei es 'völlig Wurscht', wer Shakespeares Werke verfasst habe. Denn für ihn zähle nur der Text" [H.-H. 2001a].

Die Oxfordians können dagegen immer bessere Indizien vorweisen. So etwa die *Geneva Bible* aus dem Besitz von Edward de Vere, in der sich gut tausend handschriftlich Anmerkungen und Unterstreichungen finden, die sich zu einem großen Teil mit Bibelstellen decken, wie sie in den Dramen benutzt werden [K. 174 f.]. Oder der Nachweis, dass ein amtierender Lordkämmerer der Autor von Shakespeares *Kaufmann von Venedig* sein muss – und de Vere ist einer von den beiden in Frage kommenden Amtsinhabern [K. 248 f.]). Hätten die Stratfordians Beweisstücke dieser Güte, würden sie die Kontraposition

mit noch mehr herablassender Häme überziehen, als dies ohnehin geschieht – aber nein, ihnen wären derartige Indizien samt darauf gründenden Überlegungen "völlig Wurscht".

Ohne mich weiter auf die Argumentation des Für und Wider einzulassen, wechsle ich zu den Pflichten eines Anglisten. 'Normalerweise' wird von den Philologen minutiös untersucht, wie Werk und Person zueinander stehen, ineinander aufgehen oder auch gänzlich getrennt zu verlaufen scheinen. Da wird beispielsweise für *Ulysses* von James Joyce ein Kommentarband veröffentlicht, in dem jede Dubliner Kneipe vermerkt ist, die von der Romanfigur Leopold Bloom angesteuert wird, weil auch Joyce sie aufgesucht hat. Nichts liegt näher, als hier dem Schaffensprozess des Genies und seinem Text näher zu kommen zu wollen. Bei Shakespeare soll das jedoch keinen interessieren. Hier ist zu konstatieren, dass die Position der Stratfordians jene der anglistischen Seminare ist, während die Oxfordians meist außerhalb der Universitäten agieren und deshalb gerne als Amateure abqualifiziert werden, ungeachtet ihrer häufig genug akademischen Ausbildung und ihrem Beachten der akademischen Regeln [K. 17].

Dabei wäre beispielsweise die Frage nach den anonym oder pseudonym produzierten Schriften elisabethanischen Lyriker ein Hauptproblem für die Wissenschaftler, müssten sie sich damit nicht in die Nähe des 'Falles Shakespeare' begeben [K. 21]. Der ist schon aus dem Grund schlimm genug, dass ein ungebildeter Provinzler, nach Alfred Kerr "ein Landlümmel" [K. 123] nach London kommt und im Globe Theater auftritt, der ganz offensichtlich weltläufig ist und sich in Jurisprudenz genau so gut auskennt wie in Verona, Venedig oder der Commedia dell'Arte, der sich für Geschichte, Philosophie und Literatur interessiert hat, ein Organ für Musik und bildende Kunst besitzt – und vor allem das höfische Leben selbst im engsten Kreis um Queen Elisabeth aus eigener Anschauung zu kennen scheint. So schützen die Stratfordians einen Dichter ohne Biographie [K. 95], dafür mit einem gewaltigen Wortschatz, der es ihm gestattet, 7.200 Wörtern nur ein einziges Mal zu verwenden – das ist mehr als der gesamte Wortschatz der *King James Bible* [K. 113].

Hochinteressant würde es, wenn ein Aristokrat das bürgerliche Theater vorantrieb; wir denken da etwa an Graf Mirabeau, der die französische Revolution gegen den Adel vorantrieb. Gleichwohl veralbern Shakespeares Texte schon mit sprechenden Namen das 'einfache' Volk, verspotten die Analphabeten, verachten die Kaufmannschaft, interessieren sich nicht für die 'richtige' Religion [K. 119-122]. Ein Aristokrat an der Geburtsstätte bürgerlichen Theaters!? Dass die de Veres von Haus aus ein erfindungsstarkes Geschlecht waren, erweist sich schon daran, dass es über Karl den Großen bis auf Caesar zurück führte [K. 169]. So ergibt sich für Klier folgende Quintessenz: Weil suggeriert wird,

"es sei letztendlich kein klares Urteil über diese Materie zu fällen, was infolge des geisteswissenschaftlichen Trägheitsgesetzes bewirkt, daß die herrschende Meinung weiterhin herrscht"[K. 79].

Wir stehen hier von der bekannten Situation, dass es eine bessere Theorie gibt, aber keine wirklich zwingende.

"Bei einer Beweisführung, die ausschließlich auf Indizien und indirekten Belegen aufbaut, ist jeder einzelne davon nicht stark und unbezweifelbar, kann es auch gar nicht sein, andererseits ist die 'Widerlegung' eines einzelnen Beleges aber auch nicht geeignet, die Theorie als ganzes zu widerlegen. Es bleibt letztlich beim Leser zu beurteilen, ob unsere Theorie ihm besser erscheint als die herkömmliche Sicht der Dinge" [K. 270].

Eine Autorität müsste sich auf die neue Theorie stützen, ab da dreht sich das Ringelspiel in der anderen Richtung. Dann müsste der Wille zum Nichtwissen nicht mehr ausdrücklich geäußert werden und so die wissenschaftliche Auseinandersetzung zur Farce machen [K. 276]. Dann könnte sich die Wissenschaft, in diesem Fall die Anglistik von dem Axiom lösen: "Wissen als Konvention ist im Zweifelsfall wichtiger denn Wissen als Wahrheit"[K. 277].

Allerdings gibt es eine Konkurrenz, die Walter Klier und auch das *Neue Shake-Speare Journal* (acht Nummern seit 1997) weitgehend negieren: Prof. Dr. Hildegard Hammerschmidt-Hummel, Spezialistin im Shakespeare-Bildarchiv der Uni Mainz, vertritt umtriebig die Stratford-Position, wobei sie für die klassischen Stratfordianer Englands und Deutschlands, insbesondere die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, als Provokateurin gilt. Die Dame hat eine klare Vorstellung. Sie legt sich mit der Münchner Schule von Wolfgang Clemen an, "für die der Text im Mittelpunkt steht und die sich mit dem historisch-biographischen Forschungsansatz schwer tut":

"Die historische Quellenlage mit Bezug auf die Identität Shakespeares ist eindeutig; eindeutig ist sie auch hinsichtlich seiner Verfasserschaft an den Werken, die seinen Namen tragen." [H.-H. website]

Für sie werden Verfasserschafts-Thesen deshalb aufgestellt, um die Existenz des Urhebers unvergleichlicher Werke zu mystifizieren [Leserbrief]. Sie betreibt deshalb dasselbe Spiel: aus zunächst vagen Puzzle-Steinen ein hieb- und stichfestes Alibi, sprich die verbürgte Vita von William aus Stratford zu rekonstruieren. Allerdings setzt sie darauf, dass ihre professionelle Einschätzung zu wesentlich stringenteren Kausalzusammenhängen führt als die von einem "Nichtfachmann" wie Klier. So befand sie 1999, dass Shakespeare ein Kryptokatholik gewesen sei, Mitglied einer katholischen Geheimorganisation. Damit erklärt sie auch die "lost years" von 1585–92. In dieser Zeit wäre er in geheimer Mission mehrmals in Rom gewesen, wie sie alten Pilgerbucheintra-

gungen entnahm. Dass dort keineswegs der Name "Shakespeare" eingetragen worden ist, sondern Arthurus Stratfordus Wigorniensis oder D. Shfordus Cestrensis oder Gulielmus Clerkue Stratfordiensis, ist ihr klarer Beweis, dass Shakespeare unter Pseudonym im englischen Pilgerhaus logierte. Wenn einer sich als Stratfordianer bezeichnet, dann muss das Shakespeare gewesen sein, basta. Nichts gegen Indizien, doch wenn sie in ihrem Monumentalwerk über den Dichter [H.-H. 2003, 71 f.] solche und ähnliche Funde als reale, unbezeifelbare Geschichte bringt, dann darf man skeptisch bleiben. Fraglich ist ihr allenfalls, ob der Mann auch 1591 Rom besucht hat, wobei ihr der Umstand, dass er ein Jahr später in London nachweisbar ist, seltsamerweise als starkes Indiz für einen letzten Rombesuch gilt [ebd.].

Solchermaßen emsig voranschreitend, hat Hammerschmidt-Hummel auch gezeigt, dass die "dark lady" der Sonette im Leben Elizabeth Wriothesley, Countess of Southampton, war und sogar eine Tochter vom richtigen Shakespeare hatte. Im August dieses Jahres ließ die Forscherin eine in Darmstadt verwahrte Totenmaske im dortigen Institut für Radioonkologie und Strahlentherapie im Computertomographen vermessen [www1]. Sie hält die Maske als von ihr "bewiesen echt" – obwohl keine weitere aus dem 17. Jh. bekannt ist – und will nun Vergleiche ziehen mit einer von ihr neu entdeckten, aber noch geheim gehaltenen Shakespeare-Büste in England – zumindest das technische Verfahren würde Meinhard Hoffmann [2004] rückhaltlos unterstützen.

Der deutsche wie der angelsächsische Stratfordian lieben das Treiben seiner Spezialistin nicht, während ihr zuzubilligen ist, dass zumindest sie neues Material aufhäuft, das obendrein den 'enormen' Vorteil hat, nicht von "Laien" zu stammen – das betont die Forscherin des öfteren – und so der offiziellen Biographie bedenkenlos inkorporiert werden kann. Dort gibt es genug Leerstellen, die gefüllt sein wollen.

Weitere Literatur

H.-H. = Hammerschmidt-Hummel, Hildegard (2003): William Shakespeare. Seine Zeit – sein Leben – sein Werk; Mainz

- (2001b): Die verborgene Existenz des William Shakespeare. Dichter und Rebell im katholischen Untergrund; Freiburg/Breisgau
- (2001a): "Nicht der Autor, nur noch der Text zählt. Über die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft und ihren eigentümlichen Umgang mit dem Dichter, Die Tagespost (15. Mai 2001 s. www.hammerschmidt-hummel.de/
- (1999): Das Geheimnis um Shakespeares 'Dark Lady'. Dokument einer Enthüllung; Darmstadt

www1 = Shakespeare im Computertomographen

Hoffmann, Meinhard (2004): Nofretete und Eje identifiziert ! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien; in *Zeitensprünge* 16 (2) 462-483

Neues Shake-Speare Journal (Hg. Detobel, Robert u. Laugwitz, Uwe, ab 1997); Buchholz

Register für den 16. Jahrgang, 2004

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. **250**, Heft 2 bis S. **490**. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum

Amann, Peter: Von *The Merrie Thought* nach *The Cursus* – via Stonehenge 60-84

Anwander, Gerhard: Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust [mit H. Illig] 350-357

- : Auvergnatische Impressionen. Reiseeindrücke aus einer "karolingischen" Provinz 595-624

Beaufort, Jan: Zur "Himmelsscheibe von Nebra" von Gerald Schmidt [Leserbrief] 242

- : Richtigstellung zu Lukas 432-435

Benecken, Werner: Der so genannte Karlsgraben 279-308

Birken, Andreas: Rawlinsons fünf Reiche 4-18

- : Zum "Pyramidenirrtum" von Otto Ernst [Leserbrief] 245 f.

- : Aegidius – ein seltsamer Heiliger 358-363

- : Slawen = Ostgermanen? Eine Rezension 558-565

- : Regnum Chlotharii. Welcher Lothar gab Lothringen den Namen? 566-573

Bohrer, Michael: [Zur Datierung der Lorscher Krönungshalle] 703

Brätz, Herwig: Die Weisheit des Esels 364-368

Ernst, Otto: "Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems" von H. Illig [Leserbrief] 248 f.

- : [Ergänzung zu dem Artikel aus 3/2003] 484 f.

Friedrich, Volker: Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451, 400-431

Fritzsche, Fabian: Wikinger in Deutschland 152-169

- : Wikinger am Rhein – oder doch nicht? 347-349 (korrigierte Grafik 592)

-: Wikinger: Korrektur und Ergänzung [mit H. Illig] 591-594

Heinsohn, Gunnar: Säulen der Vergangenheit. Eine Ginenthal-Rezension 36-38

- : Kopflaus und Hominiden-Chronologie 492-496

Helbig, Dieter: [Hinweis auf das Ägyptische Museum, Kairo] 721

Henkel, Martin: „...spâhe sint Peigira." Althochdeutsche Sprache und Literatur und die Phantomzeit-Theorie 125-144

Hoffmann, Meinhard: Ein Pharao verliert seinen Entdecker. Eine Richtigstellung 28-35
- : Nofretete und Eje identifiziert ! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien 462-483
Illig, Heribert: George Rawlinson – continuatus 19-27
- : Die Debatte der Schweigsamen. Zum "Schwachsinn" des frühen Mittelalters 85-101
- : Stabwechsel mit Martin Henkel. Eine Antwort 145-151
- : Höhen und Tiefen der Archäoastronomie. Maya-Kalender und Astrolabien 170-182
- : Die Tyrannei des Trivialen. Zum Mittelalterdiskurs 258-271
- : Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann [mit H.-U. Niemitz] 272-278
- : Schwedens ausgemusterte Karle, Polens noch früherer Königsverlust [m. G. Anwander] 350-357
- : Vinci – Horken – Velikovsky – Heidrich. Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland 444-461
- : Entgegnung auf die Artikelergänzung von Otto Ernst 485 f.
- : C14: einmal mehr desavouiert. Causa Reiner Protsch von Zieten 497-502
- : Der beste aller möglichen Kalender? Eine Rezension zu Anne-Sophie von Bomhard 518-522
- : Ein Impakt in historischer Zeit? Chiemgau-Einschlag und frühere Ereignisse 548-553
- : Wikinger: Korrektur und Ergänzung [mit F. Fritzsche] 591-594
- : Siebigs' Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmitteldebatte und mehr 625-652
- : Von Kolumbus zu Eis- und Eisenzeit. Eine Zillmer-Rezension 693-699
- : Fraglos – ein Zustand von Wissenschaft? Eine Rezension zu Walter Kliers Shakespeare-Buch 706-709
Klier, Walter: [Leserbrief zum Artikel von N. Wandruszka] 487 f.
Koch, Marianne: Nachrichten aus der Provinz [um Bielefeld; mit A. Otte] 704 f.
Korth, Hans- Erdmann: "Die Kurve ist Quatsch". Die ignorierte Phantomzeit als Fallgrube für Naturwissenschaftler 688-692
Löhner, Franz: Einige Gedanken zu Arbeitsabläufen der Vorzeit und der dazu nötigen Technik 503-517
Mittelalter-Debatte, Fortsetzung der 101, 271, 652
Müller, Z.-Angelika: Was ist und wie entsteht ein Symbol ? 215-226
Münster, Sebastian: Auszug aus *Cosmographia* über Besançon und Ellwangen 486 f.
Niemitz, Hans-Ulrich: Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neuein-

schätzung durch Volker Hoffmann [mit H. Illig] 272-278
Otte, Andreas: http://www.chrono-rekonstruktion.de Ein Statusbericht 252-257
- : Nachrichten aus der Provinz [um Bielefeld; mit M. Koch] 704 f.
-: [Hinweis auf die Datenbank] 721
Schwerdtel, Eberhard: Zur "Himmelsscheibe von Nebra" von Gerald Schmidt [Leserbrief] 242-246
Siepe, Franz: Eine Ergänzung zu Joachim von Fiore 102 f.
- : Frankenausstellung in Forchheim. "...das Geschichtsbewusstsein zu fördern und zu pflegen" 309-314
Spillmann, John, H.: Helium lässt die Geochronologie wanken 227-241 (Korrekturen zu diesem Artikel 346)
- : Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese 315-346
Strauwitz, Jürgen von: Neue epochale Funde aus der Karlszeit. Eine sehr ernst gemeinte Glosse 700-703
Wandruszka, Nikolai: Der erste Hufschmied 104-124
Weissgerber, Klaus: Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. 1. Teil (Indica I/1) 183-214
- : "Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems" von H. Illig [Leserbrief] 247 f.
- : Zur indischen Chronologie Grundprobleme. 2. Teil (Indica I/2) 369-399
- : Bemerkungen und Fragen zu Troia. 1. Teil: Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1) 523-547
- : Zur indischen Chronologie. Grundprobleme. 3. Teil (Indica I/3) 653- 687
-: [Hinweis zur Himmelsscheibe von Nebra] 722
Winzeler, Peter: Das Reinheitsdekret des Jakobus und der Apostel in Qumran (Redatierungen zum NT III) 39-59
-; Lukas und kein Ende (Redatierungen IV) 554-557
Wirsching, Armin: Das Himmelsgewölbe auf der Himmelsscheibe von Nebra 436-443
- : Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt 574-590

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter "1. Aufsätze".

Das Gesamtstichwortverzeichnis des *GRMNG-Bulletins* (ab 1984), von *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (ab 1989) und der *Zeitensprünge* (ab 1995) findet sich unter www.chrono-rekonstruktion.de

Aachen 166
Pfalzkapelle 90, 258, 272, 630
Achämeniden 191
Achchijawa=Achaia 458
Adam von Bremen 564
Ägidius, Hl. 358
Ägypten 16, 458, 462, 518, 721
3. Dynastie 484
18. Dynastie 462
Äquinoktien 179
Ära:
Gupta- 369
Kushâna- 653
Shaka- 369, 654
Sothis- 519
Vikramâditya- 674
Aetius, Feldherr 401
Ahlenstiel-Engel, Elisabeth 703
Albanese, Marilia 183, 675
Alexander d. Gr. 201, 381
Alt, Günter 30
Althochdeutsch 125, 146
Altniederdeutsch 127
Altötting 550
Amarnazeit 536
Amenophis III. 454, 540
Amerika, präkolumbianisch 693
Amiens (Kathedrale) 635
Angelsachsen 593
Anthemios von Tralleis 644
Anthropologie 492, 497
Antizipation 700
Anwander, Gerhard 148, 499, 562, 578, 626, 644, 703
Anzy-le-Duc 616
Apian, Peter 295
Apostelgeschichte 554
Archäologie und Mediävistik 262, 638
Archontenlisten 538
Arianismus 433, 584, 623
Arier (Ârya) 189, 450
Aristoteles 538
Arsenbronze 513
Asbest 648
Ashoka, König 199, 370
Asioi (Asier) 656
= Wusun 664
Assyrien 4, 504
Astrolabien 173
Athen, Philosophenschule 646
Atlantis 722
Attila 400
Aurillac (Auverne) 606
Auvergne 595
Aversano-Schreiber, Dagmar 500
Avignon 696
Awaren 580, 628

Babylonien 4
Bäbler, Balbina 644
Bahners, Patrick 268
Baiern 562, 578, 601
Baillie, Mike 92
Baktrien 381, 653
Basilisk 614
Bastert, Bernd 648
Bayeux, Teppich v. 487
Beaufort, Jan 436, 555, 626
Becher, Matthias 89
Beck, Friedrich 290
Becker, Ulrich 679
Benedikt, Hl. 600, 646
Berossos 5
Besançon 486
Bielefeld 491, 704
Birken, Andreas 19, 260, 485
Blaschke, Karlheinz 260, 356
Bleibenutzung, germanische 649
Blöss, Christian 560
Bomhard, Anne-Sophie 518
Bonifaz, Hl. 135

Borgolte, Michael 85
Borst, Arno 95
Breitengrad, (48.) 74
Brioude (Auvergne) 609
Brodgar-Ring 243
Bronze-Erzeugung 513
-zeit 436, 458, 513
Brunold, Martin 176
Buddha/Buddhismus 186, 369
Büsching, Anton Friedrich 355
Bultmann, Rudolf 555
Byzanz 108

Cäsar, Julius 556
Camp d'Attilla 410
Carnevale, Giovanni 631
Carotta, Francesco 433, 556
Catholica 588, 627, 696
Censorinus 520
Chachname 683
Chaldäa 4
Champagne 401
Chandra-Gupta, Herrscher 200, 672
Charpentier, Louis 364
Chartres 364
Cheops 540
Chiemgau-Impakt 548
Childebert II. 579
Childerich 569, 579
Chilperich 569
China 660
Chlodwig 97, 276, 566, 579
Chlothar s. Lothar 574
Christentum, frühes 39, 432, 574, 696
-, frühmittelalterliches 316, 696
Chronologie, ägyptische 4, 20, 37, 518
-Datenbank 256
Dendro- 261, 559, 690
Conques 600
Corvey 704
Cro-Magnon-Mensch 492
C14-Messungen 336, 497, 559, 688

Dachau 647
Dagobert I. 575, 580
Dagobertsthron 276
Dark Ages von Griechenland 533
Darwin/ismus 227, 641
Datenbank-Unterstützung 252, 721
Daxia (Baktrien?) 664
Dendl, Jörg 625
Dendrochronologie s. Chronologie
Detering, Hermann 432
Deukalionische Flut 459
Deutinger, Bernhard 19
Didrik (Dietrich v. Bern) 420
Djoser 484
Doderer, Heimito v. 39
Dorestad 159, 627
Dudo v. St-Quentin 594
Duisburg 162

Ebner, Martin 627
Echnaton 454, 535
Eggebrecht, Arne 30
Eisen-Luppe 515
-Verhüttung 514
-zeit 196, 246, 514
Eje 454, 462
Ekliptik 178
Elderly Lady 472
Eligius, Hl. 113
Ellwangen 487
England 591
Epen, griechische 528
Ephesus 50
Eratosthenes 531
Erdalter 227
Erdbeben 634
Erftkreis 576, 635
Ernst, Otto 246, 485

Ernstson, Kord 550
"Es" 641
Esel 364, 615
Essener 58
Ethnologie 693
Evans, Arthur 534

Fabelwesen 611
Falsifizierbarkeit 145
Fatimiden 248
Faussner, Constantin 601, 626
Fell, Barry 693
Fides, Hl. 601
Fiktion 272
Flechtwerksteine 562, 598
Fletcher, Joann 469
Forchheim 309
Forensische Medizin 462
Fossa Carolina s. Karlsgraben
Franken 309, 566, 574
Frenz, Thomas 93, 173
Freud, Sigmund 641
Fried, Johannes 89, 266, 585, 635
Friedell, Egon 642
Friedhofsberaubung 586
Friedrich I. Barbarossa 634
Furtwängler, Adolf 533
Fuß, byzantinischer 274, 646

Gedächtniskritik 636
Gegenwart 642
Gehirnforschung 635
Geochronologie 227
Geodäsie 60
Ginenthal, Charles 36
Göbl, Robert 654
Goldgewinnung 507
Goldmann, Kurt 299
Goseck, Ausgrabung 243
Gregor v. Tours 405, 566
Greif 614
Grewe, Holger 648
Großmährisches Reich 560
Günther, Karl 150
Gupta-Dynastie 374
-Reich 671
-ära s. Ära
Gutscher, D. 323
GWUP 625

Hacke, Christian 647
Hagia Sophia (Istanbul) 644
Haithabu 156
Halbwertszeiten 227
Hammaburg 161
Hammerschmidt-Hummel, Hildegard 708
Harsha (Herrscher) 680
Hawass, Zahi 33, 721
Heeren, A.H.L. 19
Heidentum 609
Heidrich, Specht K. 3, 444, 527
Heinsohn, Gunnar 191, 216, 355, 526, 582, 626
Heinsohn, Henning 350
Helium-Diffusion 227
Helmer, Wolfgang 465
Henkel, Martin 144
Hephtaliten 677
Heraios, Kushâna-König 657
Herakles = Attarsijas 458
Hermann der Lahme 181
Herodot 9, 532
Herrmann, Dieter B. 92, 625
Hethiter 458, 526
Hidschra 247
Hilton, Michael 556
Himmelsscheibe s. Nebra
Hipposandalen 106
Hoffmann, Viktor 550
Hoffmann, Volker 272, 644
Hollingstedt 157
Holz-Bearbeitung 503

Holzkohle 516
Homer 445, 528
ohne Keramik 448
Schiffskatalog 448
Homo erectus 492
Homo florensis 495
Homo neandertalensis 492, 498
Homo sapiens 492
Horken, H.K. (Krohne, Rudolf) 453
Hou Hanshu (Chronik) 665
Huber, Hans-Georg 486
Hufeisen 104
Hufschmied 104
Humphreys, D.R. 227
Hûna 676
Hunnen 406, 580, 676
Hydatius, Bischof 404

Illich, Bernhard 632
Illig, Heribert 125, 152, 186, 247, 314, 315, 370, 499, 536, 560, 578, 606
Imhotep 484
Immobiliendreisprung 601
Indien (Inder) 183, 369, 653, 694
Industal-Kultur 189
Ingelheim 90, 648
Ingolstadt, fundleeres 88
Interstratifikation 492
Isaak 620
Isenberg, Gabriele 259
Isidoros v. Milet 644
Islam(isches Reich) 58. 249, 563, 683

Jahr, bürgerliches 519
des Elefanten 247
Sothis- 519
Jakobusdekret 39
Jesus 555
Joachim von Fiore 94, 102
Johanneschristentum 433
Johannes Magnus (Store) 351
Johannes Paul II. 85
Jordanes 408
Jou-sous-Monjou 620
Justinian I. 433, 554, 646

Kalenderrechnung 518, 625
Kalinga (Volk) 374
Kammeier, Wilhelm 696
Kanishka, König 668
Karl d. Einfältige 566, 574
Karl d. Gr. 85, 136, 154, 180, 258, 272, 279, 321, 354, 360, 576, 601, 634, 702
Heiligsprechung 642
Reiterstatuette 648
Karl d. Kahle 135
Karlsgraben 279
Karolinger(-Genealogie) 572, 575, 595, 700
Kastelaz (Südtirol) 618
Katalaunische Felder, Schlacht a.d. 400
Katastrophismus 215, 492, 548
Katzinger, Willibald 628
Kelten 60, 537, 552, 694
Klabes, Heribert 704
Klier, Walter 489, 490, 706
Klima-Kurve 688
-Umschwünge 453
Köhler, Ulrich 722
Köln 163, 635
Dom 631
Praetorium 634
Konrad I. 581
Kopernikus 641
Kopflaus 493
Kopten 433
Koran 249, 490
Korfmann, Manfred 534
Kozisek, Jacqueline 549

Kreta 459
Krojer, Franz 92, 626
Kryptovulkanismus 550
Kupferfabrikation 510
Kuppelbau 631, 646
Kushâna 653
KV35 (Grab im Kings Valley) 469

Labyrinth 451
Langobarden 561
Lassen, Christian 653
Lasteyrie, Robert Comte de 703
Latein 125
Lautverschiebung 130
Le Goff, Jacques 85
Leipzig 491, 652
Leo VI., Kaiser 108
Le Puy s. Puy
Lex ripuaria 580
Lex salica 580
Liebhard, Wilhelm 647
Limes 78, 304
Linear B 541
Linguistik 144, 526
Linz 628
Liudger, Hl. 259
Lorscher Evangeliar 97
  Torhalle 561, 606, 703
Lothar 135, 566, 574
Lothringen 566
Ludwig d. Kind 343
Ludwig d. Deutsche 135
Ludwig d. Fromme 312, 343, 600
Lüling, Günter 490
Lukas, Evangelist 39, 432, 554
Luxenberg, Christoph 249
Lydien 11

Magdeburg, Dom 488
Mahâbhârata 195
Mahieu, Jacques de 696
Mann, Michael 688
Manticora 618
Marx, Christoph 216
Marx, Karl 184, 542
Mauriakus, Locus 407
Mauritius-Patrozinien 408
Maurya-Dynastie 198, 369
Maya-Kalender 170
McIntyre, Stephen 691
McKitrick, Ross 691
Medien 4
Megalithikum 242, 260, 537, 560, 694
Memorik 635
Menandros, König 389
Mendelssohn, Gabriele 648
Mengele, Josef 465
Menting, Georg 722
Merkel, Angela 268
Merops = Uchchazitis 458
Merowinger(-Genealogie) 571, 574
Messhöfe s. Viereckschanzen
Metallschmelze 507
Meteorkrater, Arizona 550
Meteoriteneinschlag 548
Metz 405
Minoische Kultur 459, 523
Mittelalter, frühes 85, 102, 104, 125, 145, 152, 170, 183, 258, 272, 279, 309, 347, 350, 358, 369, 425, 558, 566, 574, 591, 595, 625, 653, 688, 693, 700
  -debatte, Fortsetzung der 101, 271, 652
Mittelhochdeutsch 129, 146
Montenari, Michael 548
Mozac (Auvergne) 609
Münster 259
Münster, Sebastian 486
Münsterschwarzach 649
Muller, R.A. 691
Mumien 28, 462

Murray, Alexander S. 534
Mykenische Kultur 523

Nantwein, Hl. 499
Naruszewicz, Adam 355
Neandertaler s. Homo neandertal.
Nebra-Himmelsscheibe 242, 436, 722
Nebukadnezar 13
Neumann, Johannes 150
Neurobiologie 159, 267, 635
Neusel, Martin 96
Nibelungenlied 404
Nicäa, Konzil 99, 188, 625
Nidhart 136
Niemitz, Carsten 500
Niemitz, Hans-Ulrich 560
Nördlinger Ries 550
Nofretete 462
Normannen s. Wikinger

Obszönitäten 616
Odilienberg im Elsass 260
Odyssee 445, 528
Ödipus 454
Olympia 533
-denrechnung 444, 538
Opus caementitium 632
Orcival (Auvergne) 608
Osnabrück, Gymnasium Carolinum 87
Otfried v. Weißenburg 139
Otte, Andreas 251
Otto I. 488, 581
Otto III. 582, 633, 642
Ottonen 576
Oxford, 17. Graf v. 706

Pahl, Wolfgang 34
Paläolithikum 492, 497
Pandareos = Pijama-Radus 458
Papyrus Ebers 520
Patschovsky, Alexander 102
Paulus, Hl. 554
Pavia 618
Pecher, Wolf 289
Peiser, Benny 539
Perler, Dominik 643
Persien 4
Phantomzeit s. Mittelalter, frühes
Phryger 526
Pi 646
Pippin 97, 640
Platon 453
Plejaden 442
Plutarch 448
Polen, erste Könige 355
Polybios 380
Popper, Karl 145
Präkolumbianisch 693
Proksch, Udo 501
Proteus = Proitos 540
Protsch v. Zieten, Reiner 497
Prüm 166
Ptolemaeus, Claudius 174, 522
Purânas 198
Puy, Le (Auvergne) 595

Qian Hanshu (Chronik) 661
Quedlinburg 562
Qumran 45

Rade, Claus Dieter 187
Radulf, Herzog 311
Ramses I. 28, 462
Ramses II. 479, 535
RATE-Projekt 231
Ravenna, San Vitale 632
Rawlinson, George 4, 19
Rawlinson, Sir Henry 4
Reed, David 494
Regulus, Stern 174
Reichsannalen 279, 640

Reichsteilungen, fränkische 566
Reihengräberfelder 98, 561, 574
Rigveda 192
Ringanker 632
Ritter-Schaumburg, Heinz 137, 150, 400
Römer 694
Römisches Kaiserreich 272, 400, 432
Rom 696
Romanismus 623
Rühs, Friedrich 351

Sachsen 578
Saint-Gilles-du-Gard 358
Sakarauken 656
Saken (Sakai) 390, 656
Sammer, Jan 535
Sankt Gallen 339
Sargon d. Gr. 7
Sarmast, Robert 722
Schauer, Peter 722
Schieffer, Rudolf 86, 276
Schiller, Friedrich v. 457
Schliemann, Heinrich 532
Schlözer, August Ludwig v. 356
Schlosser, Wolfhard 436
Schmidt, Gerald 242, 436, 488
Schmitt, Arbogast 489
Scholkmann, Barbara 262
Schröcke, Helmut 558
Schütte, Sven 89, 273, 632
Schweden, regierende Karle 350
Schweitzer, Albert 554
Schwerdtel, Eberhard 436
SCIEM2000 455
Seddik, Wafaa 721
Seewald, Berthold 593
Segni (Latium) 265
Seleukiden 381
Semler, Johann Salomo 353
Sengupta, Chandra 673
Sesostris I. 486
Sethos I. 462, 485
Shakespeare, William 706
Shiji (Chronik) 661
Siebigs, Hans-Karl 258, 630
Siepe, Franz 489, 595, 722
Singer, Wolf 159, 266
Sirius s. Sothis 519
Skythen 656, 694
Slawenfrage 558
Soest 649
Solignac (Auvergne) 613
Sommersonnwendlinie 60
Sothis-Periode 519
Sphinx 450
Steinbearbeitung 503
Steinheimer Becken 550
Steintransport 504
Steuerwald, Hans 445
Stahlerzeugung 514
Stichel, Rudolf 646
Stoll, Heinrich Alexander 533
Stonehenge 60
Storch, Hans v. 688
Straßburger Eide 135, 146
Strömer, Wilhelm 311
Sudhoff, Heinke 693
Sunniten 248
Superimpositionsmethode 469
Svenshon, Helge 646
Symbol/enstehung 215

Tadschikistan 653
Tang-Dynastie 657
Tarnovo (Bulgarien) 510
Tassilo III. 629
-klöster 640
Taube, Stefan 626
Taxila 391
Temperaturkurve s. Klima

Theocharis, Nikolas 644
Theodorid, Westgotenkönig 401
Theodosios d. Gr. 433
Theophanes Confessor 404
Thiel, Werner 259
Thüringen 566, 581
Thukydides 529
Thutmosis I./III. 486, 520
Thutmosis IV. 540
Tocharer 656
Topper, Uwe 187, 555, 627
Trier 165
Troia 444, 523
  an der Ostsee 445
  -burgen 451
  Datierung d. Krieges 531
  = Hisarlik 525
Tübingen 548
Türken 679
Tüttensee 550
Turkestan 656

Überblendtechnik 466

Ungarn 580, 603
Urkunden, gefälschte 86, 626, 635

Vâkâtaka (Herrscher) 674
Vandalen 563
Velikovsky, Immanuel 215, 454, 524, 553
Vere, Edward de 706
Vermessung, antike 60
Viereckschanzen 78
Vikramâditya-Ära 398
Vinci, Felice 444
Völkel, Markus 267, 641

Waldvernichtung 516
Wandruszka, Nikolai 487
Weizhi (Chronik) 667
Weninger, Bernhard 499
Westfalen 498, 704
Wibald v. Stablo 602
Wien 491
Wikinger 152, 347, 591, 602, 627
  -ausstellung Bonn 347, 592
Winzeler, Peter 432
Wunder, Edgar 625
Wurster, Herbert 95
Wuthenau, Alexander v. 693

Xanten 161
Xuan Zang (Pilger) 681

Ydes (Auvergen) 620
Yuezhi (Volk) 659
Yukatan-Impakt 549

Zangger, Eberhard 534
Zarnack, Wolfram 697
Zeising, Gert 97, 649
Zeit 94
Zeller, Manfred 538, 561
Zhang Qian, Reisender 661
Ziermann, Martin 484, 485
Zillmer, Hans-Joachim 693
Zinnbronze 513
Zirkone 229
Zirkumpolarsterne 442
Zürich 315
  Fraumünster 330
  Grossmünster 321
  Karlskult 328
  St. Peter 316

Sonstiges

An der **Internet-Front** sind zwei Ableger der chronologie-rekonstruktion-Webseiten zu vermelden. Zum einen gibt es nun

http://www.zeitensprünge.de/ ,

im Augenblick lediglich ein eigenständiger, separater Einstieg in die bereits auf der chronologie-rekonstruktion enthaltenen Informationen zu den *Zeitensprüngen* mit Online-Abfrage-Funktion über Hefte, Autoren, Stichworte, Titel etc. Zum anderen entsteht nach und nach

http://www.phantomzeit.de/ ,

eine Sammlung von Literatur, Links und Beiträgen zur mittelalterlichen Phantomzeit. Die Beiträge sollen einerseits eine Einführung zum Thema bieten, oft gestellte Fragen beantworten helfen, andererseits aber auch den aktuellen Stand der Forschung im Überblick darstellen und sich mit den Kritikern der These anhand deren Veröffentlichungen (auch und gerade im Internet) auseinandersetzen. Ziel ist es, einen Anlaufpunkt zum Thema Phantomzeit zu bieten, der bereits viele Fragen beantwortet, aber auch Interesse an weitergehenden Informationen wecken soll.

Andreas Otte@chrono-rekonstruktion.de

*

Das **Ägyptische Museum in Kairo** wird aufgeräumt. Weil sein Keller als tollste Rumpelkammer der Welt nun selbst den Verantwortlichen allmählich unheimlich wird, soll alles anders werden. Der umtriebige Zahi Hawass hat als Chef der Antikenverwaltung bereits die Lösung gefunden: Der Herkules für diesen Augias-Stall ist ein Armeegeneral, nicht die Museumsdirektorin Wafaa Seddik. Aber die ist begeistert, weil sich das Museum als Ausgrabungsort der Extraklasse entpuppt:

> "Das ist eine so genannte Scheintür aus einem Grab. Sie stammt sicher aus den Gräbern des Alten Reiches (2740 bis ca. 2180 v.Chr.) in Giza oder Sakkara, aber in welchem Grab sie genau war und wer sie dort wann gefunden hat, wissen wir leider nicht, weil es keine Dokumentation dazu gibt', erklärt Seddik. 'Wir haben hier unten beim Aufräumen echte Schätze entdeckt', schwärmt sie, 'vor allem schöne Särge und auch einige Mumien'" [Clasmann, Anne-Beatrice: Schatzsuche im Keller; in *Lippische Landeszeitung*, 6. 10. 04].

Alle anderen fragen sich, wie viele Funde auch in den Stockwerken darüber wohl nur dank stiller Übereinkunft und nicht nach exakten Aufzeichnungen zu ihrer Katalogbeschreibung gekommen sind.

Ein Fund von Dieter Helbig, Detmold

*

Die **Himmelsscheibe von Nebra** gerät nicht nur vor Gericht in den Verdacht, eine Fälschung zu sein. Der Vor- und Frühgeschichtler Prof. Peter Schauer hat sich zu handwerkstechnischen Ungereimtheiten und künstlicher Patinierung geäußert [Leserbrief F.A.Z., 30.11.04], während der Ethnologe Prof. Ulrich Köhler [dito, 11.11.04] Teile ihres Bildprogramms auf sibirischen und mongolischen Schamanentrommeln des 19. Jhs. wiedergefunden hat.

Ein Fund von Dr. Klaus Weissgerber, Ilmenau

*

Ach ja, **Atlantis** ist gefunden worden, 100 km südöstlich von Zypern. Diesmal wurde der junge Archäologe Robert Sarmast, Los Angeles, fündig oder eher unfündig: Sein Sonar hat in 1.500 m Tiefe Akropolis, Wälle und Gräben gefunden. Noch hat er keinen Mauerstein, Mörtel oder gar ertauchte Funde, aber schon ist ihm klar, dass Platons Angaben in 50 Punkten bestätigt werden [Heinrich, Michael (2004): US-Archäologe: Atlantis entdeckt; in *Abendzeitung*, München, vom 16.11.04]. Nur einen Tag später ließ die Konkurrenz geballte Luft aus dem Wasserschloss entweichen: 'Dummerweise' hatte der Geophysiker Christian Hübscher, Hamburg, erst in diesem Sommer das fragliche Gebiet vermessen, weil hier mächtige Salzschichten unterm Mittelmeer liegen. Sein Ergebnis: Die "Akropolis" ist einer von mehreren submarinen, etwa 100.000 Jahre alten Schlammvulkanen, die dann entstehen, wenn Wasser in die Salzschichten eindringt und den Meeresgrund aufwirft [F.A.Z., vom 17.11.04. Hra: Schlammvulkane statt Atlantis]. Es kann weiter nach dieser Wanderfundstelle gesucht werden.

*

Georg **Menting** hat nun seine eigene Web-site, nicht nur für Waldinteressierte, Evolutionskritiker, Chronologie-Interessierte (oder gar Dodologen):

www.kritische-naturgeschichte.de

Diese Initiative bedeutet gewissermaßen einen Wiedereinstieg in die von den *Zeitensprüngen* derzeit einigermaßen vernachlässigten Naturwissenschaften.

*

Das im Bulletin bereits angekündigte Buch von *Franz* **Siepe**: *Farben des Eros* ist mit 253 S. und 28 Abb. im Kline-Verlag erschienen. *Zeitensprünge*-Abonnenten können es um 3 € ermäßigt für 27,67 € (Porto inklusive) beziehen. Direkt zu bestellen beim Kline-Verlag, Wilhelm-Busch-Str. 2, 35039 Marburg, Fax 06421-164165

*

Okkasion: Um den Mantis Verlag hinsichtlich Lagerraum und Kapitalbindung zu entlasten, wird sein voluminösestes und teuerstes Buch – ***Bayern und die Phantomzeit*** von Heribert Illig und Gerhard Anwander [2002] – den Abonnenten statt für 45,- € ab sofort für 25,- € angeboten !

Mantis Verlag (Abonnenten-Preise ***inklusive*** deutschem Porto)

Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten. *Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand;* 416 S., 24,50 €, für Abonnenten (= f. Abo.) 21,50 €

Volker Friedrich (2004): Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451. Ca. 75 S., Brosch., 7,50 €, f. Abo. 7,- €

Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte
Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken
325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, f. Abo. 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner ([6]2003): Der Bau der Cheopspyramide
270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig ([5]2003): Wann lebten die Pharaonen?
503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

Gunnar Heinsohn ([4]2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes
Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte
170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit
Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände
958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 49,80 €, f. Abo. 25,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung
240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

Gunnar Heinsohn ([3]1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn ([2]1997): Wer herrschte im Industal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

Heribert Illig ([3]1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters', f. Abo. 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 16, Heft 3, Dezember 2004

491 Editorial

492 Gunnar Heinsohn: Kopflaus und Hominiden-Chronologie

497 Illig: C14: einmal mehr desavouiert. Causa Protsch

503 Franz Löhner: Einige Gedanken zu Arbeitsabläufen der Vorzeit und der dazu nötigen Technik

518 H. Illig: Der beste aller möglichen Kalender? Rezension

523 Klaus Weissgerber: Bemerkungen und Fragen zu Troia Erster Teil: Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1)

548 H. Illig: Ein Impakt in historischer Zeit? Chiemgau-Einschlag und frühere Ereignisse

554 Peter Winzeler: Lukas und kein Ende (Redatierungen IV)

558 Andreas Birken: Slawen = Ostgermanen? Eine Rezension

566 A. Birken: Regnum Chlotharii. Welcher Lothar gab Lothringen den Namen?

574 Armin Wirsching: Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint

591 Fabian Fritzsche / H. Illig: Wikinger: Korrektur / Ergänzung

595 Gerhard Anwander: Auvergnatische Impressionen. Reiseeindrücke aus einer "karolingischen" Provinz

625 H. Illig: Siebigs' Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmittelalterdebatte und mehr

653 K. Weissgerber: Zur indischen Chronologie. Grundprobleme: Dritter Teil (Indica I/3)

688 Hans-Erdmann Korth: "Die Kurve ist Quatsch". Die ignorierte Phantomzeit als Fallgrube für Naturwissenschaftler

693 H. Illig: Von Kolumbus zu Eis- und Eisenzeit. Rezension

700 Jürgen v. Strauwitz: Neue epochale Funde aus der Karlszeit. Eine sehr ernst gemeinte Glosse

704 M. Koch / A. Otte: Nachrichten aus der Provinz

706 H. Illig: Fraglos – ein Zustand von Wissenschaft ? Eine Rezension zu Walter Kliers Shakespeare-Buch

652 Fortsetzung der MA-Debatte

710 Register für den 16. Jahrgang

721 Sonstiges

723 Verlagsnachrichten

ISSN 0947-7233